

# Elek-Mantow



Die gesplante Stadt:  
Geschichten des zweiten Zyklus



## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b> - <i>André Wiesler</i>	_____
<b>Elek-Mantow</b> - <i>über die Stadt</i>	_____
<b>Die Ankunft</b> - <i>Peter Thomas Goergen</i>	_____
<b>Eine ruhige Kugel schieben</b> - <i>Claudia Wamers</i>	_____
<b>Ein Stilett zur rechten Zeit</b> - <i>Oliver Nothers</i>	_____
<b>...von Farnen und Bergen</b> - <i>Frank Zankl</i>	_____
<b>Eine offene Rechnung</b> - <i>Claudia Wamers</i>	_____
<b>Die Kriegerin auf der Suche</b> - <i>Jan Rosczak</i>	_____
<b>...von Steinen und Dolchen</b> - <i>Frank Zankl</i>	_____
<b>Das Wäldchen</b> - <i>Claudia Wamers</i>	_____
<b>Vollkommene Rache</b> - <i>Jörg Hugger</i>	_____
<b>...von Wölfen und Hunden</b> - <i>Frank Zankl</i>	_____
<b>Schöne Aussichten</b> - <i>Oliver Nothers</i>	_____
<b>Äh...naja</b> - <i>York Niederkinkhaus</i>	_____
<b>Kettenreaktion</b> - <i>Oliver Nothers</i>	_____
<b>Des einen Freud...</b> - <i>Kai-Florian Richter</i>	_____
<b>Geistesflucht</b> - <i>André Wiesler</i>	_____
<b>Selefras Opfer</b> - <i>Wolf Ulrich Schnurr</i>	_____

---

## Impressum

**Konzept und Idee des Elek-Mantow Projekts:** André Wiesler

**Copyright 1996**

**Autoren dieser Ausgabe:**

Peter Thomas Goergen; Jörg Hugger; York Niederkinkhaus; Oliver Nothers; Jan Rosczak; Wolf Ulrich Schnurr; Claudia Wamers; André Wiesler; Frank Zankl

**Titelbild:** Janina Enders

**Bild auf der Rückseite:** Thomas Peter Goergen

**Redaktionsadresse:** André Wiesler; Viktorstr. 8; 42275 Wuppertal

## Vorwort

André Wiesler

Vielleicht kennen wir uns schon aus dem Heft des ersten Zyklus?! Wenn ja, wissen Sie ja, wie ich zu Vorworten stehe. Ein Vorwort scheint nur einem von drei Zwecken dienen zu können (wobei diese auch in beliebiger Kombination auftreten können):

- 1) Der Autor des Vorwortes, der entweder der Herausgeber oder irgendein anderer berühmter Autor ist, beweihräuchert sich ohne den geringsten Anschein von Scham selber.
- 2) Es werden Zusatzinformationen gegeben, die keiner braucht und die auch keiner lesen will. Trotzdem studiert man sie aufmerksam, denn vielleicht taucht ja irgend etwas auf, das zum Verständnis der Geschichten unbedingt notwendig ist. Aber -natürlich- wird der Leser enttäuscht.
- 3) Es wird hemmungslos Werbung für andere Produkte aus dem gleichen Hause, von den gleichen Leuten oder -unverzeihlich- nur von dem Schreiber des Vorwortes gemacht.

Ich hoffe dieses Vorwort ist da anders. Sie erhalten keine einmaligen Informationen, auch werde ich keine Werbung machen (obwohl Sie natürlich darüber nachdenken sollten, ob Sie wirklich ohne die Geschichte des ersten Zyklus (bereits erhältlich) und die des dritten Zyklus (ab März 1996 erhältlich) leben können - Huch, jetzt habe ich doch Werbung gemacht...).

Ich möchte aber trotzdem versuchen etwas zu berichten, das Sie interessiert. Es ist ein erhabenes Gefühl mitanzusehen wie eine spontane Idee, die im ersten Durchgang mit fünf Autoren auskommen mußte, sich langsam entwickelt und nun, im dritten Zyklus, der auf seinen Einsendeschluß zugeht, bereits 25 Personen des unterschiedlichsten Alters anregt mit ihrer Kreativität zu Elek-Mantow beizutragen.

Damit Sie sich nicht ausgeschlossen fühlen, möchte ich Sie hiermit ganz herzlich einladen: Wenn Sie Lust haben eine Elek-Mantow Geschichte zu schreiben, wenden Sie sich hemmungslos an die Redaktionsadresse, die im Impressum angegeben ist. Dort erfahren Sie dann alles, was sie wissen müssen um selber einen Helden durch die hohen Straßen der Oberstadt oder die schmutzigen Gassen der Unterstadt wandeln zu lassen.

Nun will ich Sie aber nicht länger von dem Genuß der neuesten Geschichten aus der Feder der Elek-Mantow Autoren abhalten.

---

## Informationen zur Stadt:

**Die Welt** auf der Elek-Mantow liegt, heißt Koatlitek. Auf ihr gibt es sieben **Kontinente**. Der, auf dem Elek-Mantow liegt, wird von seinen Bewohnern Nontariell genannt. Die auf Nontariell lebenden Völker wissen nichts von den anderen Kontinenten, da sie in der Seefahrt nicht besonders versiert sind, es gibt aber viele Sagen über diese „anderen Länder in der Ferne“ obwohl sich nur wenige Leute vorstellen können, wie sie aussehen sollen.

Nontariell ist im Prinzip viergeteilt in das Hallakinische Imperium, die Ostländer, die Südländer und das Multorische Reich.

### Das Hallakinische Imperium

Hier lebt das Volk der Hallakine. Sie werden von den anderen Völkern als Barbaren bezeichnet, da sie keinen besonderen Wert auf Wissen oder Wissenschaften legen. Hauptgrund dafür ist wohl, daß ihr Land stets von kaltem Klima dominiert wird. Im Norden des Imperiums liegt

immer Schnee, der Boden ist das ganze Jahr über gefroren und bringt dementsprechend keine landwirtschaftlichen Erträge.

Gen Süden verringert sich die Zeit in welcher der Boden gefroren ist, an der Grenze zum Multorischen Reich ist er sogar ganzjährig nutzbar, obwohl auch hier die Winter sehr streng sind.

Die anderen Völker nennen das Imperium auch „das kalte Nordreich“ und „die grausame Nordfaust“, vor allem weil sie einen recht darwinistischen Umgang miteinander pflegen.

Das Gesellschaftssystem der Hallakine ist matriachalisch orientiert, d.h. die weiblichen Vertreter des Volkes haben das Sagen.

### **Das Multorische Reich**

In diesen weiten Gras- und Steppenlandschaften leben zwei Völker, die seit Jahrhunderten im Krieg miteinander liegen: Auf der einen Seite die früher reichen und dekadenten Multorier, auf der anderen die nomadischen Rekschat.

Die Multorier haben in ihrer Glanzzeit prächtige Städte errichtet und eine hohe landwirtschaftliche Kultur entwickelt. Aus Langeweile und Prunksucht begannen sie dann jedoch eines Tages damit, Rekschat zu versklaven. Da es für die nomadischen Rekschat, die sich selbst die „Freiwilden“ nennen, aber nichts Wertvolleres als ihre Freiheit gibt, entbrannte ein grausamer Krieg.

Durch den immensen Kriegsapparat, den die Multorier im Laufe der Zeit ausgehoben haben, haben sie ihre Landwirtschaft fast vollständig ruiniert. Die Multorier haben deshalb immense Versorgungsprobleme.

Dabei ist das Land in Multor sehr fruchtbar, auch wenn im südlichen Teil des Reiches streckenweise Halb- und Vollwüsten existieren.

### **Die Südländer**

Der Süden Nontariells ist weitgehend von feuchten Regenwäldern und Sümpfen bedeckt. Wegen ihrer Unzugänglichkeit sind die Südländer größtenteils noch unerforscht. Es kommen immer wieder Gerüchte über seltsame Tiere und Völker auf, die dort in den tiefen Wäldern leben sollen. Sicher ist bis jetzt nur die Existenz von Zweien: Den Grantken, die im wesentlichen an den Cro-Magnon erinnern und der Echsenmenschen, im Schnitt über 2 Meter große, aufrecht gehende Echsen mit langem Schwanz und grüner Schuppenhaut. Gerüchte sprechen von Wolfsmenschen und vernunftbegabten Vogelwesen, deren Existenz aber noch nicht bestätigt wurde.

### **Die Panlil**

Die Panlil sind eine Rasse katzenartiger Humanoide aus dem Süden des Kontinents. Sie leben in ihrer Heimat größtenteils vom Fischfang und vom Ackerbau; letzterer wird allerdings mehr und mehr unprofitabel, und aus diesem Grund denken die Panlil darüber nach, auch woanders auf dem Kontinent zu siedeln. Vor kurzem hatte die Hohepriesterin Fyalla eine Vision von Ashkenobistar, in der ihr die Göttin kundtat, daß sie eine Kundschafterin gen Norden schicken sollte.

Die Panlil sind ein an und für sich recht friedfertiges Volk, das Gewalt verabscheut und sie nur im äußersten Notfall als Mittel zum Zweck akzeptiert. Sie sind matriarchalisch geführt, und die Priesterinnen der Ashkenobistar haben großen Einfluß in ihrer Gesellschaft. Die Religion (der Glaube an Ashkenobistar) ist für die Panlil sehr wichtig, und sie sind froh, eine derartig freundliche Göttin zu haben, mit deren Weltanschauung sie sich auch sehr gut identifizieren können.

Wichtige Errungenschaften der Panlil sind geringe Küstenseefahrt, wie auch die Herstellung von Papier. Die Entdeckung dieses Materials führte dazu, daß die Panlil mittlerweile ihren bisherigen Tauschhandel durch eine Papiergeldwährung, Loy genannt, ersetzt haben. Es gibt also wirklich

„Geldscheine“ zu 1, 5, 10, 20, 100 und 1000 Loy; allerdings haben sie -außer für die Panfil - höchstens Sammlerwert.

### **Kasralit**

Die Kasraliten sind ein Volk, das in den Südländern seine Heimat hat. Man kann das Königreich nicht in genaue Grenzen fassen, da die südliche Grenze ständig über die Landkarte geschoben wird, denn die Kasraliten befinden sich in einem schon ewig währenden Krieg mit ihrem südlichen Nachbarland Waslaran. Woher die Gründe für diesen Krieg rühren, können selbst die Ältesten der Kasraliten nur mehr erahnen.

Im Osten trennt das Land ein hohes Gebirge mit verwinkelten Pässen von seinen Nachbarn. Dieses Gebirge wird im allgemeinen einfach als „Der Berg“ bezeichnet und gilt als einer der gefährlichsten Orte, da er als Fluchtwinkel für Diebe und Räuber dient. In der Ebene findet man saftige Wiesen und dichte Wälder, unterbrochen von breiten Strömen und großen Seen. Das Land ist übersät von kleineren Dörfern und kleinen, befestigten Städten, die jedoch im Vergleich zu der Hauptstadt Kasra wie lächerliche Siedlungen aussehen.

Kasra ist eine reiche Stadt, in der sich neben dem Palast des Herrschers und dem Auditorium, in dem der Ältestenrat tagt, auch die Bildungsstätten für die Jungen befinden. Kasra verfügt über ein ausgereiftes Kanalsystem und Frischwasserzulauf durch Aquädukte, sowie über mindestens fünf Theater, in denen zeitgenössische und alte Meister der Dramaturgie ihre Werke vorstellen.

Kasraliten halten zurecht große Stücke auf ihre Ehre und ihre Kultur. Man hat bisher nichts über innerstaatliche Konflikte gehört. Kasralit wird von einem Herrscher regiert, dem eine Art Ältestenrat zur Seite steht. Mitglied dieses Rates ist, wer sich einen Sitz kaufen kann, durch demokratische Wahl Ratsmitglied wird oder vom Herrscher dazu bestimmt ist. Auf den ersten Blick sieht dies ungerecht aus, da sich die Reichen des Landes ihre Stimmen einfach kaufen können, aber da der Herrscher viel Wert auf eine gerechte Verteilung der Stimmen im Rat legt, werden nur ein Fünftel der Sitze durch Verkauf vergeben und diese auch nur für die Dauer eines Jahres. Die Einnahmen aus dem Verkauf der Sitze kommen der Bevölkerung des Landes zugute.

Kultur wird in Kasralit sehr groß geschrieben. Es ist an keiner Stelle des Landes unmöglich, nicht innerhalb eines halben Tagesmarsches in eine Stadt zu gelangen, die über ein Amphitheater verfügt. Auch werden Literaten und Philosophen in Kasralit hoch geschätzt, mindestens genauso hoch wie großartige Kämpfer an der Südfront. Manche von ihnen haben es sogar bis über Kasralits Grenzen hinaus zu Ruhm gebracht, so zum Beispiel der **große Rondar**, dessen Werk „Glaube und Irrglaube“ von den einen als ketzerisches Manifest eines irgeleiteten Idioten verbannt, von anderen als das revolutionärste Werk der letzten hundert Jahre gefeiert wird.

In anderen Ländern haben Kasraliten den Ruf, gute und faire Kämpfer zu sein, mit denen man auch bei einem guten Wein ein interessantes und hochwertiges Gespräch führen kann. Ehrliche Zeitgenossen haben von diesen freundlichen Menschen nichts zu befürchten, hinterhältige Subjekte können sich jedoch genauso gut in ihr eigenes Schwert stürzen, wenn sie versuchen, einen Kasraliten zu hintergehen.

### **Die Ostländer**

Im Osten des Landes erstreckt sich ein Teppich aus Klein- und Kleinstaaten, die in einem fort Bündnisse schließen, brechen und Kriege führen.

Die Bewohner sind meist hellhäutig, Augen- und Haarfarben sind alle vertreten.

Ihre Hintergründe sind zu vielfältig und verschieden, um sie hier auszubreiten, deshalb sollen nur ihre Namen und eventuelle herausragende Besonderheiten erwähnt werden: **Pergemitron**; **Hale**; **Donji Kalamat**; Das **freie Reich Nidjut**; Der **Höllenspfuhl**, der allerdings von seinen Bewohnern, zum größten Teil ehemaligen und noch aktiven Söldnern, die **Güldene Ebene** genannt wird; **Adlerhorst**; **Land der Güte**; **Ferkalitz**; **Wolfshöhle**; **Elek-Mantow**; **Seelenruh** ist ein Zufluchtsort für viele Rekschat die keine Lust mehr auf das Töten und Kämpfen haben. Sie leben mehr schlecht als recht von dem, was sie dem Boden abringen

können; **Pergaminon; Das Tal der Stürme; Atzressadon Kil Magnetep Alistrea;** Das **Großimperische Reich von Helikot III.** Dieser kleine Staat ist immer wieder Grund zum Schmunzeln in den übrigen Ostländern, wenn mal wieder ganz Nontariell zum Reich des Großimperischen Herrschers erklärt wird. Leider fängt der Imperator immer wieder Streit mit umliegenden Ländern an, weshalb man ihm ab und an einen schmerzhaften Klaps auf die sprichwörtlichen Finger gibt. An der Küste des Reiches liegt das kleine Fürstentum Ibrisco.

## Elek-Mantow

### Die Stadt der zwei Gesichter

Elek-Mantow ist durch eine mehrere hundert Meter tiefe Schlucht in zwei Hälften geschnitten, von denen die nördliche die Heimat der elitären Bevölkerung ist, während sich im Süden die Armen und Kleinkriminellen herumtreiben. Die einzige (offizielle) direkte Verbindung zwischen den eigentlich zwei Städten besteht in einer Brücke über die Spalte, die unter strenger Bewachung steht. Die einfallsreichen Bewohner der Stadt finden aber immer wieder andere Wege von einer Seite zur anderen.

Das Umfeld der Stadt ist steinig und unfruchtbar. Die umliegenden Berge sind von Erzfördertunneln durchgraben, die zum Teil noch in Betrieb sind.

**Regiert** wird die Stadt (zumindest der nördliche Teil) von einem Triumvirat. Gemeinsam mit diesem befehligen drei gewählte Richter, die wiederum 20 Unterrichter ernennen, die Stadtwache.

Die drei Mitglieder des Triumvirats und die Richter werden nach einem Prinzip gewählt, daß bei den Bewohnern der Stadt nur „Geldwahl“ genannt wird: Jeder Wähler muß eine bestimmte, recht hohe Menge Geld in die Kasse der Stadt zahlen, sonst wird seine Stimme nicht gewertet.

Es gibt die verschiedensten **Währungen** in der Stadt, die wegen ihrer schlechten landwirtschaftlichen Lage viel Handel treibt. Die einheimischen Geldmittel, die in den Ostländern weit verbreitet sind, nennen sich Sonnen. Es gibt Goldsonnen, Bronzesonnen etc., die wie folgt umgerechnet werden: 1 Goldsonne= 10 Silbersonnen= 100 Bronzesonnen= 10.000 Eisensonnen. Für größere Geldsummen werden Edelsteine oder Gold- bzw. Silberblöcke verwendet.

Das gleiche gilt auch für **Maßeinheiten**. Hier haben sich weitgehend die multorischen durchgesetzt:

1 Laib= 1,5 kg

1 Pfeilbreite= 1 cm

1 Ring= 3 cm

1 Daumen= 5 cm

1 Pfeillänge= 20 cm

1 Tritt= 50 cm

1 Sprung= 2 m

1 Pfeilweite= 100 m

1 Lauf= 1 Kilometer

1 Tagesmarsch= 20 Kilometer

1 Tagesritt= 100 Kilometer

1 Wochenreise= 1000 Kilometer

Die **Zeitrechnung** ist schon etwas konfuser. In Multorien schreibt man zum Zeitpunkt dieser Sammlung das Jahr 1256 nach Multor (n.M.), dem ersten Kriegsherrn bzw. 16 nach Critschak

(n.C.), dem vorhergehenden Krieger-Imperators. Die Hallakine rechnen von Sommer zu Sommer und sind mittlerweile im 127. Sommer nach dem letzten Sommerlosen Winter angelangt. In Elek-Mantow nennt man das Jahr 166 nach der Gründung (n.G.), obwohl diese Zahl von jedem namenhaften Historiker angezweifelt wird, der natürlich gleichzeitig seine eigene anzubieten hat.

Es herrschen die verschiedensten **Sprachen** in Elek-Mantow vor. Die Heimatsprache nennt sich Mantowin und hat eine Unzahl von verschiedenen Dialekten entwickelt. Dann gibt es Hallaksch, die Sprache der Hallakine, Rekischar, die Sprache der Freiwilden, Multor, die Sprache der Multorianer. Dies sind nur die verbreitetsten, es gibt ansonsten noch eine Unmenge Dialekte.

Das Jahr in Elek-Mantow hat 9 **Monate** mit folgenden Namen: Erststrahl; Verle; Bri; Hamilé; Mittmond; Oberring; Talu; Nirtsch; Nontariell.

Jeder Monat besitzt 44 **Tage**, eingeteilt in vier Viertel von jeweils 11 Tagen.

**Monde:** Koatlitek besitzt zwei Monde: Einen weißen, der von einem kleineren goldenen umkreist wird. In der jeweils ersten Nacht des Monats erscheint ein kleiner roter, der seinerseits den goldenen umkreist.

**Das Klima:** Elek-Mantow hat sehr extreme Sommer und Winter, bedingt durch die Kessellage, in der sich im Sommer die Hitze reflektiert und sammelt und der Höhenlage, die vor allem im Winter zu verdammt eisiger Kälte führen kann.

Die ersten zwei Monate des Jahres sind kühl, dann steigt die Temperatur bis zum Mittmond, um in den folgenden drei Monaten wieder abzusinken. Der Tiefpunkt der Temperaturen sind im Nontariell oder im Erststrahl zu erwarten. Die Niederschläge sind im Bri und Oberring am stärksten, mit einer meist sehr trockenen Phase im Mittmond. Man hat schon von Jahren gehört, in denen die Regenfälle im Bri so stark gewesen sein sollen, daß der Boden der Spalte vollständig von Wasser bedeckt war und einige der brüchigen Hütten der Südstadt in die Schlucht gespült wurden.

**Der Boden:** Die Felder um Elek-Mantow werfen nicht viel ab. Sie müssen meistens bewässert werden, und selbst dann ist es noch harte Knochenarbeit dem staubigen, felsigen Boden irgendeine Feldfrucht abzurufen, die diesen Namen verdient.

**Die umgebenden Berge** sind durchfurcht von Höhlen, genutzten und stillgelegten Erztunneln und angeblich verschollenen Städten.

### **-In der Stadt-**

**Die Brücke:** Eine breite Straße aus Granit, an deren Seiten einfache Steinwände auf etwa 1 ½ Meter Höhe aufgerichtet wurden. An einigen Ecken und Enden, vor allem auf der Seite, die der Oberstadt zugewandt ist, hat man mit der Zeit einige Steinfiguren und z.T. sogar vergoldete Statuen aufstellen lassen. Fast jeden Monat wird eine zerschlagen, gestohlen, neu aufgestellt oder ausgetauscht. Das Triumvirat hat nun damit begonnen Geld zu sammeln, um die Brücke mit einer Bronzeschicht überziehen zu können.

Die Zugänge zur Brücke werden rund um die Uhr von der Stadtwache bewacht.

Die Brücke ist der einzige offizielle Weg über die Schlucht, aber die einfallsreichen Geister der Unterstadt haben schon einige andere gefunden.

Um über die Brücke zu kommen, muß man einen Passierschein besitzen, den man nur über einen Leumund in der Oberstadt und gegen eine hohe Gebühr erhält. Natürlich floriert in der Unterstadt der Handel mit gefälschten Passierscheinen.

**Die Schlucht** ist mehrere hundert Meter tief und am Boden mit dichtem Nebel bedeckt, der an feuchten Wintertagen oder extrem schwülen Sommertagen sogar bis an den Rand hinaufsteigen kann. Die Abwässer der Oberstadt werden zum größten Teil in die Schlucht geleitet.

**Stadtwache:** Es gibt neben der Stadtwache, die aus den Steuergeldern finanziert wird und bei weitem die größte Vereinigung bewaffneter Männer und Frauen sein dürfte, auch noch einige „private“ Wachen, die von wohlhabenden Händlern angeheuert werden, ganz speziell ihre Straße, ihren Block oder sogar ihr Haus zu bewachen. Neben der zusätzlichen Sicherheit soll diese Maßnahme meist der Gefahr vorbeugen, daß die „reguläre“ Stadtwache bestochen wird und woanders hinschaut. Dummerweise sind auch die meisten „Privatsoldaten“ sehr offen für finanzielle Zuwendungen...

Die Uniform der offiziellen Stadtwache besteht aus: Kettenhemd, Stahlhelm mit Federbusch in Farbe je nach Rang, schwere, braune Lederstiefel, blaue Leinenhose und einem blauen Umhang mit aufgesticktem Stadtwappen in weißem, Silber- oder Goldzwirn (je nach Rang).

**Das Stadtwappen:** Das Wappen Elek-Mantows wandelt sich praktisch mit jedem neuen Triumvirat, das gewählt wird... Im Moment ist es eine dreizackige Krone, auf deren Zacken Kugeln sitzen, vor einem dreigezackten Blitz von rechts oben nach links unten, dessen Spitze Pfeilform hat.

## **-Religionen/Götter-**

### **Hesvite**

Der Gott der Träume und Visionen lebt, glaubt man den Aussagen der BOTSCHAFT und seiner Priester, jenseits der Mauer des Bewußtseins in den Traumlanden, seiner Domäne, die nur von den Träumenden und seinen heiligen Tieren, den Purpurfalken überschritten werden kann. So wird Hesvite oft als Purpurfalke dargestellt, auf Gemälden hingegen als kleiner Junge mit einem Falken auf der Schulter. Hesvites BOTSCHAFT ist milde und auf eine bessere Zukunft orientiert, genießt daher unter anderem unter den ärmeren Leuten Elek-Mantows einiges an Sympathie. Die Priesterschaft ist meist recht pompös gekleidet, aber unbewaffnet, die Missionare hingegen -geweihte Wanderprediger- bilden mit einer Vielzahl bewaffneter „Laienlektoren“ die schlagkräftige Schutztruppe der Tempel!

### **Selefra**

Wo Macht und Heimlichkeit sich mischen, wo Meuchelmörder Auf- und Abstieg eines Herrschers bestimmen, da soll Selefra im Spiel sein, symbolisiert durch die schwarze Wolke mit den glühenden Augen. Selefras Gläubigen ist jedes Mittel recht, um zu persönlicher Macht zu gelangen -ob offensichtlich oder im Verborgenen- und so gehören zu ihnen neben Meuchlern und finsternen Gestalten auch viele Herrschende, angeblich gar Mitglieder des Triumvirats.

### **Der Brenner**

Ein eher unbedeutender Gott der Rekschat. Er erleidet immerwährende Höllenqualen, die für ihn das Leben sind und er hofft fortwährend auf die Erlösung, auf den Einlaß in das Paradies. Er hat kaum Priester und wird meist im gleichen Atemzug mit einigen anderen der zahlreichen Götter der Rekschat erwähnt und verehrt. Man dankt ihm, daß er einem Hoffnung gibt, in Zeiten, wo alles aussichtslos erscheint.

### **Rautos**

Die Menschen in Regthil sind sehr religiös, sie verehren Rautos, den Gott des Meeres und des Lebens, kennen allerdings auch noch andere Gottheiten, die jedoch keine so große Rolle spielen.



Eine Darstellung Rautos findet nicht statt, aber Möwe und Krähe gelten als seine Begleiter und Beobachter, so daß diese Vögel hoch geachtet sind.

Es geschieht immer mal wieder, daß an der Küste Regthils Gegenstände angeschwemmt werden, deren Herkunft den Menschen vollkommen unklar ist. Diese Gegenstände gelten als Zeichen Rautos und sind somit heilig. Sie werden von der Bevölkerung in die wenigen vorhandenen Tempel gebracht und dort aufgestellt.

**Elek-Mantowin** ist der offizielle Gott Elek-Mantows, der nichts anderes zu tun hat, als die Stadt zu bewachen, gegen Bedrohung, Feinde und Naturkatastrophen. Dabei ist er nicht besonders erfolgreich. Die Spenden an ihn, werden vom Triumvirat heimlich zu gleichen Teilen der Staatskasse und ihren privaten Kassen einverleibt. Es gibt nur einen Priester, und der wird in einer Blitzzeremonie vom Triumvirat ernannt. In Elek-Mantow spenden fast nur die Reichen, denn es gehört zum guten Ton in der oberen Schichten. Die meisten Armen glauben nicht an Elek-Mantowin, und wenn, dann sehen sie die Steuern als genug Spende

**Nofra, Radon, Kasru:** Die Kasraliten verehren drei Gottheiten, Nofra, die Göttin des Kampfes, Radon, den Gott der Künste und Kasru, die Göttin der Fruchtbarkeit. Mit diesem Dreigestirn ist jeder Lebensbereich der Kasraliten abgedeckt - und sollte dies nicht so sein, wird einfach der passendste Gott genommen. Im allgemeinen halten sich die Kasraliten mit der Verehrung dieser Götter sehr zurück, das heißt, daß an ein paar Feiertagen im Jahr kleinere Opfer gebracht werden, eine kleine Zeremonie abgehalten wird.

#### **Ashkenobistar**

Ashkenobistar ist die einzig bekannte Göttin der Panlil; man könnte ihr als Aufgabenbereiche neben ihrem Volk noch am ehesten das Gleichgewicht der Natur und generell Harmonie zuordnen. Sie steht dafür ein, daß alle Geschöpfe der Welt friedlich miteinander leben können müssen, und unterstützt jegliche Vorhaben, die zum Friedensschluß zwischen vorher verfeindeten Gruppen führen sollen. Ihre heiligen Farben sind Grün, Gelb und Gold, und ihr heiliges Symbol ist eine Sonne mit einem (Katzen) Auge darin. Die Priesterinnen der Ashkenobistar spielen in der Gesellschaft eine, wenn nicht DIE Führungsrolle; was die Hohepriesterin spricht, das ist Gesetz, und kann nur von Ashkenobistar selbst widerrufen werden. Die Priesterinnen gewanden sich in den heiligen Farben der und tragen für gewöhnlich keine Waffen. Zu ihren Pflichten gehört es, sich generell um das Wohl ihres Volkes zu kümmern, die Göttin bei Sonnenaufgang mit einem Gebet zu begrüßen und mindestens eine Stunde täglich in tiefer Meditation mit ihr zu kommunizieren.

## Die Ankunft

Thomas Goergen

Zwischen den steilen Wänden aus dunkel-gekochtem Gefels, an der grob und zersplittert gehauenen Zinne einer wie in Kaskaden abfallenden Klamm, hatte ein Tier, ein vierbeiniges Huftier mit schmutzig-filzigem Fell, den Tod gefunden. Abgeglitten von einer weiter oben gelegenen Stelle und eine halbe Pfeilweite unter dem First ins Geröll geschlagen.

Die Bergkruke - das war der Kadaver einer Bergkruke, einer alten Bergkruke - war, getrieben vom Siechtum, vom Schmerz in den Gelenken, auf dem Weg gewesen an eine friedvolle, schattige Stelle, die nicht geblendet war von dem Sonnenlicht, das wie Staub und Mehltau über allem lag, um dort ein leichtes, kühles Sterben zu wählen. Aber der Schutt, der tückische Stein, hatte es gefügt, daß sie doch als rotverkrustetes, verdrehtes Bündel in einer grauen Schlucht endete, wo nun die großen Bastvögel ihre hornigen Schnäbel in die kalte Flanke gruben.

Das waren eindrucksvolle Tiere, mit braunem Gefieder und weißen Krägen, wie die Stadtrichter sie trugen, wenn auch befleckt vom Wühlen im Fleisch, und schartigen, höckrigen Schnäbeln wie große Butterkellen. Die runden, roten Augen mit den eitrigen Lidern und Wimpern waren in der Lage, einen weiten Kreis, ein weites Gesichtsfeld auf einmal zu erfassen.

Jetzt aber fraßen sie, ungestört von einer um die Biegung kommenden, gemächlich kommenden Gestalt, die den Bergpfad, indes in ihren flammend-roten Gewändern wie ein Feuerschein gegen die schwarz-trübe Schlacke der Felswände, langsam entlangwanderte, ihm zur nächsten Wende folgte und dort, südwärts, auch wieder verschwand.

Die Bastvögel erhoben sich nach einer Stunde, um die vierte Stunde nach Höchststand des Tags, und als sie, schnell an Höhe gewinnend, mit dem zerklüfteten, windigen Gebirgshorizont verschmolzen, blieben nur Knochen zurück, ein Gerippe, das von Stund an in der stechenden Mittmondsonne bleichte.

Das Nordtor der gespaltenen Stadt mit seinen klotzigen Türmen und der hochgereckten Wehr lag wie ein müder Wachhund, den breiten Schädel zwischen die Läufe gelegt, in der weißen, späten Bergsonne; und das Stadtwappen - die „edle Wetterfahne“, so der ständig, abhängig vom jeweiligen Virate wechselnden Heroldszeichen wegen genannt und sinnigerweise nur ein eingeschraubter, austauschbarer Bronzeschild - blinzte in die steinerne Öde, die sich vor Elek-Mantow ausbreitete.

Die Wachablösung hatte zwei junge Burschen, Halbwüchsige, „aber was gab es schon zu befürchten?“, vor das Tor in die schwüle Luft befördert, die nun, um Haltung bemüht, angestrengt in die Ebene starrten, die gestrengen Blicke ihres Vorgesetzten Matjek im Rücken.

Die Rüstung klebte an ihnen wie ein nasser Sack. Jedes unverfängliche Gespräch verlief sich. Der letzte Reisende war schon vor Stunden durch. Ein stummer Fluch folgte auf den and'ren. Der eine, ein sonnenverbräunter, leicht regthiloider Kerl mit angenehmen, leider pockennarbigen Zügen, sah ihn zuerst.

Die rote Gestalt marschierte bedachtsam, aber entschlossen über die breite Straße auf Elek-Mantow zu.

„Siehst Du's?“

„Ojh, haa...“, knurrte der andere.

„Siehst Du's?“, wiederholte der erste, die Worte drängend gedehnt.

„Ja, Mann, ja, eh'r als Du...!“

Nach kurzem Schweigen: „Gut!“

„Ah - und was jetzt?“

„Wie - was jetzt? Was heißt das - was jetzt?“ Sie musterten sich gereizt: „Eh, Mann Manto'ins, vergiß es!“

„Gut...“

Die rote Gestalt schien in eine zügigere Gangart zu fallen, inzwischen hatte sie sich rasch dem Nordtor Elek-Mantows genähert, ein in wehende, scharlachfarbene Gewänder gehüllter Mann mit einem langen Stab und einem geschnürten Reisesack.

Als er die Wachen bald erreichte, traten beide in geübter Bewegung vor und sperrten den Weg, ein Vorgang, den sie sich bei einem weniger *fremden* Besucher sicherlich erspart hätten. Der Fremde verlangsamte und blieb vor den Wächtern stehen.

Der Regthiloide maß den Besucher von oben bis unten mit neugierigen Blicken. Der andere wollte indes seine Aufgabe so schnell wie irgend möglich hinter sich bringen: „Elek-Mantow, Oberstadt, Nordliches Tor“, schnarrte er herunter, „wer...“ Er unterbrach sich, denn der Rote sah ihm mittlerweile voll ins Gesicht, und er blickte in ein bleiches, glattes Antlitz mit buschigen, steilen Brauen bis an die Schläfen und eigenartigen, ja so höchst andersartigen Augen, die wie eine schwarz-weiße Spirale, sich drehend wie ein Rad, wie's schien...

Ein Stoß in seine Seite weckte ihn. Sein Kamerad hatte den Abbruch der Paßformel bemerkt und rempelte ihn, sichtlich verwundert über die Verwirrung seines Freundes, mit dem Ellbogen an.

Der Fremde beobachtete dies mit einem unerhört erheiterten Ausdruck in seinem flußkieselglatten Gesicht, bevor er sich regte und, in einer flüssigen Verneigung, folgendes auf die gestörte Frage des Postens erwiderte: „*Elece-Mantau seolatun*, Elek-Mantow sei gegrüßt, von Lanungo Buzecchia, Atamanai im Jahr der goldenen Otter, *Dahreishk abdel*. So bitte ich denn, eingelassen zu werden!“

Die darauf eintretende, maulaffenfeile Stille wartete er in ruhiger Haltung und geduldig ab.

Der Matjek schaute von den bronzegefaßten Wachsplatten auf, in die er sorgfältig die Zeitpläne für den kommenden Oberring ritzte. Seit einigen Minuten standen seine beiden Posten jetzt außerhalb des Blickfelds der Wachstube, ein Umstand, der ihn weniger beunruhigte als lediglich störte - „diesen Krukenköppen war's zuzutrauen, sich zum Wasserlassen zu verdrücken, nebenbei ein ganzes Heer an Zollschiebern nach Elek-Mantow spazieren zu lassen! Niederste Hölle!“

Mürrisch rammte er den Griffel in das weiche Wachs, stemmte sich hoch und trabte nach draußen, ein Ausbund an Strenge und verletzter Seelenruhe.

Da standen sie ja, seine ganz besond'ren Freunde, dicht an dicht wie Schafe im Nontariell - was haben die denn, ist da denn wer, „was, zum Henker...“, fauchte er, mehr zu sich, dennoch hörten es die zwei und gaben hastig die Sicht frei, etwas verstört und fluchtartig, dachte der Matjek überrascht...

„Ich grüße Euch, höherer Wachmann“, sagte der rotgekleidete Mann mit höflichem Kopfneigen. „Gibt es sonst noch Fragen, die zu beantworten, Ordnungsmäßigkeiten, welche zu beachten wären?“ Sein Mund lächelte ein kleines Eisensonnenlächeln.

Wenig später ging bei Hauptmann Larkur vom städtischen Wachzug die Nachricht ein, daß ein atamanischer Sammler am Nordtor stehe und Einlaß begehre nach Elek-Mantow.

Hauptmann Larkur besah sich den Besucher so genau, wie es die Erfahrung seiner langen Dienstjahre mit sich brachte. Dieser saß verschränkten Knies, gelassen und still, den kupferumwundenen Stab geschickt und mit quietschendem Geräusch in die Bohlen des Wachamtes drehend (ein ziemlich berückender Duft, ein schweres Parfüm ging von ihm aus - aber die olifaktorische Begabung dieser Leute war ja legendär), und machte den Eindruck eines Mannes, der solchen Aufwand schon des öfteren erlebt hatte.

Die Verbringung in die Stube des Hauptmanns hatte er, so der Matjek, mit der Bemerkung hingenommen, daß, wenn er in dieser Weise die Dienstränge hinaufgereicht werde, er sicher bald vor dem Triumvirate persönlich erscheinen werde.

Larkur schüttelte insgeheim den Kopf. Seine verletzungsbedingte Versetzung von den Brückenzügen in die Oberstadtverbände lief mit Ende des Mittmonds aus; indes wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß ihm die - in seinen Augen - bedeutungslose Tätigkeit am Nordtore noch eine derart exotische Begegnung bescheren würde.

Ein eigens angelegtes Verzeichnis belegte, daß der letzte dieser 'atamanischen Sammler' vor etwa acht Jahren Elek-Mantow besucht hatte und Elek-Mantow hatte nichts mit ihnen zu schaffen gehabt in dieser Zeit, abgesehen von der am Marktplatz gelegenen, ständigen atamanischen 'Botschaft' - eine Erscheinung, von der alle Metropolen Nontariells berichteten - die aber keinerlei Verkehr mit den zuständigen Stellen pflegte, nicht im mindesten diplomatischer Arbeit nachging, von der keiner wußte, ob und was für Aufgaben diese Botschaft hatte - obendrein gab es an keinem Orte Nontariells einen atamanischen Staat, was die Einrichtung einer 'Botschaft' vollends als Wirrzeug, als Irrsinn entlarvte...

Doch die 'Botschafter', grauhäutige, riesenhafte Greise, meist mit Dienstjahren um die dreissig! überreichten bei Antritt ihrer rätselhaften Mission, neben einer Vielzahl merkwürdiger Briefe und Siegel, immer so ungeheure Summen reinen Goldes sozusagen als Beglaubigung, daß - aus Sicht der Regierenden - nichts gegen diese Einrichtung einzuwenden war.

Aber die Atamanen, oder 'Sammler', waren etwas anderes. Die Greuelgeschichten über diese Diebe, Mörder, Hexenmeister, weiß die silberne Verdammnis, was sonst noch alles... Das einfache Volk fiel regelmäßig in Angst und kaltes Entsetzen, wenn ein Sammler sich zeigte...

Larkur betrachtete das stille, friedliche Gesicht, auf welches das flammende Gewand einen rötlichen Abglanz warf, und ihm wurde zugleich bewußt, daß kaum ein anderes Volk so unter den anderen Völkern gelitten hatte wie die Atamanai. Keine Zeit, kein Land auf Nontariell, wo sie nicht verfolgt und vernichtet, hingeschlachtet worden waren. Die letzte Verbrennung! eines Sammlers in Elek-Mantow, nicht etwa im Rattenloch, sondern hier oben, in dieser Welt der Aufgeklärtheit und Kultur, lag keine zwölf Jahre zurück.

Insofern gebot schon die Wahrung der öffentlichen Ruhe, daß jeder Sammler einer andauernden, genauen Überprüfung unterzogen wurde - ganz zu schweigen von den Gefahren, die von diesen „roten Teufeln“, durchfuhr es ihn, selber ausgingen.

Larkur fand seine erfahrene Besonnenheit wieder. Er räusperte sich, so daß der Rote erwartungsvoll aufblickte - die Augen, man trat dich vor den Augen gewarnt - und sagte, mit bewußt schweifendem Blick: „Euer Name war...?“

„Lanungo Buzzechia.“ Er schien durch die Fragerei nicht im geringsten ermüdet zu sein.

„Und weiter?“

„Sammler im Goldenotter-Jahr, *Dahreishk abdel...*“ „Was?“ „Ah, *cusa val*, eine fremde, ungewohnte Sprache... („Von wegen, Vielzunge, dein Akzent ist dünn wie Öl auf Wasser!“) ... wartet - ah, treffend wäre es zu sagen, ich sei ein 'Meisterer der fünften Herausforderung', das ist aber von wenig Belang!“

Er solle ihm die Auswahl überlassen, was von Belang sei und was nicht, entgegnete Larkur trocken.

„Natürlich, *Cer* Hauptmann, wie Ihr wünscht.“

Woher er komme, beantwortete der Sammler, der sich Lanungo nannte, mit „Atzressado“, davor sei er durch die Südlande gezogen; auf die Frage, was er hier wolle, gab Lanungo eine artige, liebenswürdige Antwort, die der Wahrheit ersichtlich so nahe kam wie der Himmel der Erde - dabei aber schimmerte die durchtriebene Heiterkeit des Ertappten in seinen Lidern, der weiß, daß die Lüge dem Fragenden diesmal vollauf genügen muß.

Larkur wußte es auch. Ein Verdacht eines Verdachts eines Verdachts. Die Befürchtung einer Befürchtung. Er seufzte. Eine Weile noch blätterte er noch unschlüssig in den vor ihm liegenden Papieren, dann stand er auf.

„Ihr könnt gehen, Eurem Aufenthalt“, sagte er zu dem Sammler, der sich gleichfalls zu seiner vollen rotleuchtenden Länge erhob, „steht nichts entgegen.“ Er rang sich ein wenig herzliches Grinsen ab: „Eure Sorge, den Mitglieder des hohen Rates zu begegnen, ist sonach unbegründet, aber...“

Er umrundete seinen Tisch, trat an den Besucher nahe heran - der Duft betäubte ihn geradezu - und sagte, langsam und deutlich, am Gesicht des Sammlers vorbei, in dessen Ohr: „...aber Ihr wißt, daß, solange Ihr hier seid, hier in Elek-Mantow, Ihr unsere besondere - treffend wäre es zu sagen, 'Aufmerksamkeit' genießt. Das ist aber - von wenig Belang! Ihr versteht..., der fremden Sprache zum Trotz...“

Im Profil des Atamanen arbeitete es, ein starres Lächeln malte sich darin, und mit einem Nicken zeigte Lanungo sein Verständnis - dann schnellte sein Kopf ruckartig herum und schlaghaft trafen sich ihre Augen, der Hauptmann, ein großer, starker Mann, der Sammler, der ihn fast noch überragte, und in der dreifachen Iris des Fremden, schwarz und weiß und schwarz, dann weiß, hörte Larkur, wie fern und voll von Bitterkeit: „Ihr! Ihr alle, was verfolgt Ihr mich, mich und mein Volk! Noch vor der Zeit müssen wir trinken das Gift eurer Angst! *Ah'kaldach!* Und doch - *kann es uns nicht töten!* Und eure 'Aufmerksamkeit' - ist *nichts...*“

Larkur fuhr hoch, da war der Sammler schon im Rahmen der Tür. Ein letztes Mal wandte sich Lanungo zurück, deutete eine kurze Verbeugung an: „Auf bald, *Cer* Hauptmann, *pantuino*. Eure Götter mögen wachen über Euch!“ Nach diesem Gruß verließ Lanungo Buzecchia das Wachhaus und die Feste der Wache, wo die seltsame Befragung stattgefunden hatte.

Hauptmann Larkur ordnete seine Gedanken. Zumindest glaubte er, zufrieden mit sich sein zu können, was die 'Bestätigung' (seine Mundwinkel zuckten) einiger Atamanai-Gerüchte anbelangte, zumindest war der Rote nunmehr gewarnt, zumindest, zumindest...

Aber die Worte - konnte man das 'Worte nennen, was er hörte, meinte zu hören, als ihn die Augen des Sammlers gefesselt hatten? -diese Worte hatten sich festgebissen und er meinte ihren traurigen Klang noch lange danach zu hören; erst gegen Abend vertrieben Geselligkeit und andere Zerstreuung zumindest ihren anhaltenden, bitteren Nachgeschmack. Zumindest...

Die Mittmontage waren noch lang und trocken. Und gegen Abend schwächte sich das Licht gegenüber der Grelle des Tages angenehm ab; an besonders schönen Abenden tauchte die Dämmerung die Türme und Dächer der Stadt in einen weichen, kupfernen Ton.

Der Marktplatz war fast menschenleer, die einzelnen Stände schlossen ihre Läden. Erst später würden sich die Straßen mehr oder weniger wieder beleben, wenn die Leute noch Lust verspürten, ihre Atrien und Gärten noch zu einem kleinen Umzug zu verlassen, nach der einen oder anderen Gesellschaft Ausschau zu halten, oder romantischeren Gefühlen Raum zu geben unter der zumeist wolkenfreien, glasschwarzen Nacht.

Noch vor Sonnenuntergang schritt Yanec d'Ibrisco über die Brücke hinunter in die Südstadt, nachdem er den Nachmittag lesend in der Bibliothek verbracht hatte; zum einen, weil, wie Hesnate lehrt, der Gläubige auch seinen Geist an die ihm zugewiesenen Tränken führen muß, zum anderen war die Bibliothek mit ihren Plätscherbrunnen und den klug gestaffelten Rinnen, darin strömendes Eiswasser herrliche Frische verbreitete, tagsüber einer der willkommensten Orte bei dieser Hitze.

Nun aber würde Yanec ein Nacht Mahl zu sich nehmen, ein leichtes, vorzugsweise mit viel Obst, bis Einbruch der Nacht in einen entspannenden Schlaf fallen, um ausgeruht einen seiner Streifzüge durch die Unterstadt anzutreten, der Bekehrungsarbeit im Namen Hesnates

nachzugehen - eine gewiß ehrenvolle Tätigkeit, deren Lohn aber nun wirklich in ihr selbst zu suchen war.

Bei aller Verehrung und Liebe, die der Priester für Hesvite hegte, war Yanec nicht zu einem blauäugigen, salbadernden, entrückten Narren geworden; sein Schwert schien ihm nach wie vor eine der wertvollsten Stützen zu sein, an der das zarte Kind, das 'Glaube' hieß, im Rattenloch das Laufen würde lernen.

Unweit seines Hauses, nahe des Heiligtums seines Gottes, drang Yanec plötzlich der Fetzen eines Schreis ans Ohr, gebrochen durch die geduckten Wände der schmutzigen Häuser. Dennoch ließ sich die Richtung verfolgbar bestimmen.

Etwas unschlüssig stand der Ritter, waren doch Schreie die ordentlichen Geräusche der Nacht, insbesondere einer Nacht im Rattenloch, indes als sich ein dünnes Heulen, ein schwacher Hilferuf über den abebbenden Geräuschbrodem der Armenviertel legte, kehrte er auf dem Absatz um und fiel in einen raschen Lauf.

Bald konnte er ein wüstes Fluchen vernehmen, dessen Inhalt bei freier Auslegung schwarze Scharen blutsaugender Raben nebst des unheiligen Wirkens der Seelenfresser auf irgendeinen Unseligen herabbeschwor - unversehens war Yanecs Eingreifen eine Grundsatzfrage geworden: das Opfer der Verwünschung galt es von einem wahrscheinlich verbrecherischen Tun abzubringen, die Quelle dieses Unflats an Wort und Geist aber mußte wenigstens höflich, doch bestimmt auf die Verfehlung hingewiesen werden, die das Begehren birgt, einen Mitmenschen unverzüglich verfaulen zu sehen.

Um die nächste Ecke wurde er Zeuge des Geschehens: zwei in dreckstarrenden Lumpen steckende Jungen, im Handgemenge mit einem knochigen Weib mittleren Alters, aber durch Hunger und Geschwüre als Greisin gezeichnet - wohl hatten die zwei die Frau wirklich für eine schwache, alte Zause gehalten, waren jetzt von heftiger Wehr überrascht - und ihr endlich, bevor Yanec heran war, ein schon arg zerfleddertes Brot entrissen, umdrehten, stolpernd und hustend die Gasse entlangrannten.

Der Priester wußte sich als guten Läufer, aber zwei Gassenjungen in diesem Gewirr von Häuserwänden bei deren Vorsprung einzuholen, erschien ihm kaum möglich. Er nestelte bereits in seiner Börse, um der armen Frau, die sich inzwischen nur noch einen schrillen Schrei nach dem anderen entrang, die Möglichkeit eines neuen Brotes zu geben - als diese abbrach, weit aufgerissenen Auges, dafür ein kehlenloses Kreischen aus der Richtung der wilden Flucht herüberdrang.

Verwundert blickte Yanec auf.

Die jungen Diebe waren nicht weit gekommen. Der eine lag rücklings im Schlamm der Gasse, der andere kauerte sich in eine morsche Tür. Über ihnen, im rötlichen Licht der Dämmerung, erhob sich eine scharlachfarbene Gestalt. Ein langer Stab drückte den Liegenden fest in den Morast, mit der freien Hand, die vorstieß wie eine Schlange, wand das Wesen ein Messer aus der Hand des Zweiten - dieser versteifte sich plötzlich, stierte nur noch, kaum anders als das Frettchen auf den geschuppten Feind, dem Roten ins Gesicht, aus seinem Mund kamen röchelnde Laute... Mit sanftem Griff nahm der Rote das Brot, das der Liegende zu halten nicht die Kraft aufbrachte, stieg dann über die beiden hinweg und näherte sich Yanec und der Frau. Er hatte bereits eine halbe Pfeilweite zurückgelegt, als erst wieder Leben in die geschaßten Wegelagerer kam, und einen Sekundenbruchteil später waren die beiden verschwunden.

Yanec maß den Fremden neugierig von Kopf bis Fuß, als dieser auf die Frau zutrat und mit einem zuvorkommenden Nicken ihr das Brot überreichte. Doch erstaunlich, ja entsetzlich war die Antwort, die die Frau ihm gab: sie riß ihm den Laib aus der Hand, ihr Gesicht verzerrte sich, als sähe sie ein widerliches Insekt, sie sah mit einem mal häßlicher aus als je zuvor. Sie krauste die schmalen Lippen, „Ataman - *Geshrec!*“, stieß sie hervor und mit geschürztem Maule spie sie ihn an.

Sie umkrallte ihr Brot und floh, das Zeichen gegen den Teufelsblick mit den Fingern der hochgerekten Linken, die Straße hinab und hinfort.

Yanec war erschüttert - besonders in Ansehung des Wertes, den ein einziger Kanten Brot für die Armen der unteren Stadt bedeutete, war der Ausbruch des Weibes eine so unverhohlene Zurschaustellung reinen Hasses, daß der Missionar die kalte, ungezügelter Wut in sich aufsteigen fühlte. Dabei spürte er die eigene Hilflosigkeit gegenüber einem Verhalten, das er nicht verstand.

Dann erst: „Ataman - *Geshrec!*“ Fahr zur Hölle - Atamane... Der Mann war ein... Der eigentümliche Blick des Roten machte ihm klar, daß er offenen Mundes starrte. Er riß sich zusammen.

„Geht es Euch gut?“

„Ich danke Euch“, erwiderte der Atamane. „Ja, mir geht es gut!“ Er angelte mit einer flinken Handbewegung ein feines Tuch aus seinem Ärmel - es war so rot wie der Mohn der Täler - und rieb über die Stelle, wo ihn der Speichel auf sein Wams getroffen hatte.

Der Priester war durch diese Begegnung vollkommen verwirrt, zugleich aber begeistert. Er hatte noch nie in seinem Leben einen atamanischen Sammler lebendig und in unmittelbarer Nähe erlebt, nicht als gelehrtes Kapitel in den Schilderungen eines Rondar von Kasra, sondern in Fleisch und (wahrscheinlich) Blut...

Er zögerte nicht, seine rechte Hand schoß geradezu vor: „Yanec Hesvitiel d'Ibrisco, Missionar und Ritter“, hielt er nicht an sich, und als der Rote, unübersehbar amüsiert, seinerseits ihm die Hand reichte, schüttelte er diese schmale, wachsbleiche Hand mit einer kindlichen Freude.

Der Rote entzog sich ihm aber rasch. Dann deutete er auf das heilige Zeichen auf Yanecs Brust: „Hesvite“, sagte er.

Yanec war entzückt. „Und wer seid Ihr?“, erkundigte er sich, hastig, als er merkte, daß der andere sich anschickte zu gehen.

„Ah! *Cusa, Cer d'Ibrisco*, ich vergaß, *cusa val.*“ Der Atamane neigte das Haupt, lüftete das samtrote Barett und enthüllte einen fabelhaft blanken Schädel. „Lanungo Buzecchia, Sammler vom Volk der Atamanai im Jahre der goldenen Otter, *Dashreishk - cusa...* Meisterer der fünften Herausfor...“

„Goldene Otter? Goldene Otter?“ Fieberhaft kreisten Yanec's Gedanken um die entsprechenden Stellen in Rondars 'Glaube und Irrglaube', dann erhellte sich seine Miene: „Goldene Otter - ich kenne eure Zeitrechnung - o Hesvite“, schlug er sich vor den Mund, „Ihr seid uralt...“

Jetzt zeigte Lanungo ein echtes, breites Lächeln. „Nun, alt für euresgleichen“, erwiderte er freundlich, „jung für meinen Stamm! Vergleichsweise sind wir sonach altersgleich.“

„Unglaublich!“ Yanec schüttelte den Kopf. Unvermittelt wurde er aber ernst. „Die Frau eben - Ihr müßt verstehen...“

Da gefroren die Gesichtszüge Lanungos, mit einer abwehrenden Geste trat er zurück: „Nichts erklärt mir, Priester der Hesvite“, sagte er scharf. „Ich denke, daß ich besser verstehe als Ihr, was eben vorgefallen ist - ein weiterer Auftritt in dem Schauspiel, dessen Buch nicht selten von Euresgleichen geschrieben wurde!“ Er wandte sich ab. „Nun muß ich gehen!“

„Oh - aber - bleibt nur, bleibt...“, die passenden Worte standen Yanec nicht zu Gebot, „ich könnte...“

„Nein, heute nicht, *Cer d'Ibrisco.*“ Lanungo war schon ein paar Sprung gegangen. „Ich habe meinen Gang durch Elek-Mantow vorerst beendet, in der Botschaft werde ich schon erwartet. Leb wohl, *pantuino*, Priester!“ Noch einige Schritte tat er, dann schien ihm etwas in den Sinn zu kommen und er kehrte sich noch einmal um. „Noch etwas, *Cer d'Ibrisco*“, sagte er fast zu leise. „Bedenkt, wer ich bin und urteilt dann, ob ich der richtige Umgang bin für einen geweihten Mann, wie Ihr es seid! Bedenkt es wohl. Ich bin wirklich, bin echt - nicht sehr

entfernter Gegenstand gelehrter Schriften!“ Er hielt inne. „Ich wünsche Euch eine gute Nacht.“ Und mit diesen Worten entwich er, wie ein eilig-roter Vogel, in die Dunkelheit.

Noch eine Weile stand Yanec unbewegt, nur wiegte er nachdenklich den Kopf. Nach wie vor faszinierte ihn der Fremde - Angehöriger einer fast verschwundenen Art, alt wie die Welt - und ebenfalls erschien ihm dieser Sammler als ein doch großzügiger Mann, welchen der - wohl erwartete - grobe Undank eines feindseligen Geschöpfes nicht von einer hilfsbereiten Tat abzuhalten vermochte - warum auch immer...

Aber ihm dämmerten zugleich die Berichte, nicht zuletzt aus dem Großwerk des Kasraliten, die Erzählungen von einem Heer an Verbrechen, von Atamanen zu allen Zeiten der Zeit begangen, immer kreisend um ihre rätselhafte Deutung der Welt: der Raub der bedeutendsten Schöpfungen der sterblichen Kinder, Werke der Kunst, der Wissenschaft und der Magie - Schwerter, deren Legenden die Enkel mit leuchtenden Augen gelauscht, Runen, die Völkern Ordnung und Frieden geschenkt hatten - die Zunge des berühmten Barden, die sie ihm aus seiner Kehle schnitten - soviel Rauben und Stehlen und auch Mord, alles aus einem unbegreiflichen Zwang, den sie damit begründeten, nur so den Göttern Frieden! geben zu können...

Seine Kenntnisse der Sammler bedurften der Auffrischung, so bald als möglich!

Was hatte Lanungo nach Elek-Mantow gelockt? Es konnte sich eigentlich nur um etwas Außergewöhnliches, unglaublich Kostbares handeln, nicht bloß gemessen am Wert in Gold, sondern - das zeichnete jede einzelne, schlimme Wahl der Atamanen aus - etwas nahezu spirituelles, von den Göttern begnadetes, im Guten wie im Schlechten, kurz: etwas im irdischen oder im religiösen *heiliges* hatte den Sammler wie einen Bluthund in diese Stadt geführt.

Es war kein Wunder, daß das Volk in den roten Wanderen meist nicht nur Jäger von Dingen, sondern ihrer Seelen selbst erblickte, galt ihre Gier ja allein den die Seele erhebenden Dingen. Yanec war in sich zerissen, er schalt sich, zornig über seine Unschlüssigkeit. Als er seine rechte Hand gedankenverloren ans Kinn führte und es rieb, bemerkte er einen feinen Duft...

Mit einer Drohung an die Geister der Finsternis kehrte er um und begab sich mit vielen Vorsätzen in sein Haus, fiel bald in einen tiefen, überfüllten Schlaf.

Mittlerweile war die völlige Nacht hereingebrochen. Das letzte Glühen über den Kuppen der Berge war dahingefiebert, am Himmel stand der volle Weiße zum abnehmenden Gold im 'Mann mit einem Horn'. Der weite Platz gewann dadurch das schwimmende Licht einer sandigen Grotte.

Vereinzelt klang Gelächter von Häusern herüber, aus irgendwelchen Verstecken heraus.

Lanungo hielt sich nicht auf, er überquerte schnell den Platz, ein weindunkler Schatten zwischen den Läden und Trassen der Händler, und kam vor dem weißen, jetzt fast blauen Gebäude mit den undurchsichtigen Gittern vor den Fenstern und den großen schwarzgrünen Tafeln neben dem Portal zum Stehen.

Aus dem Nebengebäude drangen, durch Mauern, dicke Tücher gedämpft, die unglücklichen oder empfindungslosen Laute der Seelenkranken ins Freie - offenbar hatte jemand in der Lyzeum ein Fenster offengelassen, ein bei der Schwüle des Tages läßliches Versehen, das bald mit einem knallenden Geräusch ausgeglichen wurde, und die wirren Schreie eines wirren Leidens verstumten.

Lanungo hatte gewartet; sobald wieder 'gewöhnliche' Geräuschverhältnisse herrschten, das allgegenwärtige Wispern und Lachen der Nacht, dann rührte er an das Gebäude, und in das fast unmittelbar lautlos aufschwingende Tor trat der Sammler ein. Hinter ihm verschloß sich die Botschaft wieder.



Der große Raum mit der gewölbten rückwärtigen Wand erhellte sich allein durch die schlanken Becken, in denen eine gleichmäßige, rauchfreie Glut hellgrünes Dämmerlicht aussandte.

Er sah die mächtigen, schwarzgrünen Quader, die *Sonshitau*, derer zwei, aufgestellt an gegenüberliegenden, sorgsam durch Rechnungen bestimmten Punkten. Zwischen ihnen stand, über ein Sprung gewachsen, in dunklen Kleider, der Botschafter wie ein Standbild seiner selbst.

Stumm waren die ersten Momente, bevor der Riese langsam vortrat, den Sammler fest im Blick, plötzlich vor ihm auf die Knie ging und seine Lippen mit inbrünstiger Geste an den Saum des Gewandes senkte...

Der Sammler berührte die kahle Stirn des niedergefallenen greisenhaften Hünen.

„*Danohr, Cer Lazaurua seolatun!*“, sagte er ernst zu dem Regungslosen. Seine Finger tanzten über die graue Haut der Schädeldecke: „*Seolatun dama nui*“, teilte die Berührung dem Botschafter seine Begrüßung mit. Sodann strich er sacht über die Ränder der Ohren, bis, dadurch aus dem Kniefall entlassen, der alte Mann sich langsam wieder erhob.

Lanungo wies den Botschafter an, auf seine Lippen zu achten, der andere gehorchte der Geste.

„*Atamánai dasu, asvr'ar sol, Cer Lazaurua?*“, bewegten sich die Lippen Lanungos, fragend, ob der Meister der Botschaft ihn anerkenne, ihn und seinen Rang: „*Mederi kel hisúí, Dahreishk abdel dasu!*“

Der andere nickte.

In der Sprache des IYat fuhr Lanungo fort, daß er die volle Gewalt über die Botschaft, ihre Kammern und die geborgenen Dinge, den Mann selbst und sein Wissen beanspruche für die ganze Dauer seines Bleibens, und ohne zu zögern überantwortete der alte Mann dem Fremden, den zuvor er noch niemals in seinen langen Jahren gesehen hatte! seinen gesamten angestammten Herrschaftsbereich und sein Leben ganz und gar. Denn so will es das Gesetz.

Lanungo schloß die Augen und atmete tief. „Gut“, dachte er, „das wäre getan.“ Er öffnete die Augen, warf einen Blick auf seinen in Demut verharrenden Untergebenen - der doch die Kraft hatte, einem anstürmenden Ochsen das Genick zu brechen! „Er ist einer von denen, die wir von Beze Dahm geholt haben“, überlegte der Sammler. „Das waren mit die besten.“

Er bedeutete dem Botschafter, ihm einen Ort der Ruhe zuzuweisen, ein warmes Getränk, denn er hatte seit sechs Tagen nicht geschlafen, und ihm, dieweil er sich dem Nebel anvertraute, noch etwas Gesellschaft zu leisten.

Kurz darauf lagerte er in einem in ruhigen Farben schwebenden, kühlen Raum, ein Sud roter Beeren dampfte neben seiner Stätte aus feinseidigen, entspannend wohlriechenden Pelzen. Der Botschafter legte seinen Kopf neben die Hand seines Atamanen, so daß jener die Finger an der Kehle des anderen ruhen lassen konnte - dies war der einzige Weg, über die Schwingungen des Halses, den Riesen zu verstehen, wie allen seiner Bürde fehlte auch ihm die Zunge.

Und während der Botschafter seinem Atamanen eine leichte Fülle von Geschichten und Berichten gab, aus Elek-Mantow und den es umfassenden Bergen, ließ Lanungo Buzecchia die Nebel über sich steigen, sein letzter Gedanke vor dem Zwielflicht war

*Lanungo Buzecchia da paredu Elece-Mantáu.*

## Eine ruhige Kugel schieben...

Claudia Wamers

Die Dämmerung eines ersten warmen Tages im Bri sank über Elek-Mantow herab, und schwarze Schatten begannen, die Spalte empor zu kriechen. Es war ein üblicher Abend für Elek-Mantow, in der Unterstadt entzündete man die ersten bunten Laternen vor den Freudenhäusern und die unermüdlichen Straßenkinder scheuchten einen schon jetzt Betrunkenen um die Ecken der erbärmlichen Behausungen. Der alte Wingart schob seinen klapprigen Krämerkarren durch den Dreck der Gassen heimwärts, und ein paar einfache Handwerker standen vor einer Kneipe und erzählten sich vom mühseligen Tagwerk.

Auch auf der anderen Seite der Brücke wurde es ruhig, die Kinder wurden vom Spielen hereingerufen, die letzte Wäsche von der Leine genommen, Geschäfte geschlossen, und man bereitete sich auf den Abend vor.



Oh ja, man bereitete sich auf den Abend vor. Auch Jyran Vannalt bereitete sich auf diesen Abend vor, war es doch ein denkwürdiger Abend für ihn. Dies war der letzte Abend, an dem er die Gastfreundschaft von Elek-Mantows Gerichtsbarkeit zu genießen gedachte.

Die letzte Woche war schon viel zu lang gewesen, eine Zumutung in diesem Rattenloch von Kerker. Nun denn, er hatte es sich selbst zuzuschreiben - die alte Vettel erwachte und schrie nun einmal, als er sich ihre Schmuckschatulle aneignete. Und er hatte augenscheinlich nichts besseres zu tun gehabt, als der herbeieilenden Garde auch direkt aus dem Fenster dieser alten Kuh heraus in die Arme zu springen.

Dem Glück und seinen flinken Füßen sei Dank, daß er die Schrecksekunde dieser uniformierten Trottel hatte ausnutzen können, um sich aus dem Staube zu machen. Genützt hatte es ihm ja nicht besonders viel, in der Oberstadt gab es bei weitem nicht so viele Schlupflöcher wie im Rattenloch, der Unterstadt von Elek-Mantow. Sie hatten ihn dann auch ziemlich schnell entdeckt und festgesetzt, wäre er erst einmal jenseits des Grabens gewesen - da hätten die Uniformierten lange nach ihm suchen können, da kannte er sich aus.

Allerdings - die Schmuckschatulle der Alten Tante - die hatten die Gardisten vergeblich an ihm gesucht, die war nun erst einmal fort. Bei dem Gedanken an das anschließende Verhör taten ihm noch alle Knochen weh, aber schlauer waren die Büttel dadurch auch nicht geworden. Und übermorgen, übermorgen da wollten sie ihn seiner gerechten Strafe zuführen. Nun, soweit, daß sie ihn wegen seiner Diebereien verstümmelten, soweit würde er es nicht kommen lassen. Man hatte ja schließlich auch hinter kasralitischen Eisenstäben die Möglichkeit, ein paar Sonnen an der richtigen Stelle scheinen zu lassen. Und wenn er erst einmal seine Beute wieder bei sich hatte, dann, ja dann würde er erst einmal eine ruhige Kugel schieben. Vielleicht würde er bei Lady Victoria und ihren Damen vorbeisehen, wenn er nur endlich..., näherten sich da nicht Schritte seiner Zelle?

„Jyran Vannalt, seid ihr dort?“, hörte er eine geflüsterte Stimme. Beinahe hätte er laut aufgelaht, wo, beim Brenner, hätte er denn sonst sein sollen? Die Schritte kamen noch näher, und bald erkannte er im schwachen Fackellicht des Ganges die Silhouette eines der Wärter des Kerkers. Der Mann kam zögernd näher, Jyran roch den Schnaps, mit dem die Wache sich wohl erst Mut hatte antrinken müssen. „Jyran Vannalt?“, flüsterte die Stimme wieder. „Bei allen Göttern und Geistern - Schnauze! Noch ein solch lautes Wort, und man wird mit mir zusammen eine Wache bestrafen, und dann dürft ihr mal raten, wer das sein wird!“, quetschte sich Jyran wütend heraus, und trat an die Gitterstäbe. Die Gestalt zuckte merklich zusammen, nestelte dann aber einen Schlüsselbund hervor, um die Türe zu öffnen. „Folgt mir, vorsichtig, dann führe ich euch an den anderen Wachen vorbei zu einer Stelle der Befestigung, die

schlechter einzusehen ist. Mit ein bißchen Glück solltet ihr in einer Stunde wieder die Sterne über euch sehen können.“

Und so war es denn, langer Rede kurzer Sinn, auch schon. Jyran Vannalt sprang die letzten Meter bis in den Staub des Platzes vor dem Kerker hinab, und duckte sich in die Schatten der Stützmauern. Er hörte noch, wie droben jemand das Seil einholte und ließ dann einen Wächter zurück, der zufrieden einige Goldsonnen liebkostete.

Jyran sicherte in die Umgebung - gut, im Augenblick waren weder Garde noch private Wachen in Sichtweite, es war ruhig und dunkel. Jyran schätzte die Zeit bis Sonnenaufgang noch auf ungefähr drei Stunden. Es blieb ihm noch genügend Zeit, seine Beute wieder einzusammeln und in den für ihn sichereren Teil der Stadt, das Rattenloch, zu verschwinden. Er war aus der Deckung der Kerkermauern noch einen Blick in die Runde, wartete ab, bis einige Wolken den hellen Nachthimmel verdunkelten, und huschte über Platz und Straße, hinüber zum Haus des Fuhrunternehmers Tibrand, direkt am Nordtor der Stadtmauern.

Ach, welch Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet hier, direkt vor der Nase des Gesetzes, die Beute versteckt war. Glück hatte er gehabt, daß er seinerzeit vor den Wachen noch hatte hineinschlüpfen können auf den Hof der Tibrands. Dort, auf dem Boden über dem Stall, hatte er seine Schmuckschatulle unter alten Sachen verstecken können und war auch schon wieder draußen vor dem Tor, ohne das ihn jemand bemerkt hatte. Die Idee an sich, ohne Ballast einfacher und vielleicht unauffälliger verschwinden zu können, war zwar gut - aber was hatte es ihm im Endeffekt gebracht? Nun, die Frage konnten wohl seine Blutergüsse am besten beantworten. Das sollten sie ihm alle heimzahlen - früher oder später - erst einmal die Schatulle.....

Jyran Vannalt beobachtete aufmerksam das Haus der Tibrands. Hier, an der Nordseite, war das Tor zum Hof des Fuhrunternehmens. Zwei mit schweren Läden verrammelte Fenster gehörten wohl zu den Büros, aber das kleine Fenster, das in jener Nacht so einladend leichtsinnig offengestanden hatte, das war auch heute noch da - allerdings verschlossen. Jyran blickte sich suchend um, letzte Woche hatte er noch ein schmalklingiges Stilett besessen, und einen Satz Dietriche dazu, Dreck! Schließlich hatte er einen scharfkantigen Stein gefunden, mit dem er an dem Laden zu basteln begann. Leider nahm dies mehr Zeit in Anspruch als er gedacht hatte, und unter leise zerbissenen Flüchen bemerkte er, daß sich im Osten bereits der Himmel zu röten begann. Jyran wischte sich den Schweiß aus der Stirn, jetzt wurde es aber Zeit. Mit einem letzten entschlossenen Ruck brachte er etwas später den kleinen Fensterladen auf. Er lauschte aufmerksam und zwängte seine flinke Gestalt durch die Öffnung, hinter der er nur das leise Schnauben von Pferden vernommen hatte.

Vorsichtig, im Dunkel des Stalles mehr erahnten, als tatsächlich gesehenen Hindernissen ausweichend, tastete er sich zu der Stiege und begab sich auf den Dachboden hinauf.



Ein neuer Morgen brach an, ein zu schöner Morgen um zu arbeiten, dachte sich Bercan Tibrand und räkelte sich unter seiner Decke gemächlich, um die Nacht aus seinen Knochen zu vertreiben. Die ersten Sonnenstrahlen schienen in sein Zimmer hinein, als er die Decke von sich stieß, und sich in seine Kleider warf. Heute, so hatte er sich vorgenommen, wollte er mal eine ruhige Kugel schieben. Farlina fiel ihm ein, mal sehen, ob sein kleiner Wildfang schon wieder etwas munterer war. Man könnte ja eigentlich mal wieder Mutters Küche plündern und zusammen ausreiten - und was einem dann manchmal sonst noch so einfiel. Seine Stimmung stieg von Minute zu Minute, seine dunkelblauen Augen blitzten unternehmungslustig.

Er eilte die Treppe hinunter in die Küche - um dort fast in die imposante Figur seines Vaters zu prallen. Mirtan Tibrand drehte sich zu seinem jüngsten Sohn, der ja immerhin auch schon zwanzig Jahreswechsel zählte, herum.

„Guten Morgen, gut daß ich dich treffe, Junge, oder sollte ich besser sagen, daß Du mich triffst?“, der alte Tibrand lachte sein volles, warmes Lachen.

„Guten Morgen, Vater, guten Morgen.“ Bercan sah seinen Vater etwas mißtrauisch an. Der Tonfall seines alten Herrn gefiel ihm so gar nicht *>Gut, daß ich dich treffe, mein Junge<*, das verhiess Arbeit. Außerdem stand sein Vater schon viel zu früh am Morgen hier in der Küche, noch nicht einmal Mutter war auf - und das wollte etwas heißen. Er drängte sich an seinem Vater vorbei in die Küche, um sich ein Frühstück zu machen, dabei tat er betont eilig.

„Bercan, es hat keinen Zweck, mir vormachen zu wollen, daß du heute etwas ganz wichtiges vor hast - ich brauche deine Hilfe für das Geschäft. Kirjan und Irban sind mit einer wichtigen Fuhre fort, das weißt du. A'Tjall muß sich heute um das neue Pferdegespann und um das Aussuchen der zugehörigen neuen Ledergeschirre bei Roger Tyriôn kümmern, damit hat sie vorerst auch genug zu tun, und Farlina liegt wohl weiterhin mit Fieber im Bett. Ihr ging es gestern noch immer nicht besonders, so daß sogar Twente, dein Bruder Stubenhocker, unterwegs ist. Heute mittag kommt aber unvorhergesehen noch eine Ladung herein, die über dem Stall zwischengelagert werden muß - und du weißt, wie es da aussieht. Ich muß zu einer wichtigen... geschäftlichen Besprechung, und bin vor heute Abend sicher nicht wieder zurück. Also bleibst Du, mein lieber Sohn, brav hier und räumst den Dachboden über den Stallungen auf, damit dort Platz geschaffen wird - habe ich mich klar ausgedrückt?“ Mirtan Tibrand nahm seinen mit Pelz abgesetzten Reitmantel und seinen Spazierstock mit dem Greifenkopf auf. „Ob ich mich klar ausgedrückt habe, fragte ich!“

Bercan sah seinen ruhigen Tag in einer Wolke aus Staub und Spinnweben entschwinden, „Ja, klar genug, Vater, ich werde mit Feuereifer dem Unrat auf dem Speicher den Kampf ansagen, und dann auch die Lieferung abwarten.“ Bercan brummelte sich noch etwas unfreundliches in seinen nicht vorhandenen Bart, als er seinem Vater auf den Hof und zu den Stallungen folgte. Der junge Jolver, der Stallbursche, kam gerade aus seinem Verschlag gekrochen, Stroh steckte noch in seinem unordentlichen dunklen Haar. Fast schon glaubte er verschlafen zu haben, und eilfertigst hatte er den Apfelschimmel des Herrn Tibrand fertig gesattelt.

Bercan folgte seinem Vater noch bis vor das Tor, sah ihm noch nach, bis der Schimmel um die Hausecke verschwand. Wütend kickte er einen Kiesel davon, den Dachboden aufräumen, tolle Sache. Das war natürlich unerreichbar im Vergleich zu den Sachen, die er eigentlich für heute geplant hatte. Da fiel ihm ein, er mußte gleich einmal nach Farlina sehen. Heute mußte es ihr einfach wieder besser gehen, der Tee von Sarjana, der Heilerin, hatte bereits gestern das Fieber senken können. Aber zuerst wollte er wenigstens einmal einen Blick auf diese vermaledeite Rumpelkammer werfen, die er auf Vordermann bringen sollte.

Er ging wieder in den Stall und stapfte die Stiege empor. Verärgert stieß er schwungvoll die Luke auf und betrat, eine Laterne in der Hand, den zwielichtigen Dachboden. Er ging zu der Luke über dem Hof, durch die man mittels einer Winde Ladung und Strohhallen heraufbringen konnte. Nachdem er die Luke geöffnet hatte, fiel Morgenlicht in den Dachboden. Staub tanzte in den Lichtbahnen, die auf der einen Seite Futtermittel und Strohhallen, auf der andern Seite „Dinge“ beschienen. Er löschte die Laterne und sah sich mit einem tiefen Seufzen um. Hier hatte man wohl schon seit Urgroßvater Ofgens Zeiten nicht mehr aufgeräumt, und immer nur dazu gestellt.

Bercan strich sich sein dunkelblondes Haar zurück und krepelte sich die Ärmel hoch, nun denn, frisch ans Werk. Er nahm sich einen alten Lappen, um zuerst einmal den ganzen Staub und die Spinnweben von den uralten Kisten und Möbeln zu entfernen. Doch was war das? Auf der einen Truhe waren keine Spinnweben, wer war denn hier oben gewesen? Bercan trat an die Truhe heran, kniete sich davor und klappte den knarrenden Deckel nach hinten. Es waren alte Kleidungsstücke darin, einer längst überholten Mode zugehörig. Ob sie wohl seine

Großmutter getragen hatte? Bercan schmunzelte bei dem Gedanken, unter einem Stück bestickten Samtes lugte eine Schatulle hervor, reich mit Perlmutter und Silber eingelegt. Was hatte denn dieses Kleinod hier oben zu suchen? Bercan nahm die Schatulle aus der Truhe heraus und öffnete sie. Ein leiser Pfiff entfuhr ihm, was ihm da entgegenschimmerte war beileibe kein Theaterschmuck, nein, das waren Perlen, Gold und Edelsteine. Er klappte irritiert die kleine Kiste wieder zu und erhob sich - das heißt, er wollte sich erheben. Alles, was er noch mitbekam war ein leises Knarren hinter sich, eine Stimme die: „Das ist meines!“, sprach, und währenddessen ein leises, fast zischendes Geräusch. Dann explodierte in seinem Schädel eine weißglühende Sonne, die sehr schnell zu schwärzester Schwärze verlosch.



Womit hatte er das verdient? War er denn vom Pech verfolgt? Kaum, daß er die Truhe vorgezogen hatte und sie öffnen wollte, da hörte er Stimmen im Stall. Das durfte nicht sein, das war doch viel zu früh - unfair - warum konnten die Geldsäcke nicht noch etwas schlafen? Schließlich konnten sie abends lange feiern und saufen, und brauchten morgens nicht früh zu schuften anfangen! Suchend blickte er sich um, was konnte er denn jetzt tun? Zur Flucht war es zu spät, sein Blick fiel auf ein auseinandergenommenes Himmelbett, wer weiß, wie es hier oben gelandet war; es hatte sehr stabile Beine, wunderbar zum Zuschlagen geeignet. Vielleicht war ja auch bald wieder Ruhe, und es kam niemand herauf. Er würde dann zwar bis zum Abend bleiben müssen, aber was sollte das schon ausmachen? Da würde ja nur die Garde nach ihm suchen, man würde auch den eingedrückten Fensterladen entdecken - bei allen Dämonen, nein - er wäre schneller wieder im Kerker, als ihm lieb wäre. Weiteren düsteren Gedankengängen wurde Jyran dann jedoch enthoben, denn jemand kam die Stiege herauf. Jyran verzog sich in die tieferen Schatten hinter einigen Ballen Stroh...

Schließlich konnte ein sehr verduzt auf dem Hof stehender Jolver einen abgerissenen Mann bestaunen, der sich mit Hilfe der Seilwinde flink vom Dachboden über den Ställen in den Hof hinabließ, und mit einer kleinen Kiste unter dem Arm fluchtartig durch das geöffnete Tor den Hof verließ.

Jyran Vannalt jubilierte innerlich, daß hatte ja doch besser geklappt, als er gedacht hatte. Vor dem Haus der Tibrands wandte er sich sofort nach Westen, an der Stadtmauer vorbei, bis zu der besonderen Adresse. Er hoffte auf diesem Weg niemandem zu begegnen, der sich über eine abgerissene Gestalt wie ihn hier in der Oberstadt wundern würde. Es war immerhin noch recht früh am Morgen, all das Geschehene hatte ja in den ersten wachen Stunden des Tages stattgefunden. Und so erreichte Jyran, mit der gebotenen Vorsicht, das Haus, von dem er wußte, daß man hier eine Passage nach Süden bekommen konnte. Diese Passage beraubte ihn bereits hübscher Stücke seiner Beute, aber dafür konnte er auch zwei Stunden später im Rattenloch untertauchen, als hätte es ihn nie gegeben.



Ohh, bei allen Göttern, welcher Bergarbeiter wollte denn da in seinem Kopf einen neuen Stollen anlegen? Bercan stöhnte leise auf und faßte sich an den Hinterkopf - und direkt in ein feuchtes Handtuch hinein.

„Vorsichtig Jungel!“, hörte er die besorgte Stimme seiner Mutter. Er öffnete langsam seine Augen und sah, daß er auf der Bank im Eßzimmer lag. Um ihn herum standen seine Mutter Ilskje, der Pferdeburche Jolver und auch Farlina Finaq, letztere selbst noch etwas blaß um die Nase. Alle sahen sie unheimlich besorgt aus, was war hier eigentlich los? Und wieso tat sein Kopf so verdammt weh? Langsam wollte er sich aufsetzen, aber da überkam ihn, zusammen mit der Erinnerung, auch gleich wieder eine solche Übelkeit, daß er die idiotische Idee mit dem Aufsetzen erst einmal wieder verwarf.

„Da war ein Mann, der kam über die Winde vom Dachboden herunter. Ich bin sofort heraufgelaufen, und da lagt ihr dort oben in eurem Blut, Herr Bercan! Und dann...“, Ilskje Tibrand stoppte den aufgereggt plappernden Jolver. „Geh’ und hol die Stadtwache, Bursche, dann tust du wenigstens etwas vernünftiges.“ Jolver zuckte zusammen und machte auf der Stelle kehrt, um hinaus zu laufen und die Order auszuführen.

„Halt, bleibe hier“, sagte Bercan. Er versuchte das nochmals mit dem Aufsetzen, schön langsam, so ging es besser, „es ist ja nichts schlimmes passiert, und die Garde erwischt das Bürschchen ja doch nicht, der ist längst auf der anderen Seite, wenn er schlau ist“, brummelte er, wobei er, ab und an das Gesicht verziehend, an seinem Hinterkopf eine dicke Beule ertastete. Die aufgeplatzte Stelle hatte in seinem Haar ein paar blutverklebte Stellen hinterlassen, aber es war wohl nichts, was ihn für längere Zeit handlungsunfähig machen würde.

Jolver zögerte, wem sollte er jetzt gehorchen? Der Antwort auf diese Gewissensfrage wurde er dann durch ein Pochen an der Haustüre der Tibrands enthoben.

Ilskje Tibrand erhob sich mit einem Seufzer von der Bank und schritt zur Türe. Als Bercan aber hörte, wie sie draußen einen Soldaten der Stadtgarde, es war der junge Feran, begrüßte, da hielt es ihn auch nicht mehr im Zimmer. Er folgte ihr zur Tür, geistesgegenwärtig noch das Handtuch über die Blutflecken auf seinem Hemd zupfend - schließlich brauchte das ja nicht unbedingt sofort jemandem auffallen.

Er kam gerade rechtzeitig, um die Frage des Gardisten mitzubekommen, ob in der Nacht etwas ungewöhnliches vorgefallen wäre. Bercan kam seiner Mutter gerade noch zuvor, als diese schon zu einer die morgendlichen Ereignisse beschreibenden Erklärung ansetzen wollte. Er drängte sich an seiner Mutter vorbei.

„Nein, werter Feran, wir haben nichts besonderes bemerkt, was gibt es denn beunruhigendes? Müssen wir uns etwa größere Sorgen machen?“ Bercan trug der Garde gegenüber das besorgte Gesicht des jungen wohlhabenden Burschen, der sich nachts am liebsten in einem gemütlichen und warmen Bett befand. Feran nickte eine Begrüßung in die Richtung Bercan Tibrands, wobei er sicherlich innerlich dachte *<Was für ein weicher Wicht>*. „Nichts besonderes eigentlich, Herr Tibrand, aber irgendwie hat ein Dieb es geschafft, sich aus dem Kerker zu befreien. Über die Brücke scheint er allerdings nicht geflohen zu sein, wir haben den Mann nicht gesichtet. Aber man hört ja von genügend abenteuerlichen Wegen in den Süden, die wir leider nicht alle kennen und kontrollieren können“, Feran zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Ja, es ist schon traurig, daß man nicht mal mehr hier sicher ist. Ein Dieb sagtet ihr? Er hat doch hoffentlich keinen Schaden angerichtet?“ Geschickt schaffte es Bercan, Feran den Namen und auch noch einige andere kleinere Details über den Ausbrecher und sein Opfer zu entlocken, und was die Stadtwache in bezug auf den Gauner zu unternehmen gedachte - und das war leider nicht gerade vielversprechend. Was konnten sie auch schon tun? Eine Hundertschaft ins Rattenloch schicken und alles abfackeln? Eine Hundertschaft würde dazu nicht ausreichen, außerdem gab es dort unten nicht nur Schlechtes, wenn man auch nach dem Guten lange suchen mußte.

Feran verabschiedete sich von den Tibrands mit der eindringlichen Bitte Augen und Ohren offen zu halten, und verdächtige Personen zu melden.

Bercan schloß die Türe wieder, und schob seine Mutter in die Küche zurück.

„Was sollte das denn werden, Junge?“, fragte Ilskje mit in die Hüften gestemmtten Händen ihren Jüngsten, der sich mit nachdenklicher Miene wieder auf der Bank niederließ. „Kommt jetzt wieder einer Deiner Alleingänge, wo man sich Sorgen machen muß, ob man Dir am nächsten Morgen noch ein Frühstück machen muß?“ Bercan blickte sie verduzt an, leider ver-

trug sich die abrupte Bewegung nicht so ganz mit dem nicht vorhandenen Wohlbefinden seines Kopfes, und er stöhnte leise auf.

„Mamachen, aber, nichts dergleichen würde mir naheliegen, daß ich der Garde die Arbeit abnehme, nein!“ Bercan blickte seine Mutter aus treuherzigen Augen an. „Außerdem,“ so Bercan, „muß ich ja auch noch einen Dachboden aufräumen und eine Lieferung entgegennehmen. Da kann ich mich doch nicht in den Straßen herumtreiben. Und, liebste Mutter, in die Unterstadt würde ich doch *n i e m a l s* gehen, nein, nein.“ Bercan blickte seiner Mutter über die Schulter zu dem zweiten weiblichen Wesen in der Küche. „Farlina, geht es Dir wieder gut, mein Füchschchen? Du könntest mir dann nämlich etwas auf dem Dachboden helfen!“. Ein beschwörender Blick begleitete diese Bitte. Farlina begriff sofort. „Ja, ja natürlich, mir geht es schon viel besser und ich helf’ Dir gerne.“ Bercan verließ die Küche mit der Entschuldigung, daß er erst einmal das blutbefleckte Hemd wechseln mußte, und daß man ihn dann über dem Dachboden fände. Er war ganz froh, ohne langwierige Diskussionen aus der Küche herauskommen zu sein, wußte aber genau, daß seine Mutter ihn wieder einmal etwas besser kannte. Schweigsam legten die beiden den Weg auf sein Zimmer zurück, wo Bercan aus der Kommode ein neues Hemd hervorzog. Farlina lehnte sich mit dem Rücken an die Tür und beobachtete ihn. „Was hast Du vor?“, fragte sie ruhig. „Nun,“ meinte Bercan bedächtig, „nun, ich lasse mir nicht gerne auf meinem eigenen Dachboden einen Knüppel überziehen. Du glaubst doch nicht etwa, daß die Garde diesen Vannalt finden wird? Selbst wenn wir denen gesagt hätten, daß Vannalt auf unserem Speicher gewesen wäre, damit will ich die Leistung von Hauptmann Larkur und seinen Leuten keineswegs schmälern, hätte das nichts gebracht. Noch dazu hätten die Uniformierten dann wahrscheinlich gedacht, daß man den Kerl hier vielleicht ein zweites Mal antreffen könnte. Und...“, Farlina vollendete den Satz für ihn, „Und damit hätte man unser Haus häufig beobachtet und uns vielleicht die Möglichkeit genommen, manche Dinge selbst zu unternehmen.“

Farlina grinste herausfordernd, trat auf Bercan zu, zog ihm den Kragen des Hemdes gerade und gab ihm einen Kuß. „Wie war das? Sollte ich Dir nicht helfen, einen Dachboden aufzuräumen?“ Bercan erwiderte den Kuß, „aber ja, und da steht doch auch noch so ein großes, altes Himmelbett herum....hmhm... aber das steht da auch noch, wenn wir einen ganz bestimmten Herrn wieder hinter Schloß und Riegel gebracht haben.“ Und damit schob er das Mädchen sanft, aber bestimmt vor die Tür. „Spielverderber!“, schmollte Farlina. Dann trollten sich die beiden auf den Dachboden.

Dort entrümpelten sie zwar auch, halbherzig, dabei besprachen sie aber hauptsächlich, was sie gegen Jyran Vannalt unternehmen könnten. Auch die Fuhre nahmen sie für Mirtan Tibrand entgegen, ganz die braven Mitarbeiter die sie nun einmal waren. Doch nur mühsam konnten sie den Abend abwarten, damit sie endlich mit den Schatten der Unterstadt verschmelzen konnten.



Selten hatte sich Jyran Vannalt so sehr gefreut den Schmutz der Gassen zu sehen, die muffelige, gammelige Luft des Rattenloches zu atmen. Keine Gitterstäbe mehr zwischen sich und einem guten Wein, einer hübschen Frau, einer günstigen Gelegenheit, jemanden um ein paar Goldsonnen zu erleichtern - wer wußte schon, was der nächste Tag bringen würde.

Nach seiner Ankunft hatte er sich erst einmal für ein paar Schmuckstücke wieder salonfähig gemacht, das hieß, er hatte sich zuerst wieder richtig „angezogen“ - so ohne sein Stilett und sein Rapier kam er sich doch wirklich etwas nackt vor. Dann hatte er seine Fühler ausgestreckt, lange war er ja nicht im Bau gewesen - Beziehungen. Aber selbst dann mußte man zusehen, daß man sich wieder zurückmeldete bei den richtigen Leuten, *man* kannte ja die richtigen Leute.

Die Schatulle und den größten Teil des Schmuckes hatte er bereits versetzt, und es hatte sich nicht schlecht gelohnt. Allerdings, wenn dieser Schleimbeutel von Hehler ihn nicht nach Strich und Faden beschissen hätte, dann wären wohl noch ein paar Sonnen mehr drin gewesen. Nun, was soll's, dachte er sich, wo diese Klunkerbox herkam, gab es noch mehr. Die Oberstadt war doch wie eine fette Kuh, die man mit schöner Regelmäßigkeit melken konnte. Und außerdem mußte man sich seine, hmhm, „Freunde“, ja auch bei guter Laune halten.

Jetzt sah ihn bereits der erste Sonnenuntergang in Freiheit wieder zu allem bereit. Gedankenverloren und zufrieden schlenderte er durch die Gassen der Unterstadt, Jyran Vannalt, König der Welt. Nun konnte er sich erst einmal ein wenig Zerstreuung gönnen, sich etwas verwöhnen lassen. Er hatte doch nichts zu befürchten, erst recht nicht die Garde. Von denen traute sich doch kaum einer ohne zahlreiche Unterstützung in die Unterstadt. Außer vielleicht Hauptmann Larkur, vor seinen kämpferischen Fähigkeiten hatte Jyran Respekt, viel Respekt, aber Larkur würde so einem Würstchen wie ihm wohl nicht nachweinen. Kaum jemand würde sich für einen kleinen Dieb wie ihn interessieren, außer, ja außer, er hatte dort auf dem Dachboden etwas zu hart zugeschlagen, und diesem reichen Lümmel den Schädel zertrümmert. Nicht, daß ihn die Garde dann schneller finden würde, aber die Geldsäcke aus der Oberstadt hatten die fiese Angewohnheit, sich schon mal ein paar Halsabschneider für solche Rachefeldzüge zu engagieren. Jyran dachte da an die Begegnung im „Totenkopf“, von der man ihm erzählt hatte, wo sich der Kopfgeldjäger Artin Rebur auf magischem Wege an Kam Tak hatte heranmachen wollen, brrr. Vielleicht sollte er sich einmal danach umhören, was sich so in der Oberstadt tat, ob dort vielleicht irgend jemand auf tragische Weise an zerschmetterter Hirnschale verstorben war. Allerdings, das sollte doch wohl bis morgen früh Zeit haben dürfen, zuerst, und Jyran lächelte bei dem Gedanken, werde ich mir von dem Gold einer zähen alten Kuh eine schöne Zeit mit einer zarten jungen Gazelle machen.

Jyran Vannalt, ganz in Vorfreude, bemerkte nicht den dunkleren Schatten in den lichtlosen Flecken der Gassen, der ihm abschätzend hinterhersah. Ein Träumer, dachte der Schatten, ein Träumer mit Geld? Der Schatten folgte dem Mann, der sich dem „Succube“, dem Etablissement der Lady Victoria, näherte. Nun, ganz definitiv ein Mann mit Geld. Allerdings, so dachte sich der Schatten, war dies ein Mann mit Geld, der eigentlich ohne Gold hinter Eisenstäben hätte sitzen sollen. Mal sehen, wem könnte er denn diese Information gewinnbringend zustecken? Wo brauchte er denn mal wieder einen kleinen Gefallen? Der Schatten konnte warten, mit der Sonne des nächsten Morgens würde sicherlich auch eine gute Idee kommen.



Der Abend fand Bercan und Farlina bereits in der Unterstadt, beide hatten sie eine Menge vor, sowohl gemeinsam als auch ein jeder für sich alleine. Bercan hatte sich einfache, derbe Kleidung angezogen und sich mit einem unscheinbaren, aber trefflich geschmiedeten Degen ausgerüstet. Farlina sah man das Mädchen gar nicht an, erst wenn man auf Tuchfühlung ging, würde man eine Überraschung erleben, welche natürlich nicht zuletzt durch einen spitzen Dolch an der Kehle ausgelöst werden würde.

Sie verabredeten einen Treffpunkt und eine Zeit, dann, kurz vor dem „Zweischneidigen Schwert“ verabschiedeten sie sich fürs erste. Bercan wandte sich nach Westen, Farlina lief nach Osten.



Farlina schritt entschlossen aus, nur nicht als schwach, krank, verletzt oder unsicher auffallen, wenn sich die Dunkelheit über Elek-Mantow und seine Unterstadt gesenkt hatte. Das war ein sicheres Signal für alle zweibeinigen Ratten, daß hier möglicherweise Beute zu holen war. Oh



ja, Farlina kannte sich hier aus, sie war hier groß geworden. Geschickt hielt sie sich in den Schatten versteckt, wich Betrunkenen aus und umging die allerschlimmsten Kaschemmen. Dann drückte sie sich an der Schmiede von Krallik vorbei und huschte, nahe an der Feste der Stadtwache, wieder näher an die Spalte heran. Sie wollte ihr Schwesterchen besuchen, Jantara, und dabei gleich einmal ihren Zieheltern, Jakla und Wingart, einmal einen Besuch abstatten. Jawohl, sie hatte auch einmal zu „Hesvites Schatten“ gehört, wie diese wie Pech und Schwefel zusammenhaltende Bande von Straßenkindern sich nannte. Sie war sogar für eine Zeit ein „Falke“ gewesen, wie die Kinder die Ältesten der Schatten nannten, die immer mal ein Auge auf die jüngeren Kinder hatten.

Da, in ihren Gedanken hätte sie doch beinahe den eigentümlich geformten Felsen übersehen, der hier, tief im Schatten der Festungsmauern, direkt vor der Nase der Wachaffen, einen Zugang in das unterirdische Reich der Kinder markierte. Sie kletterte geschickt einige Vorsprünge hinab, natürlich erst, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß ihr keiner folgte oder nachsah. Auf einem der Vorsprünge verhielt sie und pfiß leise eine bestimmte Tonfolge. Sie war zwar schon einige Zeit nicht mehr hier gewesen, hoffte aber daß das Signal noch Gültigkeit besaß. Mehr erspürte sie die Bewegung in der Dunkelheit vor ihr, als daß sie sie sah. Vor den erleuchteten Fenstern der Oberstadt, die ihren Schimmer teilweise bis hierher hinabsandten in die Spalte, mußte sie ein hervorragendes Ziel für einen Wurf dolch bieten, dachte sich Farlina. Die Sekunden dehnten sich bis scheinbar in die Ewigkeit, als sie endlich eine Stimme aus der Höhle vernahm.

„Was willst Du hier? Wer bist DU?“, hörte sie zwei geflüsterte Fragen. Farlina hatte Glück, sie erkannte die Stimme. Es war Gutram, den sie alle nur wegen seiner Kraft und trägen Art, aber auch wegen seiner Gemütlichkeit oft „Bärchen“ nannten. Allerdings immer nur hinter seinem Rücken, den auch Bärchen konnten sehr schnell auf Geschwindigkeit kommen, wenn man sie wirklich einmal reizte. Gutram gehörte, noch, zu den derzeitigen Falken, er kannte auch Farlina noch aus der Zeit, da sie im Rattenloch gelebt hatte.

„Gutram, ich bin es, Farlina, ich will nur zu meiner Schwester.“ Farlina trat näher, nun deckte Gutram auch die Blendlaterne auf, die er in einer Nische verdeckt gehalten hatte. Er leuchtete ihr einmal ins Gesicht, erkannte sie, und damit war die Sache für ihn erledigt. Scheinbar brachte ihn wirklich gar nichts aus der Ruhe. Gutram nickte nur, brummelte etwas und meinte: „Du kennst ja den Weg.“

Farlina drückte sich an ihm vorbei und eilte durch die zahlreichen, durch Kienspäne mehr als nur dürftig erleuchteten Gänge der alten Minenschächte. Hier unten hatte sich schon mehr als einmal eines der Kinder rettungslos verlaufen. Auf der Suche nach ihnen hatten die anderen Kinder auch entdeckt, daß hier viele Dinge in den Gängen waren, die man besser nicht störte. Es gab mit der Zeit, niemand wußte genau, wie lange es die Schatten als solche schon gab, ein bestimmtes System sicherer Tunnel. Wer die anderen Schächte betrat, der war selber Schuld daran, wenn er einbrach oder von irgendeinem Vieh, sei es nun auf zwei, vier oder sechs Beinen, verschleppt wurde. Farlina schüttelte sich bei dem Gedanken an das Biest, daß von Grudal und seiner Freundin Mialla nicht viel mehr als undefinierbare Fetzen übriggelassen hatte. Hesvite sei Dank kam so etwas nicht häufig vor, man hatte mit dem Kropfzeug über Tage ja schon alle Hände voll zu tun. Über diese Gedanken kam sie in eine der drei Haupthöhlen, die die Schatten unterhielten. Dies war die sogenannte „blaue Höhle“, sie war durchzogen von Adern eines im Kerzenlicht Blau schimmernden Gesteines. Unterwegs waren ihr einige Kinder entgegengekommen - die sie kannte, grüßte sie, aber es waren auch Neuzugänge dabei. Ein Mädchen fiel ihr besonders auf, sie hatte zinnoberrotes Haar und freche grüne Augen, die sie unverwandt neugierig anstarrten, als sie sich im Gang passierten.

Farlina trat in die Höhle hinein und sah sich um, im Augenblick waren von den Schatten sieben in der Höhle, die anderen hatten sicher „wichtige Geschäfte“ zu erledigen. Farlina

kannte das nur zur Genüge. Die wichtigen Geschäfte hatten fast immer mit dem Wechsel von Eigentumsverhältnissen zu tun. Sie schmunzelte, wenn Bercan jemals herauskriegen sollte, daß sie vor zwei Jahren auch einmal bei ihm eingestiegen war? Nun denn, sie sah sich genauer um, tja, Jantara war definitiv nicht hier. Ah ja, aber Andoja war anwesend, das war gut so. Andoja war eine der Falken, ein hübsches Mädchen, gut ein Jahr jünger als Farlina, und im Augenblick so etwas wie das Unikum unter den Schatten. Sie konnte lesen, was Farlina immer noch mühsam lernte, und hatte auch sonst noch so einiges auf dem Kasten. Farlina ging auf Andoja zu und begrüßte sie herzlich.

„Andoja, weise Freundin, wie geht's denn so? Sag' mir doch, hast Du mein reizendes Schwesterchen gesehen?“

„Hesvite mit Dir! Die vorlaute und kratzbürstige Jantara, wenn Du sie mit dem reizenden Schwesterchen gemeint haben solltest, wollte zu Oma hinauf. Frag' mich nicht, weshalb - keine Ahnung. Was gibt es denn neues von den fetten Geldsäcken? Na, immer noch bei dem Pferdetreiber? Wie hieß er doch gleich? *Der Kann?*“. Frechheit - und außerdem, was ging sie das an? Andoja konnte gerade noch einem freundlichen Hieb ausweichen. „Bercan! Bercan heißt der Pferdetreiber. Um den geht es ja eigentlich, aber das erkläre ich doch besser meinem herzallerliebsten Schwesterchen, tschüs Andoja, und grüß mir die anderen, ich habe es mächtig eilig.“ Und so schlug Farlina den Weg ein, der sie wieder an die Oberfläche führen würde.



Bercan hatte derweil längst das „Zweischneidige Schwert“ betreten. Er trat ein, der Geruch von Schweiß, Schnaps und Rauchkraut lag in der Luft. Als er eintrat verstummten die Gespräche zuerst, doch nur kurz. Bercan fiel hier, jetzt, nicht als besonders interessant auf - das war eben eines seiner Talente. Er wollte sich nach Tanlata Nasreddir, einer alten Bekannten umsehen, die sein Vater mittlerweile fast regelmäßig für die, nun sagen wir „schwierigeren und besonderen Transporte“ einsetzte.

Sie war auch in dem gut besuchten Söldnerlokal kaum zu übersehen - sie war eine Kasralitin mit der für eine Frau mehr als stolzen Höhe von einem Sprung und fast zwei Pfeillängen. Ihr Gesicht mit der hellen blauen Haut und den Regenbogenaugen wurde von einer Mähne schwarzen Haares eingerahmt, das locker bis auf den blauen Wollumhang fiel, der meist das feingearbeitete kasralitische Kettenhemd verdeckte. Was Tanlata ursprünglich hier nach Elektantow getrieben hatte wußte Bercan nicht, allerdings hatte er sie als zuverlässige und fähige Kämpferin kennengelernt. Sie führte sowohl ihren Eineinhalbhänder, für andere ein veritabler Zweihänder, als auch den Kompositbogen mit erstaunlicher Präzision. Er hoffte Tanlata, kurz Tan genannt, könnte für ihn mal ein wenig mit die Augen offen halten. Bercan schmunzelte, von da oben sah man ja auch mehr.

Sie begrüßten sich, Bercan kam schon direkt mit zwei Bierkrügen an. Er setzte sich mit Tanlata an einen Tisch im ruhigeren Hintergrund, ganz so, als hätte er einen normalen Söldlingsauftrag für sie - und beide tranken sie erst einmal einen kühlen Schluck. Schnell hatte er ihr die wichtigen Teile der Geschichte erzählt, dazu zählte selbstverständlich nicht der unrühmliche Schlag auf den Hinterkopf, man hatte ja schließlich auch seinen Stolz. Tan versprach, sich ein wenig umzuhören. Bercan legte ihr ein paar Silbersonnen auf den Tisch - für das Bier - Tan grinste, sie hatte genau gesehen, daß er das Bier schon bei Elmar Einarm bezahlt hatte, und dazu hatte er auch gewiß keine Silbersonnen gebrauchen müssen.

Nun denn, Jyran Vannalt, dachte sich Bercan, als er wieder auf die wahrlich nicht angenehmer als die Kneipe duftende Gasse des Rattenloches heraustrat, die erste Leimrute ist gelegt - mein Galgenvogel, dich kriege ich. Als nächstes gedachte er, einige der vielen bekannten und weniger bekannten Hehler dieser Stadt aufzusuchen. Schließlich mußte Vannalt die heiße Ware ja auch loswerden. Und dann? Er hatte gehört daß Vannalt zwar nur eine Woche im

Kerker gesessen hatte, aber sich mal bei den entsprechenden Etablissements des horizontalen Gewerbes umzusehen, dürfte sicher auch nicht verkehrt sein.

Er überlegte, das „Succube“ dürfte im Augenblick der, hm „naheliegendste“, Ort sein, den man aufsuchen könnte. Er wandte sich zielstrebig nach Westen, nicht ahnend, daß er Vannalt nur um kurze Zeit verpassen würde.



Inzwischen hatte Farlina Finaq die Stelle des Grabens erreicht, wo eine steile Stiege in die Tiefe führte. Oben am Graben stand ein alter, abgewirtschafteter Handkarren, im Augenblick leer. Der war selbst um geklaut zu werden noch zu schäbig. Wingart räumte seine bescheidenen Habseligkeiten jeden Morgen aus der Hütte an der Spaltenwand heraus, und jeden Abend wieder hinein - unermüdlich. Farlina huschte leise die Stiege hinab. Aus den kleinen Fenstern fiel warmes Licht in die Nacht, Farlina hörte das helle Lachen ihrer Schwester und das leisere Brummeln von „Großväterchen“ Wingart. Sie klopfte das Signal an die alte schiefe Tür und schlüpfte hindurch - ohne abzuwarten, ob ihr jemand die Türe öffnen oder sie hineinbitten würde.

Wie es Andoja gesagt hatte - Jantara war bei Jakla und Wingart und schien gerade mal nichts besseres zu tun zu haben, als ihnen brühwarm die neuesten Streiche von „Hesvites Schatten“ zu erzählen. Und scheinbar war es etwas sehr Amüsantes, denn Jantara wischte sich soeben ein paar Lachtränen aus ihren blaugrauen Augen. Ach ja, irgendwie vermißte sie die Schatten, ein winziges bißchen, ein wenig, etwas, etwas viel fast. Sie begrüßte ihre Schwester herzlich und überschwenglich, Jakla und Wingart etwas vorsichtiger - wegen der alten Knochen eben. Dann bat sie Jantara kurz zur Seite, nicht, ohne dafür von Jakla einen sehr aufmerksamen und grüblerischen Blick zu kassieren - Jakla kannte ihre „Kinderchen“ genau, da war sicher wieder etwas in der Planung, was sie geflissentlich zu *übersehen* hatte.

Jantara erhielt von ihrer Schwester Farlina eine genaue Beschreibung des gesuchten Gauners. Sie konnte sich kaum halten vor Lachen, vor allem als sie sich vorstellte, wie Bercan den Bettpfosten auf die Birne bekommen hatte. Sie beschwichtigte ihre langsam böse werdende Schwester und sicherte ihr zu, daß sie die Schatten auf Jyran Vannalt ansetzen würde. Farlina Finaq verabschiedete sich mit einem Grinsen und stromerte durch die dunklen Gassen der Stadt, auf der Suche nach Bercan, auf der Suche nach Jyran.



Jyran strebte, um einige Sonnen ärmer, aber durchaus sehr zufrieden lächelnd, durch die nächtlichen Gassen des Rattenloches. Er war auf dem Wege zu einem guten Bekannten, der immer wußte, wo ein deftiges Spielchen lief - Karten oder Würfel, das war Jyran heute ganz egal. Er würde, zum würdigen Abschluß des Tages - dabei schmunzelte er wieder, als er an glutvolle Augen und samtige braune Haut dachte - noch ein wenig zocken und den ein oder anderen neureichen Jüngling über den Tisch ziehen. Diese Schnösel bildeten sich nämlich ein, daß es ein schicker Zeitvertreib sei, sich in der Unterstadt herumzutreiben. Und hinterher gaben sie vor ihren aufgeputzten Püppchen damit an, was sie dort für Heldentaten vollbracht hatten - obwohl sie sich wahrscheinlich nur vorsichtig in die Schatten gedrückt hatten. Nun denn, Jyran Vannalt machte sich auf dem Wege zum „Bunten Guald“, einem immer in geckigen Klamotten herumlaufenden Witzbold, der immer sehr viel wußte. Man brauchte auch nicht nach ihm suchen, so etwas buntes sah man sofort. Ah ja, und da war er auch schon...

Kurze Zeit später hatte Jyran Vannalt eine Adresse, ein schäbiges Haus in einer dunklen Gasse im Osten des Rattenloches, erhalten. Im Keller dieses Hauses sollte es heute wieder einmal hoch hergehen - Gold, das war das Stichwort für Jyran Vannalt.

Auch jetzt bemerkte er nicht den Schatten, der ihm folgte, als wäre es sein eigener - allerdings ein paar Meter hinter ihm - immer geschickt die Deckung baufälliger Hausruinen und dunkler Hofeingänge ausnutzend.



Bercan Tibrand stand auf der Straße vor dem Eingang des „Succube“. Er dachte an einen Abend vor, na, jetzt bereits zwei Jahren. Er mußte schmunzeln, damals hatte ihm sein Vater einmal etwas Gutes tun wollen, und ihm ein „Geburtstagsgeschenk“ der besonderen Art gemacht, ein Besuch in Lady Victorias „Succube“. An die Bekanntschaft, die er dort gemacht hatte, dachte er gerne zurück, war er doch seinem „Geschenk“ länger treu geblieben, als man es eigentlich erwarten würde. Tja, Lianna, wer weiß, wo sie sich jetzt herumtrieb?

Während dieser Gedanken war Bercan Tibrand an der Pforte des „Succube“ angelangt und betätigte den einfachen Klopfer. Überhaupt verriet das Haus von außen nichts über sein pikantes Innenleben, es war ebenso unscheinbar und schmutzelig, wenn auch groß, wie viele der anderen Bauten der Unterstadt. Kaum hatte Bercan den Klopfer ruhen lassen, schob sich in der Türe eine kleine Pforte auf. Wachsame blaue Augen unter einem blonden Haarschopf blickten ihn aufmerksam beobachtend an. Er erkannte die Wache sofort, das war immer noch Jangrit, die Hallakine. Riegel wurden nach wenigen Augenblicken mit einem satten Klacken zurückgeschoben. Bercan wartete, bis die Tür aufgeschwungen war. Dahinter kam eine hochgewachsene und durchtrainierte Frau zum Vorschein, die Bercan mit einer freundlichen Geste hinein bat.

„Tretet ein, Herr Tibrand, und seid in diesem Haus willkommen.“

Bercan mußte sich über diese Frau immer wieder wundern, sie vergaß kaum einmal einen Gast, besaß große Menschenkenntnis und hatte ein bemerkenswertes Gedächtnis, obschon dies wahrlich nicht ihre einzigen Qualitäten waren. Er erinnerte sich da an diesen randalierenden Gast, der das Etablissement etwas unfreiwillig verlassen mußte - es war wirklich nicht schön gewesen, nein, nein. Er folgte ihrer Geste und trat in das Vorzimmer ein. Jangrit schloß die Tür, die von draußen keinen so massiven Eindruck gemacht hatte, wie sie es nun tat.

„Guten Abend, Jangrit, lange nicht gesehen. Hier habt ihr meinen Degen.“ Bercan überreichte Jangrit seine Waffe. Das war Gesetz hier im „Succube“, keine Waffen bei den Damen. Das heißt, bei einer Dame war das durchaus gestattet - Jangrit - und sie machte auch offensichtlichen Gebrauch davon. Sie nahm den Degen und Gurt entgegen und verstaute ihn sicher an dem dafür vorgesehenen Platz in der Garderobe der Vorhalle.

„Ist Lady Victoria heute im Hause, Jangrit?“, fragte Bercan.

„Lady Victoria befand sich soeben noch in der Halle, bitte tretet doch ein“, damit hielt Jangrit einen bestickten Vorhang zur Seite, um Bercan den Durchgang in die Halle zu ermöglichen. Warme Farben, dezente Wandmalereien, Kerzenleuchter, zarte Musik und Schalen mit duftenden Blüten empfingen Bercan dort. Auf einem kleinen Podest saß Taliësin, die Musikantin, und ließ ruhige Tonfolgen erklingen, Lady Victoria lehnte an einer der Säulen, die die Treppe nach oben rahmten, und hörte ihr bei ihrem Spiel zu.

Bercan schien wohl Glück zu haben, gerade im Augenblick befanden sie sich soweit alleine in der Halle. Lady Victoria erblickte ihn und schritt auf ihn zu, sie war wirklich eine attraktive Frau, und ihre zarten Seidengewänder umschwebten sie wie eine Nebelwolke, ein Hauch von Nichts, der die Phantasie anregte.

„Herr Tibrand, ich grüße euch, wie lange habt ihr mir schon nicht mehr die Freude eures Besuches gegönnt, ihr seid mir untreu geworden.“ Mit amüsiertes Entrüstung reichte sie ihm die Hand zur Begrüßung, worauf Bercan mit einem dezenten Handkuß reagierte.

„Ich bitte euch, seid mir deswegen nicht böse, aber... es bot sich nicht mehr so häufig die Gelegenheit für einen Besuch bei euch“ entschuldigte er sich.

„Ah, wie ich sehe habt ihr euch heute einmal die Zeit genommen, wieder meinen Mädchen und mir einen kleinen Besuch abzustatten. Womit kann ich euer Herz erfreuen? Ihr seht mir aus als hättet ihr Sorgen - Vielleicht können euch Elaine und Sephora etwas aufmuntern? Ich sage euch, dazu haben sie durchaus Talent.“ Lady Victoria lachte leise ihr warmes, perlendes Lachen, das einem in anderen Situationen schon einmal eine wohlige Gänsehaut bereiten konnte.

„Nun denn, ich habe in der Tat einige Problemchen, bei deren Lösung ihr mir vielleicht behilflich sein könntet, Mylady. Ich suche jemanden, der vermutlich Gast eures Hauses ist oder war“, bemerkte Bercan Tibrand.

Ein Schatten zog über die Stirn Lady Victorias, energisch strich sie sich eine Strähne ihres langen, weißblonden Haares aus dem ebenmäßigen Gesicht, aus dem Bercan nun grüne Augen entgegenfunkelten. Sofort wurde auch ihre Stimme um ein paar Grade kälter als sie Bercan antwortete: „Ihr solltet mittlerweile meine Geschäftspraktiken kennen, Herr Tibrand! Wer hier Gast ist und wer nicht, geht niemanden etwas an, haben wir uns verstanden? Würdet ihr nun bitte wieder gehen, bevor ich nach Jangrit rufen muß?“ Sie machte eine entschlossene Geste.

Bercan seufzte innerlich auf - natürlich, so leicht hatte er sich das ganze auch nicht vorgestellt. „Tja, vielleicht, wenn ihr mir diese Minute noch gestattet, darf ich euch etwas näher darlegen, wieso ich diesen Mann suche?“, bat Bercan ernst.

„Diese Minute, Herr Tibrand, ihr sagtet es selbst, bitte.“ Lady Victoria sah ihn abwartend an.

„Ich suche Jyran Vannalt, falls euch der Name etwas sagt, ein Mann der...“. Bercan ließ eine Beschreibung des Mannes folgen, wohlweislich bemerkend, daß Vannalt wahrscheinlich einen Teil seines Vermögens dafür ausgegeben haben dürfte sich neu einzukleiden. Darüber hinaus sei wohl auch nicht damit zu rechnen, daß dieser Mann hier nochmals auftauchen würde, um sich über einen Vertrauensbruch zu beschweren, dafür wolle Bercan schon sorgen. Außerdem gehöre dem Kerl eine deftige Lektion erteilt und er wieder in den Kerker gesteckt. Zu allem Überfluß zeige er den meisten Damen gegenüber keine sehr freundliche Einstellung. Und, so erinnerte sich Bercan, gegenüber vielen Männern auch nicht. Bei dem letzten Gedanken strich er sich geistesabwesend über eine gewisse Stelle am Hinterkopf, was nicht ohne ein schmerzhaftes Zucken ablief.

Lady Victoria sah ihn einige Sekunden ohne jede sichtbare Reaktion an, dann sah sie in Richtung der Vorhalle... und rief laut nach Jangrit! Bercan drehte sich erschrocken nach dem Eingang um, da stand sie auch schon - Jangrit in voller Größe und aktionsbereit. Nun denn, so sollte es wohl sein. Er war ja durchaus kein Feigling, aber ein deftiger Rausschmiß durch Jangrit mußte nicht sein. Er wollte gerade mit einem Achselzucken aufgeben und sich dem Eingang zuwenden, da ging Lady Victoria an Bercan vorbei und auf die Kriegerin zu.

Bercan konnte nun beobachten, wie Lady Victoria und Jangrit sich eine kleine Weile unterhielten, scheinbar ein angeregtes Frage- und Antwortspiel. Ab und an traf Bercan ein wachsamer Blick aus Jangrits Augen, ein leichtes Schmunzeln umspielte ihre Mundwinkel, abschließend nickte sie ihm noch einmal zu und verschwand dann wieder hinter ihrem Vorhang. Lady Victoria kam auf Bercan zu und hakte sich leicht bei ihm ein.

„Herr Tibrand, wie war das nun? Ihr wart auf der Suche nach jemand *besonderem*?“ Lady Victoria lächelte ihn verschwörerisch an und lenkte den etwas irritierten jungen Mann auf die Treppenstufen zu, die in das obere Stockwerk führten. Der leichte Unterton in Lady Victorias Worten und Gesten ließ ihn aufhorchen. „Ich kann euch in eurer Angelegenheit leider nicht mehr weiterhelfen, dazu ist es bereits zu spät, ihr versteht? Allerdings biete ich euch noch etwas, das *keinen Wunsch mehr offen lassen dürfte*...“ Mit diesen Worten waren sie an einer der Türen im Obergeschoß stehengeblieben. „Und, seid mir versichert“, für den Augenblick waren ihre grünen Augen wieder so kalt wie ihre Stimme, „daß dies das einzige Mal gewesen

sein wird, wo ihr in den Genuß dieses speziellen Gefallen kommen werdet!“ Lady Victoria klopfte einige Male gegen die Tür.

„Was wünscht ihr, Mylady?“ , antwortete eine dunkle, samtige Stimme von drinnen.

„Miryelana, Liebes, öffne mir bitte die Tür, ja? Ich möchte Dir hier jemanden ans Herz legen.“ Leise Schritte ertönten, die Tapetentür wurde geräuschlos geöffnet und eine zierliche Gestalt erschien im Türrahmen. Die junge Frau hatte eine dunkle Haut, schwarze, glutvolle Augen und blauschwarzes, langes Haar, das feucht im Kerzenschein glänzte wie Metall. Einige Wassertropfen perlten ihren Hals herab, und verschwanden unter dem scheinbar sorglos umgeschlungenen Badetuch dort, wo sich die Rundungen ihrer Brüste sanft abzeichneten. Ein kleiner Wassertropfen müßte man sein, dachte Bercan. Ein zarter Blütenduft schwebte auf den Flur, das Mädchen war wohl gerade erst dem Bade entstiegen.

„Ich hätte da einen guten Kunden, der auf der Suche nach etwas *besonderem* ist, wenn Du weißt was ich meine. Und ich bin mir doch ziemlich sicher, daß gerade Du dazu in der Lage sein solltest, ihm diesen speziellen Wunsch zu erfüllen - und auch noch so manchen anderen, oder nicht?“ Lady Victoria zwinkerte der jungen Frau zu und schob Bercan, der bislang immer noch von ihr am Arm gehalten wurde, Miryelana entgegen. Sie nickte verstehend.

Miryelana reichte Bercan eine Hand, der Zufall wollte es wohl, daß es gerade die Hand war, die das Tuch gehalten hatte. Vor ihm stand eine dunkle, nackte Schönheit. Bercan ergriff die ihm so verführerisch dargebotene Hand - und fühlte sich dann in das Zimmer gezogen, wo noch immer das Bad mit dem herrlich nach fernen Ländern duftenden Wasser stand. „Womit kann ich euch zu Diensten sein, Herr?“ fragte eine dunkle, vibrierende Stimme, während er sich von flinken Fingern kundig entkleidet und auf das große Badebecken zugeführt fühlte.

Der Schatten huschte weiter durch die Straßen, es gab doch noch so viel zu tun und er hatte so wenig Zeit. Er hatte seine Ohren überall, und so dauerte es nicht lange, und er bemerkte, daß er nicht der einzige war, der Interesse an Jyran Vannalt hatte. Er erfuhr von einem Hehler, daß ein junger Kerl sich nach einem Mann für einen Auftrag erkundigt hatte, und beiläufig danach gefragt hätte, wo denn Vannalt sich herumtriebe. Noch dazu waren ihm heute Abend die Straßenkinder zu brav, sonst konnte man sich vor ihren räuberischen Fingern kaum retten, doch heute bestanden die Kinder nicht aus Fingern, sondern nur aus Augen und Ohren - die kleinen Ratten suchten jemanden.

Im Hirn des Mannes baute sich ein kleiner, feiner Plan auf - ein Plan, wie er auf beiden Seiten Geschäfte machen, und ungeschoren aus der Angelegenheit herauskommen würde. Er rieb sich die Hände, er wußte, wie er Vannalt finden konnte. Der „bunte Guald“, mit diesem hatte Vannalt doch gerade eben noch gesprochen. Der Schatten machte sich auf die Suche nach dem bunten Gockel.



Farlina war zufrieden, auf ihrem Weg zum „Zweischneidigen Schwert“, in dessen Nähe sie sich wieder mit Bercan treffen wollte, bemerkte sie einige aufmerksame Kinder in den Gassen. Ansonsten gab es keine Zwischenfälle - ach, die Geldbörse von dem Händler? Das war doch kein Zwischenfall, das war ein Glücksfall!

Farlina drückte sich in die Gassen und wartete. Sie mußte lange warten auf Bercan - ihm war doch hoffentlich nichts zugestoßen? Er kannte sich hier unten eben immer noch nicht so gut aus wie Farlina, die in diesem Dreck groß geworden war. Allerdings gab es hier wohl noch mehr, die sich nicht auskannten. Sie kam nicht einmal darum herum, einem aufdringlichen Verehrer, der sie idiotischerweise in ihrer Jungenkleidung für einen Liebesknaben hielt, mit ihrem Dolch einige Nachhilfestunden in Elek-Mantowscher Etikette zu geben. Leider konnte sie hier jetzt nicht mehr bleiben, sie mußte wohl oder übel noch einmal eine Runde drehen. Zur Sicherheit hinterließ sie im „Zweischneidigen Schwert“ noch eine Botschaft für Tanlata,

die Söldnerin. Nur gut, daß sie sich hier zumeist als Botenjunge durchwurschteln konnte. Farlina war jedenfalls froh, aus der Kneipe wieder ohne Zwischenfall herausgekommen zu sein. Gegen einen aufdringlichen Besoffenen mochte ein Dolch ja helfen, aber gegen Äxte und Schwerter?

Auf ihrem Weg durch die Gassen erhielt sie Nachricht von Mitarra, einem der Kinder - das Mädchen meldete, daß Jyran Vannalt, oder jemand der ihm verdammt ähnlich sehen mußte, im Osten der Stadt gesehen worden sei. Farlina machte sich auf gut Glück dorthin auf den Weg, Bercan schien sie ja irgendwie verpaßt zu haben.



Der „bunte Guald“ war ein Volltreffer gewesen, er hatte ihm verraten, wo sich Vannalt wahrscheinlich aufhalten würde - gut, sehr gut. Der Schatten drehte und wendete seinen Plan noch einmal hin und her - es konnte einfach nichts mehr schiefgehen, sein Vorhaben war perfekt. Er suchte das Haus auf und machte ein paar kleinere Spielchen mit. Er vergewisserte sich dabei, daß Jyran Vannalt für die nächste Zeit noch zu tun haben würde - dann huschte er hinaus in die Gassen. Er mußte, schnell, den anderen Mann finden, der so offensichtliches Interesse an dem Gauner hatte. Allerdings - für einen Experten wie er einer war, war das nur ein geringfügiges Problem. Er machte sich flink auf den Weg, glaubte er doch schon vielversprechendes Klimpern von Gold im Ohr zu haben.



Bercan Tibrand durchschritt etwas später, um einiges später, um ehrlich zu sein, zielstrebig die Gassen der Unterstadt. Er war nach Verlassen des „Succube“ und der rassigen Miryelana nun zwar um etwas Gold ärmer, aber doch um viele Erfahrungen reicher. Um sehr viele Erfahrungen reicher - wenn man es denn so formulieren wollte. Jyran Vannalt hatte vor dem Mädchen angegeben wie ein Pfau, was für ein toller Hecht er denn sei und was er alles anstellen wollte. Vor allem den Reichen aus der Oberstadt wolle er es einmal ganz gehörig zeigen, die bräuchten ja nur mit dem Gold zu klimpern, und schon würde ihnen der Hintern nachgetragen. Na warte, Bürschlein, dachte sich Bercan. Es gibt auch Oberstädter, die aus einem anderen Holz geschnitzt sind. Jyran hatte Miryelana noch zu einer Runde durch die Gasthäuser und zu einem Spiel einladen wollen, aber sie hatte abgelehnt. Sie hatte Vannalt nicht besonders gemocht, er war großzügig gewesen, aber... Jedenfalls hatte er noch davon gesprochen, daß für ihn die Nacht noch ein paar Stunden länger dauern würde, er habe noch viel vor. Nun, Jyran würde sich schon finden lassen. Nun hieß es aber erst einmal, Farlina zu finden. Den vereinbarten Zeitpunkt hatte er ja, nun, sagen wir doch einfach - *verschlafen*. Bercan kannte da auch noch den ein oder anderen, den man befragen konnte. Vielleicht hatte ja ibn Sedalesch, der Rauschkrautfreund, mal in einer klaren Minute einen Blick auf Vannalt erhaschen können, es gab kaum etwas, was dieser nicht in Erfahrung bringen konnte. Noch dazu war da ja noch Sell, und was der nicht wußte... Plötzlich spürte Bercan eine Hand auf seiner Schulter. Das Ziehen des Degens und das Herumschwingen waren eine einzige flüssige Geste. Die Spitze des Degens hing nur Millimeter entfernt vom Kehlkopf - Sells!

Dessen Augen weiteten sich erschrocken, allerdings hatte er auch eine Hand am Griff seines gewaltigen Schwertes. Als Bercan erkannte, wen er vor sich hatte, ließ er den Degen langsam wieder in die Scheide zurückgleiten, wobei er einen saftigen Fluch zerbiß.

„Dafür hättest Du einen kräftigen Tritt in den Arsch verdient, Mensch!“ Bercan schüttelte den Kopf, irgendwann würde Sell nicht mehr so viel Glück haben. Glück, das war es eigentlich, er wollte ja etwas von dem schlaksigen Kerl in dem schmuddeligen Tierfellmantel. Aber, was wollte Sell von ihm?

„Also, rede endlich, was willst Du?“ Bercan funkelte ihn immer noch wütend an. Sell sah sich um, es schien als wollte er nicht gesehen werden - öfter mal was Neues. Nervös wechselte er

von einem Bein auf das andere, als suchte er eine Stelle, um unbemerkt austreten zu können. Dann zog er Bercan am Jackenzipfel in eine Seitengasse, aus der er erst noch einen Besoffenen mit einem deftigen Fußtritt auf die Straße beförderte. „Ich weiß, wo er ist!“, murmelte er verschwörerisch. Bercan war verwundert, bei allen Geistern, er mußte demnächst vorsichtiger vorgehen, dann stellte er sich dumm. „Du weißt wo *wer* ist?“, fragte er so unschuldig wie er nur konnte. „Na, der, der mit viel Geld aus der Oberstadt gekommen ist, das „Succube“ besucht hat und dann in ein ganz bestimmtes Haus gegangen ist - und der, nach dem ihr euch schon bei verschiedenen Leuten erkundigt habt, mein Herr. Nun? Wie ist es, wißt ihr es nun wieder?“. Bercan grinste leicht, gut, daß man es im Halbdunkel der Gasse, Straßenleuchten waren hier etwas, von dem man nicht einmal träumen durfte, nicht sehen konnte. „Wo?“ Die Gegenfrage von Sell erfolgte sofort „Wieviel?“. Und wieder huschte sein Blick an Bercan vorbei über die Straße, Bercan widerstand der Versuchung, sich ebenfalls umzusehen. Sell sah immer irgend etwas, vor allem eine Gelegenheit, Gold zu machen. Es dauerte eine Weile, doch sie wurden sich handelseinig. Einige Sonnen wechselten die Besitzer - Bercan hoffte nur, daß sich die Ausgabe auch lohnen würde - und Bercan hatte eine Wegbeschreibung zu einem Haus, in dem Jyran Vannalt dem Würfelspiel frönen würde. Sell war übrigens, kaum, daß die „Handelsware“ den Besitzer gewechselt hatte, schnell wie der Blitz in den schmutzigen Gassen verschwunden.

Bercan trat wieder auf die Gasse hinaus, nichts war mehr zu sehen von dem Mann. Nun, er mußte erst einmal Farlina finden. Darum lenkte er, eilig, seine Schritte in Richtung des „Zweischneidigen Schwertes“. Dort traf er auch wieder auf Tanlata, doch sie konnte ihm nur sagen, daß *ein Junge* nach ihm gefragt hatte. Sie schmunzelte, sie kannte Farlinas Vorlieben für Verkleidungen. Bercan hinterließ bei ihr, wo er sich umsehen wollte, und machte sich auf den Weg.



Jyran Vannalt war verärgert, er hatte heute kein Glück, nicht einmal, als er es zu erzwingen versuchte. Eine Gestalt gesellte sich zu ihm, zupfte an seinem Ärmel. Vannalt blickte zur Seite und fuhr den neben ihm stehenden Kerl grob an. „Verschwinde, Du Laus, und laß Deine unegalten Flossen von meinen Klamotten, kapiert?“ Nur der Umstand, daß neben der Eingangstür zwei Riesen von Hallakin standen, die geradezu erpicht darauf waren, ihre Beile in die Leiber von Randalierern und Falschspielern - schlechten Falschspielern hieß das - zu schlagen, hielt Vannalt davon ab, etwas drastischeres zu unternehmen. Jyran Vannalt war s a u e r. Dann sah er sich den unruhig umherblickenden Mann neben sich genauer an, Moment mal, das war doch Derry, der „Mann für alle Gelegenheiten“. Was wollte der Kerl von ihm?

Corwin Derry, manchem auch als Sell bekannt, neben den anderen Namen unter denen man ihn kannte, hatte Jyran Vannalt also noch am selben Platze vorgefunden - gut so.

„Ich... hätte da ein Geschäft für euch. Seid ihr interessiert?“ Corwin Derry sah sich aufmerksam um, er hatte keine Zeit mehr. Jeden Augenblick konnte der andere hereinkommen, und sein schöner Plan löste sich in Wohlgefallen auf. „Nun? Was sollte ich wohl von Dir haben wollen, eh? Heraus mit der Sprache, was hast Du für mich?“ Jyran Vannalt stemmte die Hände in die Hüften und blickte Derry herablassend an.

Derry lächelte, er machte die allenthalben bekannte Geste mit Daumen und Finger, die für Geld steht. „Es geht möglicherweise um viel Gold, ich glaube es würde sich für euch lohnen. Und ich weiß, wie der Mann aussieht, wo Ihr ihn treffen könnt. Überlaßt mir nur ein wenig eures Reichtums in weltlichen Dingen, und ich überlasse euch gerne ein wenig meines Reichtums in Wissen. Nun, wie ist das? Außerdem scheint der Mann aus der Oberstadt zu kommen, wenn ich ihn richtig eingeschätzt habe.“ Derry wartete, das sollte seinen Erfolg wohl nicht verfehlen.



Vannalt stutzte - aus der Oberstadt? Was wäre, wenn nun wirklich jemand auf der Suche nach ihm war, weil er dem Jungen des morgens zu feste auf die Mütze getupft hatte? Er überlegte fieberhaft. Er mußte dem Kerl auflauern, sehen, wer er war, wie gefährlich er war. Er schätzte seine geschrumpfte Barschaft ab, für Derry sollte da wohl etwas übrig sein. Vannalt nickte Derry zu, ging dann in Richtung Ausgang. Kurze Zeit darauf folgte ihm Derry hinaus.

Vor dem Haus fühlte sich nun Corwin Derry in einen Hofeingang gezogen, Vannalt stand dort. In der einen Hand hatte er ein Stilett, in der anderen Hand ein goldenes Armband. „Nun, Derry, welche Hand soll es denn sein, hmm?“ Derry streckte die Hand aus nach dem Armband, schnell hatte Vannalt die Hand fortgezogen und das Stilett in den Weg Corwins gebracht.

„Erst die Arbeit, dann das Vergnügen!“ zischte Vannalt.

Corwin zog sich noch etwas, aber die Tatsache, daß es immer später wurde, gab den Ausschlag. Er informierte Vannalt über, was er wußte. Durch die Dunkelheit blitzte es golden, geschickt fing Derry das Armband auf, ließ es in den Taschen der alten Uniformjacke unter den Fellen verschwinden und verzog sich in dem Labyrinth der alten Häuser.



Hier, das mußte die Straße sein. Nun galt es nur noch das von Sell beschriebene Haus mit den blauen Fensterläden zu finden. Bercan musterte aufmerksam die rechte Straßenseite, auf der das Haus stehen sollte. Eine Hand hatte er dabei immer am Knauf des Säbels, das Metall des Handschutzes war kalt an seiner Haut. Seltsam, worauf man in solchen Situationen manchmal achtet. Nur wenig weiter würde im Augenblick Vannalt sitzen, seine Sonnen zwischen den Fingern drehen und sie im Würfelspiel noch zu mehren versuchen. Sehr schön. Bercan konnte warten - er würde Vannalt schon.. arrgh.

Bercan fühlte sich von einem starken Arm in einen Hofeingang gezogen, eine Klinge ritzte ihm heiß über die Rippen, er fühlte warmes Blut über seine Haut rinnen. Bercan spürte mehr den erneuten Hieb, als daß er ihn sehen konnte, und schaffte es gerade noch sich loszureißen und unter dem herabstoßenden Arm wegzudrehen. Ein paar stolpernde Schritte brachten ihn auf Distanz, hinaus auf die Gasse. Schnell hatte Bercan seinen Degen gezogen - der Mann aus dem Hinterhof, natürlich war es Vannalt, trat mit gezogenem Rapier ebenfalls auf die Straße hinaus. Vannalt blickte Bercan an, „Du!“ Vannalt hatte Bercan als den Sohn des Fuhrunternehmers erkannt, den er auf dem Dachboden niedergeschlagen hatte. „Na warte, Tibrand, Bürschchen, diesmal wirst Du nicht so leicht davonkommen. Einmal hast Du Glück gehabt - das einzige, was Du jetzt noch haben wirst, ist mein Stahl zwischen den Rippen und ein Begräbnis!“ Bercan reagierte nicht darauf, das brachte ihm doch nichts ein. Vielmehr beobachtete er Vannalt genau, um seinen Angriff abschätzen zu können. Sie kreuzten einige Male die Klingen. Ringsum in den Häusern war es still, nur einmal bellte ein Hund. Niemand würde sich hier an diesem Kampf stören, niemand. Bestenfalls würde sich nach dem Kampf jemand finden, der die Überreste noch auf Verwertbares plünderte.

Vannalt holte aus zu einem erneuten Angriff, einer Finte. Allerdings konterte Bercan entsprechend und traf ihn an der linken Schulter. Fluchend hielt Vannalt einen Augenblick inne. Verdammt, der Weichling zeigte mehr Können, als man von ihm erwartet hätte. Nun, dann mußte man eben zu anderen Mitteln greifen. Scheinbar stolpernd ließ sich Vannalt auf den Boden fallen, eine gutgezielte Handvoll Dreck in seines Gegners Augen war das Ergebnis der Aktion. Bercan war blind, der Dreck nahm ihm die Sicht. Er taumelte zwei Schritte rückwärts, während er sich den Schmutz aus den Augen rieb. In diesem Augenblick hätte Vannalt einen gezielten Hieb anbringen können, wenn nicht....

Ein schriller Pfiff ertönte, direkt neben den Kämpfenden erklang eine Antwort. Auch aus einer anderen Gasse hörte man einen Pfiff. Dann hörte Bercan, immer noch beeinträchtigt durch den

Schmutz in seinem Gesicht - bei allen Göttern, er könnte ja erblinden bei der Scheiße hier auf den Straßen - wie Vannalt zu Schreien und zu Fluchen begann. Dann hörte er - was war das hier für ein Irrenhaus - das schadenfrohe Lachen von Kindern!

Plötzlich war es sehr still in der Gasse, nur leise Schritte kamen näher. Bercan machte sich bereit, sich erneut verteidigen zu müssen. Jetzt konnte er auch langsam wieder etwas sehen, und das Brennen in seinen Augen ließ nach. Aber - was war das? Farlina stand vor ihm, gerade das ihr besorgter Gesichtsausdruck einem unheimlich breiten Grinsen Platz machte.

„Na Du Held?“, sagte sie und stand breitbeinig, mit den Händen in den Hüften, vor ihm auf der Straße. Nur gut, daß Tanlata ihr gesagt hatte, wo Bercan hingehen wollte. Sie hatte in Windeseile einige der Schatten alarmiert. Der verdutzte Vannalt wußte gar nicht wie ihm geschah, als plötzlich eine Welle von Kindern ihn überrannte und niederriß.

Bercan sah sich um, da fehlte doch jemand? Wo war denn nur... Da lag Jyran Vannalt im Dreck, und wie sah der nur aus! Seine Kleidung war schmutzig und zerfetzt, seine Waffe lag zerbrochen im Straßendreck und sein Gesicht war ziemlich verbeult. Darüber hinaus war er mit einer Vielzahl verschiedenster Seilstücke, Schals und anderer Tuchfetzen zu einer wahrhaft bunten Salami verschnürt, gefesselt und geknebelt worden. Bercan steckte den Degen wieder weg. „Ähm, ich frage jetzt besser nicht, was hier los gewesen ist, ja? Sag' aber Deinen kleinen Freunden, sie hätten etwas bei mir gut!“ Bercan trat auf den immer noch regungslos daliegenden Vannalt zu und knuffte ihm mit der Stiefelspitze unsanft in die Rippen. Vannalt stöhnte leise auf, er lebte also noch. Nun, so dachte sich Bercan, das würde ihm wenigstens nicht die Freude an den noch nachfolgenden Ereignissen nehmen.

Bercan packte sich Vannalt, der in kleinen Schritten trippelnd von ihm und Farlina vorangezogen wurde. Als er die Richtung erkannte, in die es ging, begann er unter seiner Verpackung zu schwitzen. Es ging nordwärts - die beiden, so dachte Vannalt, wollten ihn in die Spalte werfen!

Tatsächlich ging es in Richtung der Spalte, aber Bercan hatte etwas ganz anderes vor. Etwas, das nicht so kurzen Genuß bringen würde wie ein Schubser in die Tiefe. Die beiden erledigten ihre kleine Aufgabe - schön vorsichtig und nahezu unsichtbar für einen unaufmerksamen Beobachter der Umgegend um die Spalte.

Dann machten sie sich auf den Weg, so schnell sie nur konnten auf die Nordseite der Spalte zu kommen.



Die Tür des Tibrandschen Wohnhauses schloß sich hinter den beiden Nachtschwärmern. Viel Zeit bis zum nächsten Sonnenaufgang blieb nicht mehr. Bercan zog sich die Klamotten schon im Hausflur vom Leib, so müde war er und zerschlagen. Farlina begutachtete seine Aktionen überaus interessiert. Erschrocken bemerkte sie, daß Bercan ein paar angekratzte Rippen hatte. Gott sei dank war es nichts schlimmes.

Genau in diesem Augenblick wurde der schwere Türklopfer an der Haustüre betätigt. Bercan und Farlina sahen sich an. Was jetzt? Bercan zuckte mit den Schultern und huschte zur Tür, um durch das kleine vergitterte Fensterchen zu lugen. Draußen stand... Feran mit einem anderen Soldaten der Garde!

Bercan grinste, er hatte ja schon fast mit ihnen gerechnet, nur nicht so schnell. Er schlich zurück in die Stube. Als Feran draußen ein weiteres Mal klopfte, kam er aus der Stube zurück. Die Haare waren zerzaust und eine Decke war um seine Schultern geschlungen. Farlina mußte sich ein Lachen verkneifen. Wenn jemals jemand aussah wie aus dem Schlaf gerissen, dann

Bercan Tibrand in diesem Augenblick. Er schlurfte vernehmlich zur Türe, grinste Farlina noch einmal zu und fragte mit schläfriger Stimme: „Jaa? Wer ist denn da so früh am Morgen?“

„Herr Tibrand, bitte öffnet die Tür, die Garde möchte euch sprechen!“

„Oh, oh ja, sofort, einen Augenblick.“ Umständlich ließ er Schlüssel klappern, dann öffnete er.

„Guten Morgen, Feran, was bringt denn die Garde schon wieder hierher? Ist etwa wieder jemand ausgebrochen?“ Mit einer fragend hochgezogenen Augenbraue blickte Bercan Feran über die Schulter, einmal die Straße hinauf und hinab.

Feran räusperte sich. „Nun, Herr Tibrand, wir haben heute den entflohenen Sträfling...ehm, eingefangen.“ Bercan schaute Feran so richtig schön irritiert an.

„Das ist doch wunderbar, was kann ich da noch tun?“ Feran räusperte sich ein weiteres Mal.

„Der Sträfling wurde heute früh .. ehm, vor der Tür der Garde, an der Brücke, aufgefunden. Er war gefesselt, geknebelt und am Tor festgebunden. Als wir ihn dort auffanden und losbanden erkannten wir den Flüchtigen. Natürlich haben wir ihn sofort wider in Gewahrsam genommen. Allerdings...“ „Ja?“ „Allerdings behauptet der Mann, sein Geist muß verwirrt sein, ihr, Herr Tibrand, hättet mit ihm gefochten. Dann hättet ihr ihn, zusammen mit einer ganzen Bande von Kindern überwältigt und so verschnürt.“ Bercan setzte sein dümmstes Gesicht auf.

„Er hat was? Ich soll in die Unterstadt gegangen sein, in der Nacht? Tagsüber wage ich mich schon mal da hin, wenn ich zu unseren Fahrern oder nach Süden zu Geschäften aus der Stadt muß. Aber selbst dann nicht gerne alleine! Und Kinder waren auch dabei? Vielleicht solltet ihr ihn einmal fragen, ob er etwas geraucht hat!“ Bercan tat entsetzt.

Dabei entging ihm natürlich nicht der schnelle Blick Ferans zu seinem Kollegen, der nur so viel bedeuten konnte wie *<Hab' ich's Dir nicht gleich gesagt, der war's nie im Leben!>*. Feran entschuldigte sich nochmals für die frühe Störung, dann gingen die beiden wieder.

Bercan schloß die Tür. Er lehnte sich mit dem Rücken an das Eichenholz und lauschte, wartete. Farlina kam leise näher. Bercan erkannte, wie sie sich schon in die geballte Faust beißen mußte, um nicht laut loszulachen. Als er die beiden Gardisten weit genug weg wähnte, da lagen sich Bercan und Farlina in den Armen, und lachten und lachten.

Farlina machte sich von Bercan los, ihre hellen Augen funkelten unternehmungslustig, als sie an seiner Decke zupfte und ihn in Richtung des Hofes zog. „Sag' mal Bercan, wie war das doch gleich mit dem alten Himmelbett?“

## Ein Stilett zur rechten Zeit

Oliver Nothers

"Wo zur Hölle bleibt Vermillion?" Celeste war sichtlich beunruhigt. "Sonst bleibt sie nie so lange weg! Hoffentlich hat man sie nicht erwischt!" "Reg' dich erst mal ab, Schwesterchen... Die kleine kommt vermutlich besser klar als du es jemals wirst..." Shahtar wirkte gelassen. Es stimmte zwar, daß es diesmal etwas länger als sonst dauerte, bis Vermillion wieder zu ihnen in den Tunnel kam, aber er war sich sicher, daß sie es schaffen würde... Als er gerade diesen Gedanken hatte, stand sie auch schon neben ihnen - allerdings hielten ihre Hände diesmal nicht die sonst übliche Geldbörse, und sie machte überhaupt einen recht verstörten Eindruck. Sie wirkte gehetzt, und die Schürfwunde an ihrem rechten Knie sprach dafür, daß sie vor lauter Eile mal wieder sämtliche Vorsicht hatte fallen lassen. "Was ist denn mit dir passiert?" fuhr Celeste sie an. "Hast dich wohl erwischen lassen!" Vermillion schüttelte den Kopf; sie wischte sich eine schweißnasse Haarsträhne aus dem Gesicht, und drehte ihren Kopf in Shahtars Richtung. "Es gibt Probleme" stellte sie kurz und knapp fest. "Probleme? Was hast du denn wieder angestellt?" Shahtar war mittlerweile aufgestanden, und hatte das Stilett, mit dem er die ganze Zeit herumgespielt hatte unauffällig in eine kleine Saumtasche seines Ärmels gleiten lassen. "Ich? Überhaupt nichts. Bintsel steckt in Schwierigkeiten!" "Wer in aller Welt ist das schon wieder? Hast du deine Nase mal wieder in anderer Leute Angelegenheiten gesteckt?" Celeste war ungehalten. Oft genug hatte sie versucht, ihre Schwester dazu zu bewegen, sich mal ausschließlich um ihren eigenen Kram zu kümmern, und trotzdem gelang es ihr immer wieder, sich in irgend etwas reinzureiten, das man - etwas mehr Vorsicht vorausgesetzt - wohl hätte vermeiden können. "Du weißt doch, daß wir hier nicht alleine sind" entgegnete Vermillion. "Und immer alleine rumzulungern wird mir auf Dauer zu langweilig" fügte sie patzig hinzu. Celeste wie auch Shahtar wußten, wovon sie sprach. Es trieben sich eine ganze Reihe von Kindern in den alten Minenschächten herum; bisher hatten sie problemlos nebeneinander existiert, und keine Seite hatte sich ausgesprochen um die andere gekümmert - auf der Suche nach Spielkameraden war Vermillion schon ein paar mal mit einigen von ihnen in Kontakt gekommen, aber ihre Geschwister hatten sich nicht sonderlich dafür interessiert; Vermillion hatte ihnen schon oft genug sehr zu ihrer Verwunderung demonstriert, wie gut sie alleine zurecht kam. "Ich habe sie vor ein paar Tagen kennengelernt", erklärte Vermillion, "wir haben so einige Kleinigkeiten zusammen abgezogen - sie ist verdammt gut! Die kann vielleicht schauspielern - das sag ich euch! Wir tun so, als spielen wir fangen, und dann fällt sie hin, und fängt an zu heulen... irgendein Großer kommt dann garantiert, um nach ihr zu sehen, und - schwupp! - weg ist der Geldbeutel! Das merken diese Trottel nie!" "Dann erkläre mir mal bitte, wo dann das Problem liegt" unterbrach Celeste. "Laß mich doch einfach ausreden, verdammt!" Vermillion warf ihrer Schwester einen wütenden Blick zu. "Diesmal... tja, diesmal war sie nicht flink genug - oder nicht vorsichtig genug - oder - ach, ich weiß nicht, jedenfalls hat sie der Typ erwischt und ist einfach mit ihr abgezogen... und kein Aas kümmert sich auch nur einen Scheißdreck drum!" "Nun, er wird deine Freundin wohl zur Wache bringen..." setzte Celeste an, worauf sie Vermillion wieder unterbrach: "Eben nicht! Er ist in Richtung fliegendes Pferd mit ihr abgezogen!" Celeste wurde blaß. "Deine Freundin ist doch nicht zufälligerweise sehr hübsch, oder?" "Worauf du deinen Arsch verwetten kannst, Schwesterchen... Aber so, wie der Typ sie angesehen hat, ist ihm das vermutlich auch egal." Vermillion senkte den Kopf. "Wir müssen ihr irgendwie helfen, VERDAMMTER MIST!!!" "Das werden wir auch. Verlaßt euch drauf." Shahtars Augen hatten mittlerweile wieder diese ungemütliche, giftgrüne Farbe angenommen. Derartige Typen konnte er ÜBERHAUPT NICHT leiden, insbesondere, seit einer dieser Kerle einmal versucht hatte, Celeste Gewalt anzutun. Damals hatte er dieses Problem "beseitigt", und nun würde er es wieder tun. "Celeste, du bleibst hier. Vermillion, zeig mir, wo der Kerl

mit ihr hin ist. Und, Celeste, falls noch ein paar von den anderen Leuten hier unten auftauchen sollten, und nach dieser Bintsel fragen, dann sag ihnen, was los ist." Shahtar folgte Vermillion, die schon auf dem Weg zum Tunnelausgang war. "Paß gut auf dich auf!" hörte er Celeste noch rufen.



Der Bergmeister war überrascht. Er hatte die Kinder schon einige Zeit beobachtet, und er dachte schon, sie mittlerweile besser zu kennen... so konnte man sich irren. Eine solche Wut und Entschlossenheit hatte er wirklich nicht erwartet. Er beschloß, sich das ganze erst mal weiter aus der Entfernung anzusehen.



Scrotek kümmerte sich nicht sonderlich darum, daß das Bündel unter seinem Arm zappelte, kratzte und biß - genausowenig wie die anderen Leute in den Gassen des Rattenlochs. Es war mittlerweile früher Abend, als er Tandreks Fliegendes Pferd erreichte. Ohne lange zu Zögern ging er zu Tandrek hinüber, und zahlte eine Eisensonne - der Preis für ein Zimmer im Fliegenden Pferd für eine Nacht. Nachdem er sich eingeschrieben hatte, ging er auch gleich die steile Holzstiege nach oben, betrat sein Zimmer und legte erst einmal sein "Gepäckstück" ab. Bintsel nutzte diese Chance, um ihm einen ordentlichen Klumpen Rotz mitten ins Gesicht zu spucken, was ihr allerdings lediglich eine schallende Ohrfeige einbrachte, die sie gegen die Wand schleuderte. "Ja, wehre dich ruhig - es bringt dir sowieso nichts, du verdammtes kleines Mistbalg" spottete Scrotek. "Weißt du was? Ich lasse dich jetzt hier. Und wenn ich wiederkomme, dann werde ich eine Menge Spaß haben - und nach DIR wird danach sowieso niemand fragen...". Er drehte sich um, schloß die Tür hinter sich und drehte den Schlüssel zweimal herum.



Bintsel blickte im Zimmer umher. Es war finster, da der Raum keine Fenster hatte, und die Tür soeben geschlossen worden war. Ein wenig Dämmerlicht fiel durch den Türspalt, und so konnte sie erkennen, daß das Zimmer außer einem behelfsmäßigem Bett und ihrer selbst nichts enthielt - das heißt, wenn man von den Wanzen mal absah. Wie sollte sie hier wieder herauskommen? Sie hatte Angst. Große Angst. Angst vor dem, was passieren würde, wenn der böse Mann wiederkäme. Aber auch Angst davor, daß er vielleicht gar nicht wiederkäme, und sie hier verhungern würde. Irgendwie mußte sie hier rauskommen - aber wie? Über diese Gedanken merkte sie gar nicht, wie sie müde wurde, und schlief irgendwann einfach ein.



Nun hatte dieser Typ das Fliegende Pferd also wieder verlassen - allerdings ohne sein Anhängsel unter dem Arm. Seine Erscheinung hatte Shaminos Aufmerksamkeit erregt, und deshalb war er ihm bis hierhin gefolgt. Die Kleine könnte eine von den Schatten sein, hatte er sich gedacht, hatte er doch selbst einmal dazugehört - aber das lag schon einige Jahre zurück. Was auch immer dazu geführt haben mochte, daß sie unter dem Arm dieses Mannes gelandet war - es gefiel ihm nicht besonders, und deshalb hatte er beschlossen, erst einmal in der Nähe zu bleiben, bis er genaueres über den Stand der Dinge wüßte.



Vermillion erreichte das Fliegende Pferd kurz vor ihrem Bruder, wartete aber vor dem Eingang auf ihn. "Beeil' dich, Shahtar, hoffentlich ist ihr noch nichts passiert!" "Nun mal langsam, Schwesterchen. Ich will deiner Freundin schließlich auch helfen. Aber noch wissen wir ja überhaupt nicht, ob sie wirklich hier ist, oder?" Vermillion nickte. "Ja. Aber trotzdem..." "Sssshht! Still jetzt, kleine Schwester... gib mir mal das Geld, das du gestern

stibitzt hast..." "Alles?" "Ja, zumindest das, was noch übrig ist... Ich will nicht hoffen, daß ich viel davon brauche, aber du weißt ja, daß ohne diese klimpernden Glitzerstückchen so manche Zunge sich nie löst... und nun komm, aber laß mich reden." Mit diesen Worten betrat Shahtar den Schankraum von Tandreks Fliegendem Pferd, und ging auch gleich recht zielstrebig auf Tandrek zu, der gerade hinter dem Tresen lehnte. Er sah Shahtar fragend an. "Bist du nicht etwas zu jung, um hier einfach so hereinzukommen?" Shahtar legte den Kopf zur Seite und gab sich Mühe, möglichst gelangweilt auszusehen. "Wir suchen jemanden..." "Das tun viele" entgegnete Tandrek. "Wir suchen ein Mädchen, ungefähr so groß wie meine Schwester hier, schwarze Haare, dunkle Augen, ziemlich schwächling. Du hast sie nicht zufällig gesehen?" Shahtar stützte sich mit dem linken Arm auf den Tresen, während er mit seiner rechten Hand begann, seine Unterlippe zu kneten. "Möglich" entgegnete Tandrek. "Ich sehe jeden Tag eine Menge Leute, wie sollte ich mich da ausgerechnet an..." Ohne ein weiteres Wort zu sagen Griff Shahtar in seine Tasche und legte drei Eisensonnen vor Tandrek auf den Tisch. "Nun, wenn ich es mir recht überlege..." Tandreks Augen leuchteten, als er das Geld sah. Er streckte die Hand danach aus, doch bevor er es erreichte, steckte auch schon ein Stilett zwischen den Münzen und seiner Hand im Tresen. "Zuerst sagst du mir, wo sie ist, dann kannst du das Geld haben, klar?" Shahtar bemühte sich, so grimmig wie nur möglich zu schauen, ohne daß es albern wirkte, und es schien zu wirken. "Nun, die hat vorhin so ein Typ hier angeschleppt... und oben auf seinem Zimmer gelassen. Dann ist er wieder gegangen - wann er zurückkommt weiß ich nicht." Gierig griff Tandrek nach den Münzen, nachdem Shahtar sein Stilett wieder aus dem Tresen entfernt hatte. "Du hast doch sicherlich Zweitschlüssel zu deinen Zimmern, oder?" "Kann schon sein, aber sowas ist TEUER..." "Gib dem Jungen den Schlüssel!" Tandrek schaute auf. Hinter Shahtar und Vermillion war eine große, schwarzgekleidete Gestalt aufgetaucht. "Hier, nimm das, das sollte dir den Aufwand um ein Vielfaches vergelten, und nun gib ihm endlich den Schlüssel!" Mit einer schnellen Handbewegung hatte die Gestalt Tandrek eine Silbersonne zugeworfen, die dieser auch sofort aus der Luft fing. "Aber sicher, hier ist der Schlüssel!" Tandrek drehte sich um, griff nach einem kleinen Schlüssel und gab ihn Shahtar. "Die Treppe rauf, zweite Tür auf der rechten Seite!". Ohne zu zögern ging Shahtar die Treppe hinauf. Die schwarzgekleidete Gestalt war allerdings längst verschwunden.



Bintsel erwachte, als sie Geräusche vor der Türe vernahm. Das Leben in der Gosse hatte ihre Sinne geschärft, und sie konnte genau hören, wie ein Schlüssel zweimal im Schloß der Tür herumgedreht wurde. Vermutlich würde der böse Mann jetzt wiederkommen... Sie wußte nicht, was sie tun sollte; plötzlich sprang die Tür auf, und sie war heilfroh, auf der anderen Seite das ihr vertraute Gesicht von Vermillion zu erkennen. "Vermillion! Wie hast du mich nur gefunden?" Die Freudentränen standen ihr in den Augen. "Instinkt. Nenn es einfach Instinkt. Aber komm erst mal raus da." "Genau, Schwesterchen. Du bringst deine Freundin jetzt erst mal hier weg. Ich habe noch etwas zu erledigen" befahl Shahtar in einem freundlichen, aber kühlen Tonfall. "Aber Shahtar, bring' dich doch nicht unnötig in Gefahr. Wir haben sie doch wieder..." "Schweig, Schwesterchen. Das ist AUSSCHLIEßLICH mein Problem, und ich möchte dich in Sicherheit wissen, wenn ich mich eben darum kümmerge." Achselzuckend nahm Vermillion Bintsel bei der Hand und führte sie die Stiege hinunter. Bintsels fragenden Blick beantwortete sie lediglich mit einem Kopfschütteln. So war ihr Bruder nun einmal: Er regte sich nur selten über irgend etwas dermaßen auf, aber wenn er das dann einmal tat, dann tat er das konsequent bis zum Schluß.



Es war schon dunkel, als Scrotek Tandreks Fliegendes Pferd wieder betrat. Er hatte einen gemütlichen Abend verbracht, und wollte nun endlich das genießen, was er sich am Nachmittag "zurückgelegt" hatte. Er stieg die Treppe hinauf, schloß die Tür auf - und war sehr überrascht, ein leeres Zimmer vorzufinden; er machte unvorsichtigerweise einen Schritt hinein - was der letzte Fehler in seinem gottverdammten Leben gewesen sein dürfte.



Shahtar hatte sich zwischen Türrahmen und Zimmerdecke festgekrallt gehabt und ließ sich nun auf den Mann fallen, der unter ihm durch die Tür trat. Schon im Fall zog er sein Stilett und stach damit mehrfach zu. "Du - verdammter - Bastard - du - wirst - nie - wieder - ein - Mädchen - anfassen - dafür - Sorge - ich - hier - und - jetzt - du - gottverdammter - Hurensohn - VERRECKE!!!" Shahtar brachte es auf zwanzig Stiche, bevor ihn der Mann zur Seite stoßen konnte, den Raum fluchtartig verließ und blutverschmiert die Treppe hinunterstolperte. Als Shahtar den Treppenabsatz erreichte, sah er ihn noch gerade durch den Eingang ins Freie stürzen - und plötzlich zusammenbrechen. Am Eingang angekommen entdeckte Shahtar ein Wurfmesser, das im Hals des Mannes steckte, und als er sich in die Richtung umwendete, aus der es gekommen sein mußte, sah er gerade noch eine schwarzgekleidete Gestalt, die ihm zuwinkte und dann auch schon hinter der nächsten Ecke verschwunden war. Einigermaßen zufrieden mit dem Ergebnis machte sich auch Shahtar jetzt schnell auf den Heimweg - es war zwar unwahrscheinlich, daß sich jemand sonderlich für diesen Vorfall interessieren würde, aber man konnte ja nie wissen...



Wieder auf heimischen Boden angekommen merkte Shahtar gleich, daß etwas nicht stimmte - und richtig, an der Wand des Durchgangs zu ihrem "Aufenthaltsraum", lehnte eine ihm bis dato unbekannte Gestalt - ein Mädchen, schlank, blond; sie mochte ungefähr in seinem Alter sein. Kaum daß er die Höhle betreten hatte, blieben ihre blaugrauen Augen an jeder seiner Bewegungen haften. Erst, als ihr Blick sich auf seine rechte Hand richtete, fiel ihm auf, daß er immer noch das (recht blutverschmierte) Stilett hielt - etwas verlegen wischte er es an seinem ohnehin schon schmutzigen Hosenbein ab und ließ es - nach ein paar gekonnten Wirbeln aus dem Handgelenk - wieder in der Saumtasche seines Ärmels verschwinden. "Celeste, was..." noch bevor Shahtar seinen Satz weiterführen konnte, kamen zwei kleine Gestalten aus dem Nebentunnel auf ihn zugeschossen. "Hesvite sei Dank, du bist wieder da!" Das war Vermillion, die ihn vor lauter Anlauf fast umgerissen hätte, aber auch Bintsel umklammerte ihn erst mal. "Siehst du, Jantara, das ist er! Der hat den bösen Mann fertiggemacht..." "Moment mal, Kleine," unterbrach sie Shahtar, "Das war nicht allein mein Verdienst. Ich habe nur den Anfang gemacht." Er drehte sich in die Richtung des ihm bis dahin noch unbekanntem Mädchens um. Hübsch sah sie schon aus, wenn auch kein Stück weniger dreckig als er oder seine Schwestern. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen überlegte sie sich wohl gerade, ob sie nun lächeln sollte oder nicht. "Paßt du normalerweise auf die Kleine hier auf?" fragte Shahtar, während er Bintsel durch die Haare wuselte. "So könnte man's auch nennen." war ihre recht knappe und nüchterne Antwort. "Du kannst von Glück sagen, daß sie die Freundin meiner Schwester ist, sonst wäre sie jetzt vielleicht nicht mehr so ganz intakt." "Nun trag mal nicht so auf. Wäre ich in der Nähe gewesen, hätte ich sie da auch rausgeholt. Aber trotzdem danke." Donnerwetter, dieses Mädchen bewies doch eine gehörige Portion Rückgrat. Irgendwie imponierte das Shahtar. "Du hast eine recht flinke Zunge..." setzte er an. "Mein Dolch ist mindestens genauso schnell." konterte das Mädchen. Sie traute sich offensichtlich einiges zu. Shahtar war hellhörig geworden. "Soll das eine Herausforderung sein?" "Welche 'Disziplin' schlägst du vor?" "Kennst du das Messerspiel?" Das Mädchen nickte nur. "Also gut, warum nicht..." Vermillion stellte sich mit verschränkten Armen neben ihren Bruder, der

sich gerade auf den Boden gehockt hatte, und blickte das große Mädchen herausfordernd an. "Darin hat ihn noch niemand geschlagen!" stellte sie fest. Das große Mädchen zeigte sich unbeeindruckt. "Also dann - Celeste, du zählst, auf los geht's los!" orderte Shahtar und zog sein Stilett hervor. "Gut. Fertig? Los! Eins - zwei - drei - vier - fünf - sechs - sieben - acht - neun - zehn - elf - zwölf - ..." "STOP!" Gerade, als Celeste zwölf gesagt hatte, rammte Shahtar das Stilett zum letzten mal in den weichen Boden. Der sechzigste Stich saß genau zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger seiner linken Hand. Shahtar blickte erwartungsvoll zu dem Mädchen auf. "Jetzt du." "Los, Jantara, das schaffst du auch!" quiekte Bintsel aufgeregt. Jantara ging ihrerseits in die Hocke, legte ihre linke Hand gespreizt auf den Boden und zog ihren Dolch. "Es kann losgehen." rief sie Celeste zu. "Fertig? Los! Eins - zwei - drei - vier - fünf - sechs - sieben - acht - neun - zehn - elf - zwölf - dre..." "STOP!" Shahtar war überrascht. Sie war wirklich gut. So nahe war selten überhaupt jemand an seine Zeit herangekommen, und dann auch noch ein Mädchen... Respekt, Respekt... "War ja ganz schön knapp für dich, großer Bruder, was?" Vermillion grinste ihren Bruder schelmisch an. "Vermillion, wenn du nicht meine Schwester wärest..." Shahtar wendete sich wieder Jantara zu. "Kompliment, verdammt gut." Er streckte ihr die Hand hin. "Meinst du für ein Mädchen, oder was?" entgegnete Jantara. "Das hast du gesagt." "Und du gedacht. Junge, du brauchst wirklich mal 'ne kalte Dusche." "Von dir - jederzeit!" "Ich werd's mir merken!" Jantara wandte sich zum gehen. "Wenn du magst, kannst du dich ja mal bei uns blicken lassen - wo, das solltest du eigentlich mittlerweile wissen... komm, Bintsel, wir gehen heim."



Es war schon in den frühen Morgenstunden, als Shahtar den Unterschlupf der Schatten betrat, und er war nicht allzu überrascht darüber, daß dieser gut gefüllt war. Jantara saß dort, Bintsel hatte ihn schon bei seinem Eintreten begrüßt, und nun baute sich ein Junge, der ungefähr in seinem Alter sein mochte, vor ihm auf. "Aha, du bist das also..." "Was bin ich, bitteschön?" unterbrach ihn Shahtar. "Tjinsha meint wohl, daß du mein Schutzengel bist," platzte Bintsel heraus, "schön, daß du da bist." "Wie heißt du eigentlich, 'Schutzengel'?" fragte Tjinsha. "Shahtar. Aber nenn mich einfach das Stilett." Tjinsha konnte sich ein gewisses Schmunzeln kaum verkneifen, streckte Shahtar aber die Hand hin. "Nun denn, willkommen, Shahtar." Shahtar ergriff die Hand - da war doch etwas hinter ihm? Eben glaubte er noch eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahrzunehmen, da war er auch schon naß. Nachdem sich das allgemeine Gelächter gelegt und er den Holzzuber von seinem Kopf entfernt hatte, schüttelte Shahtar erst mal ausgiebig den Kopf, was seiner Umgebung eine kalte Dusche einbrachte. Dann drehte er sich zu Jantara um und grinste. "Ich mag Mädchen, die zu ihrem Wort stehen." stellte er fest. Auch Jantara mußte grinsen. "Du hast es so gewollt!" Dieser Kommentar ging aber schon mehr im Gelächter unter. Etwas später trafen auch Shahtars Schwestern ein, beladen mit jeder Menge "guter Sachen", die sie "zusammengefunden" hatten. Nach einer kurzen Verfolgungsjagd zwischen Shahtar und Vermillion durch die Tunnel (sie konnte sich ihr "Wie siehst du denn aus, großer Bruder?" einfach nicht verkneifen) feierten die Kinder noch bis zum Sonnenaufgang. Hände wurden geschüttelt, Schultern geklopft, Namen und Geschichten ausgetauscht. Die drei fühlten sich schon ganz wohl bei den Schatten.



Es war schon wieder Nachmittag, als Vermillion dadurch geweckt wurde, daß jemand durch ihre Haare wuselte. Sie blickte auf - und direkt in das drollige Gesicht eines kleinen Äffchens. Etwas abseits stand ein etwas größerer Junge mit braunen Haaren, braunen Augen und jeder Menge Sommersprossen. "Guten Morgen, Vermillion. Schläft sich's gut? Steh mal auf, es wird schon bald dunkel, und wir wollen doch noch was unternehmen!" "Jagdar?" Vermillion blinzelte. "Was gibt's denn..." Sie gähnte erst mal ausgiebig. "Na du bist mir vielleicht eine



Schlafmütze!" entgegnete Jagdar. "Sag das nochmal!" Mit einem Mal war Vermillion hellwach. "Schlafmütze!" Mit einem Satz sprang Vermillion auf Jagdar zu und riß ihn erst mal um. Nachdem sie sich einigermaßen auf ihn gesetzt hatte, kniff sie ihn erst mal in die Nase, und hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger fest. "Nochmal: Was bin ich?" "Aua, beine Base... laß bich bitte los, das tut beh... Ich ergebe bich, du hast gebonnen..." Triumphierend erhob sich Vermillion von ihrem "Opfer" - nur um einen kräftigen Klaps auf ihr Hinterteil zu erhalten. Sie wirbelte herum, und blickte direkt in Jagdars grinsendes Gesicht. Beide brachen in schallendes Gelächter aus. "Was ist denn hier los?" Shahtar war ein wenig erstaunt über das, was er sah. "Ach, Shahtar, gut daß du kommst... wir wollten heute abend mal wieder was abziehen... ihr kommt doch mit, oder?" "Na klar, worum geht's, Jagdar?" "Wirst du schon noch merken, Treffpunkt: Rominas Ramschladen, bei Einbruch der Dunkelheit. Bis nachher." Sprach's und verschwand auch schon wieder durch den nächstgelegenen Tunnel. "Na, dann wollen wir uns mal überraschen lassen, oder was meint ihr, Schwestern?" Als Antwort erhielt Shahtar lediglich ein doppeltes Kopfnicken.



Es dämmerte, als die drei bei Rominas Ramschladen ankamen. Sie kannten diesen lustigen, kleinen Laden schon länger - Romina war zwar eine "Große", würde Vermillion sagen, wenn man sie fragte, aber eine von der netten Sorte. In diesem kleinen Haus sammelte sich eine solche Menge an Plunder - man konnte so herrlich darin herumstöbern, daß man die Zeit ganz vergaß. Aber deshalb waren sie diesmal nicht hierhergekommen - sie wurden bereits erwartet. Eine Menge bekannter Gesichter wartete hinter dem Gebäude auf sie. "Was liegt an?" wandte sich Shahtar an die Schatten. "Nun, wir machen einen kleinen - nun, nennen wir es "Ausflug" - in die Oberstadt. Los, kommt mit zur Brücke!" Tjinsha ging schnellen Schrittes voraus. Schon wenig später waren sie an der Brücke angelangt. "Und wie stellst du dir jetzt vor, daß wir an den Wachen vorbeikommen, du Schlauberger?" wandte sich Shahtar an Tjinsha. "Überhaupt nicht." Tjinsha grinste, als er Shahtars überraschten Gesichtsausdruck bemerkte. "Wir klettern einfach an der Unterseite entlang - das merkt kein Aas! Das sollte doch kein allzu großes Problem für dich sein, oder?" Dieser Tjinsha ging Shahtar auf die Nerven. Allein der Tonfall, in dem er 'oder' gesagt hatte, hätte ihn schon wieder fast dazu verleitet, ihm mal ganz kräftig... aber das war jetzt der falsche Zeitpunkt. "Das ist eine meiner leichtesten Übungen" antwortete er prompt. "Celeste, du schaffst das doch auch bestimmt, und Vermillion..." Shahtar sah sich nach seiner kleinen Schwester um, konnte sie aber nirgends entdecken. "Wo ist Vermillion geblieben?" Shahtar blickte sich noch um, als plötzlich Jantara laut loslachte. "Wenn du deine Schwester suchst - die ist schon längst drüben!" Und wirklich - auf der anderen Seite der Schlucht stand Vermillion und winkte ihnen zu. Bevor irgend ein anderer es vor ihm hätte tun können, begann Shahtar mit der Überquerung der Brücke; auf halber Strecke zögerte er allerdings einen Augenblick: Da winkte ihm doch glatt jemand von der Innenseite der Schlucht aus zu - und legte direkt anschließend den Finger an den Mund, als Zeichen dafür, daß er es niemandem verraten sollte. Shahtar hatte die Gestalt wiedererkannt: Es war der schwarzgekleidete Fremde, der ihm am Vortag unter die Arme gegriffen hatte. Naja, das mußte ja niemand so genau wissen. Schnell kletterte er weiter, damit sein Zögern auch niemandem auffiel, und kam sicher auf der Nordseite der Brücke an, wie auch alle anderen Kinder nach ihm.



"Und was machen wir jetzt?" Vermillion war schon ganz aufgeregt. Shahtar hätte sie am liebsten... was sie da getan hatte, war schließlich nicht ungefährlich, aber es war auch mal wieder typisch Vermillion. "Jetzt" wurde er von Tjinshas Stimme aus seinen Gedanken gerissen, "holen wir uns ein paar hübsche Kleinigkeiten! Wir wollen schließlich auch auf

unsere Kosten kommen, oder, Schatten?" Ein allgemeines "Ja" bekräftigte seine Worte. Andoja, die sich bisher ziemlich zurückgehalten hatte, wandte sich an die drei Geschwister: "Es hat sich bei uns so eingebürgert, daß neue Schatten als eine Art 'Aufnahmeprüfung' sich eine Kleinigkeit aus der Oberstadt - nun, sagen wir mal 'aneignen'. Das solltet ihr nun vielleicht auch tun..." "Das sollte kein Problem sein, oder, Mädels?" Als Shahtar sich nach ihnen umsah, war Vermillion schon auf dem Weg, sich eine "Trophäe" zu organisieren.



Vermillion streifte ein wenig durch die Straßen der Oberstadt, bis sie vor einem prunkvoll geschmückten Gebäude stand. Hier würde es bestimmt einige interessante "Kleinigkeiten" abzustauben geben. Hereinzukommen sollte einfach sein - im ersten Stock stand ein Fenster offen, und eine Efeuranke wuchs direkt daneben, und so einfach, wie es ausgesehen hatte, war es auch. Mühelos erreichte sie das Fenster, kletterte hindurch, und landete in einem Arbeitszimmer - so etwas mußte es schon sein, stand doch ein Schreibtisch darin, und einige Bücherregale... aber direkt auf dem Schreibtisch hatte schon etwas ihre Aufmerksamkeit erregt: Ein Briefbeschwerer, in Form eines Falken... er glitzerte ein wenig in dem so gerade noch erkennbaren Dämmerlicht... gerade, als sie zum Schreibtisch hinübergehen wollte, vernahm sie Schritte. Verdammt! Mußte ausgerechnet jetzt jemand stören? Sie verbarg sich erst mal hinter einem Vorhang. Warten würde sie, wer immer da käme, würde auch wieder verschwinden. Kaum hatte sie sich versteckt, betrat ein Mann das Zimmer, und nahm am Schreibtisch Platz. Er zündete eine Kerze an, um Licht zu haben, kramte in den Schreibtischschubladen herum und holte Pergament, einen Federkiel und Tinte heraus. Dann begann er, etwas zu schreiben - er machte nicht den Eindruck, als würde er damit schnell fertig werden, und die Menge an Pergament, die er neben sich gestapelt hatte, untermalte das noch. Das war unfair! Warum mußte dieser große Trottel ausgerechnet jetzt schreiben? Sollte ihn doch... Vermillion war frustriert. Weder ihr noch dem Schreiber fiel auf, daß die Kerzenflamme langsam aber sicher immer größer wurde, und das Wachs immer schneller schmolz. Schließlich strömte etwas Wachs von der Kerze herunter auf das Pergament, und fing Feuer. Vor Schreck wäre der Schreiber fast von seinem Stuhl gefallen. Jetzt hatte auch sein Pergament Feuer gefangen. "Hilfe, es brennt!" rief er, und rannte aus dem Raum. Obwohl sich Vermillion nicht erklären konnte, wie es dazu gekommen war, nutzte sie die Gunst der Stunde, schnappte sich den Briefbeschwerer (der, wie sie jetzt feststellen konnte, aus Jade gefertigt war), und machte sich schleunigst aus dem Staub.



Shahtar war in die andere Richtung aufgebrochen, und nun stand er - nachdem er sich durch ein schlecht gesichertes Fenster Zugang verschafft hatte - in einem Schlafzimmer. Auf einer Art Kommode lagen einige Schmuckstücke - welcher unachtsame Mensch mochte die wohl so offen liegenlassen haben? Shahtar konnte es sich nicht erklären, aber im Moment war ihm das auch völlig egal. Eines dieser Schmuckstücke sah einfach zu schön aus, um es einfach so da liegenzulassen: Ein goldenes Amulett an einer Kette, mit einem großen, schwarzen Stein darin - nein, er war nicht schwarz, er schimmerte in allen Farben, aber das erkannte Shahtar erst, als er ihn hochnahm, und der letzte Rest Dämmerlicht darauf fiel. Dieses Kleinod würde er nie wieder hergeben, da war er sich sicher, als er es sich umhängte und das Zimmer auf demselben Weg wieder verließ auf dem er gekommen war.



Celeste widerstrebte der Gedanke, etwas zu stehlen, noch immer. Sie hatte diese Art von "Arbeit" bisher meist ihren Geschwistern überlassen, und hatte ihrerseits immer versucht, auf legalem Wege etwas Geld zu verdienen. Aber schließlich wollte sie auch dazugehören, und so überwand sie sich dazu, in ein offengelassenes Schlafzimmerfenster zu klettern. Auf der darin

befindlichen Kommode konnte sie eine Schatulle erkennen - so, wie das Zimmer und das Haus aussahen, mußte sie sicher bis obenhin voller Schmuck sein. Aber es war weniger der Inhalt, als die Schatulle selbst, die ihr Interesse geweckt hatte. Sie war wirklich sehr hübsch, bunt, und kunstvoll gefertigt. Sicher würde ihr Verlust die Besitzer nicht so hart treffen wie der eines vielleicht sogar geerbten Schmuckstückes. Kurzerhand leerte sie deren Inhalt auf das Bett, steckte die nun leere Schatulle ein und machte sich auf den Rückweg.



Die drei Geschwister hatten es geschafft. Die Schatten waren um drei Mitglieder reicher. Die "Neuzugänge" wurden noch bis in die frühen Morgenstunden gefeiert, und die drei wurden in die Geheimnisse der Schatten eingeweiht - was es so mit den Falken auf sich hatte ("Eine attraktive Sache, warum eigentlich nicht?" dachte sich Shahtar), wie auch ihre Beziehung zum alten Wingart und der schwarzen Jakla, und, und, und... Die drei sollten noch eine Menge Abenteuer erleben, aber das ist der Stoff, aus dem andere Geschichten geschrieben sind, und die sollen ein andermal erzählt werden...

## ...von Farnen und Bergen

Frank Zankl

Ich verstehe euch Menschen nicht. Obwohl ihr so schnell lebt, weigert ihr euch die Welt zu begreifen. Ihr definiert willkürlich und baut alle Überlegungen auf dieser Definition auf. So lernt ihr nie, das Leben zu begreifen. Nur was atmet lebt auch, definiert ihr und seht diese These dadurch bestätigt, daß Steine nicht atmen und nach eurer Überzeugung auch nicht leben. Pflanzen aber leben, da sie atmen, wenn auch anders als ihr.

Oder ihr definiert: nur was getötet werden kann, lebt auch. Also ist Stein nichts Lebendiges und schon wieder bestätigt sich euer Vorurteil, das Stein nicht Lebendig ist, denn man kann Stein schlagen, zerkleinern, formen oder gar zerbröseln er vergeht doch nicht. Dennoch, ich spüre durch ihn jede, auch die kleinste Vibration. Ich spüre eure Tritte genauso, wie das Trippeln der Ameisen, ich spüre die Vibrationen der Luft wenn ihr sprecht und ich kann eure Körperausdünstungen empfangen und besser lesen, als ihr selbst. Doch nach eurer Definition lebe ich nicht.

Aber vielleicht lebt ja nur was denken kann. Nein, das ist nicht eure Definition, das ist die Ansicht der Farne, denn sie spüren die feinen Schwingungen jedes Gedankens und wissen, daß Alles um sie herum denkt.

Doch auch ihre Meinung geht nicht weit genug.

Der Wind lebt und auch das Wasser, denn alles ist lebendig, das sich verändern kann. So denken die Berge und ihr solltet uns glauben, denn nichts auf dieser Welt lebt, denkt und verändert sich seit längerer Zeit als wir.

„Das muß ein Scherz sein, irgendein Witzbold glaubt wohl, den hochnäsigen Magiegelehrten zeig' ich's. Theostamus würde ich sowas zutrauen, er versucht doch Alles, um zu beweisen, daß sich Magie nicht wissenschaftlich einordnen und beweisen lässt. Oder es war Didichon der alte Spötter.“

„Nein, Niklion, wenn es ein Scherz war, dann der eines seit Langem verstorbenen Witzboldes, diese Steintafel ist zweifelsfrei mehrere Jahrhunderte alt, das beweist nicht nur die alte Schrift, die Karitaner, die diese Schrift und auch diese Sprache benutzten wurden wie du weißt vor über 1000 Jahren ausgerottet. Und selbstverständlich habe ich die Platte mit dem Zeitkristall getestet, er wurde blau, sie ist also mindestens 1000 Jahre alt. Außerdem wurde sie mitten im Berg entdeckt, unter einer mindestens 20 Meter dicken Granitschicht. Ich kenne keine Magie, die mitten im Berg klare Schriftzeichen hinterlassen könnte.“

„Aber wie könnte es dahin gekommen sein, Ihrim?“

Die beiden weisen Männer versanken in Schweigen.

Im kleinen Rauchzimmer des Magiegelehrten Niklion beleuchtete eine kleine Kerze zitternd die ominöse Steinplatte. Auf einem kleinen Tisch, direkt neben dem Rauchverzehrer lag dieses größte Rätsel dem die beiden Männer in ihren zusammengenommen 273 Lebensjahren je begegnet waren. Niklion sog unbewußt an seiner Meerschaumpfeife ohne zu merken, daß sie längst ausgegangen war, runzelte die Stirn und räusperte sich: „Ähem, Ihrim, wie ist dieses Rätsel in deinen Besitz gelangt?“

Ihrim, offensichtlich der Jüngere der Beiden - er besaß noch einen Teil seines Haupthaars - antwortete langsam und überlegt, denn sein Gegenüber galt als ein äußerst pedantischer Analytiker und war bekannt für seine Wutanfälle, wenn man ihm Details vorenthielt.

„Du weißt, ich besitze nahe meines Landgutes einen Steinbruch. Es ist kein großes Geschäft, meistens lasse ich mir nur verschiedene Gesteinsarten für das eigene Labor schlagen. Der Berg, in den meine Arbeiter dann hineingraben, ist sehr beeindruckend. Zwei Gipfel, der höhere fast 5 Läufe und schwer zu erklettern. Er läuft in alle Richtungen außer nach

Nordosten sanft aus und im Einschlag können fast alle Mineralien gewonnen werden, er ist also schon etwas Besonderes - die Eingeborenen nennen ihn den Schläfer.“

„Warum?“ wollte Niklion wissen. Obwohl Ihrim nicht verstand, was diese Frage sollte, antwortete er doch sofort, er merkte, daß der uralte, graubärtige Magier bereits dabei war Theorien aufzustellen.

„Es gibt eine alte Sage, wonach der Berg ein von den Göttern verwunschener Riese ist, der meistens schläft, sich aber manchmal ausstreckt oder umdreht, was ein verheerendes Erdbeben auslöst. Das letzte dokumentierte Beben liegt allerdings schon mindestens 200 Jahre zurück.“

Ihrim wartete auf eine weitere Frage, doch Niklion brummte nur nachdenklich vor sich hin. Also fuhr Ihrim fort: „meine Arbeiter sollten mir etwas Bauzit schlagen, aber gerade das ist im Berg ziemlich selten. Sie gruben über eine Woche lang, hämmerten und zauberten sich mehr als 20 Meter in den Fels, so jedenfalls die Schätzung meines Vorarbeiters. Dann stießen sie auf diese Granitplatte. Die Arbeiter erkannten glücklicherweise sofort, daß sie hier auf etwas sehr Merkwürdiges gestoßen waren, lösten die Platte sorgfältig aus dem Fels und brachten sie zu mir...“

„Hast du weiterarbeiten lassen?“ unterbrach Niklion den Redefluß seines Kollegen.

„Die Götter mögen mich bewahren, natürlich nicht!“

„Du solltest aber weitergraben lassen, und zwar neben der Fundstelle. Oder hast du nicht den Eindruck, daß hier noch Text fehlt? Wir sollten uns sofort einen Erdgeist mieten! Nichts gegen deine Arbeiter, aber in solch wichtigen Dingen traue ich einem Geist mehr, als einem Menschen.“

Mit diesen Worten stand Niklion auf, legte seine Pfeife beiseite und begann eilig damit, sich auf die wichtigste Reise seiner wissenschaftlichen Karriere vorzubereiten. Noch in derselben Nacht verließen die beiden Magier Elek-Mantow

Zwei Tage später, der Erdgeist hatte unermüdlich gegraben und geschmolzen, ein Stapel von fünf losen Platten war aus dem Berg gelöst worden und den Magiern war anzusehen, daß sie sich kaum Ruhe gegönnt hatten. Dunkle Ringe um die Augen, unter dem Einfluß anregender Kräuter brüteten sie über dem nun vollständigen Text.

Niklions Ahnung hatte sich bestätigt, die erste Platte war nur Teil einer viel größeren Mitteilung und die gab den Magiern noch mehr Rätsel auf, als das einzelne Fragment:

„Hört auf, ihr verletzt mich“ begann die rätselhafte Nachricht aus einer längst erloschenen Vergangenheit. „in allen Zyklen meines langen Lebens, habe ich keine so zerstörerische Kreatur entdeckt, wie euch Menschen.

Ihr fresst euch in meinen Leib in einer Geschwindigkeit, der ich kaum folgen kann. Ihr seid plötzlich aufgetaucht, eine Tierart unter vielen, und habt euch in meinen Falten versteckt. Nicht anders als die Ameisen oder die Pilze habt ihr euch einen Platz in mir geschaffen. Und ich nahm es hin, denn so ist der Lauf der Welt.

Im nächsten Moment hattet ihr ganze Teile aus mir herausgeschlagen und euch damit eigene Hügel mit Falten außerhalb meines Körpers gebaut. Und ich erkannte, ihr seid anders als die Farne und Pilze, die sich mit einem Platz auf meiner Haut begnügen und anders als die Ameisen und Bienen, die selbst, aus ihren Verdauungsstoffen ihre Behausung aufbauen.

Also versuchte ich euch zu verstehen. Doch das war nicht leicht. Sicher, eure Sprache ist einfach zu enträtseln, sie besteht nur aus unterschiedlichen Vibrationen. Eure Körperausdünstungen scheint ihr selbst völlig zu ignorieren und ihr fühlt auch nicht eure Gedanken.

Aber dennoch, so leicht eure Sprache ist, so kompliziert sind eure Begriffe und eure Denkweise. So sehr ich es auch versuche,

ich verstehe euch Menschen nicht. Obwohl ihr so schnell lebt, weigert ihr euch die Welt zu begreifen. Ihr definiert willkürlich und baut alle Überlegungen auf dieser Definition auf. So lernt ihr nie, das Leben zu begreifen. Nur was atmet lebt auch, definiert ihr und seht diese These dadurch bestätigt, daß Steine nicht atmen und nach eurer Überzeugung auch nicht leben. Pflanzen aber leben, da sie atmen, wenn auch anders als ihr.

Oder ihr definiert: nur was getötet werden kann, lebt auch. Also ist Stein nichts Lebendiges und schon wieder bestätigt sich euer Vorurteil, das Stein nicht Lebendig ist, denn man kann Stein schlagen, zerkleinern, formen oder gar zerbröseln er vergeht doch nicht. Dennoch, ich spüre durch ihn jede, auch die kleinste Vibration. Ich spüre eure Tritte genauso, wie das Trippeln der Ameisen, ich spüre die Vibrationen der Luft wenn ihr sprecht und ich kann eure Körperausdünstungen empfangen und besser lesen, als ihr selbst. Doch nach eurer Definition lebe ich nicht.

Aber vielleicht lebt ja nur was denken kann. Nein, das ist nicht eure Definition, das ist die Ansicht der Farnen, denn sie spüren die feinen Schwingungen jedes Gedankens und wissen, daß Alles um sie herum denkt.

Doch auch ihre Meinung geht nicht weit genug.

Der Wind lebt und auch das Wasser, denn alles ist lebendig, das sich verändern kann. So denken die Berge und ihr solltet uns glauben, denn nichts auf dieser Welt lebt, denkt und verändert sich seit längerer Zeit als wir.

Besonders schwierig war es für mich euren Begriff von Zeit zu verstehen. Die Ameisen kennen nur die nach vorne gerichtete Zeit. Für einen Ameisenstamm ist die größte vorstellbare Zeiteinheit vergangen, wenn eine neue Königin geschlüpft ist. Sie sehen die Zeit als Kollektiv, nicht als Individuen. Die kleinste Zeiteinheit dagegen dauert vom Auffinden einer Futterquelle bis zu ihrem Versiegen. Sie würden nie auf die Idee kommen, die Zeit rückwärts zu messen oder den Beginn einer Zeitperiode festzulegen, für sie zählt nur das Ergebnis, also das Ende einer Zeiteinheit, auf das sie hinleben.

Und so ist es bei fast allen Lebewesen. Die Eichen kennen nur drei Zeiteinheiten: den nächsten Regen die nächste Kälte- und die nächste Wärmephase.

Auch ich kannte nur die vorwärtsschreitende Zeit, das nächste Beben und das nächste große Beben. Ich lebte nur auf diese Momente hin und erkannte daher anfangs Veränderungen nicht. Erst als ich, von Neugier getrieben, begann, mich mit eurer seltsamen Zeitrechnung zu befassen, wurde mir bewußt, daß ich mich verändert hatte und immer weiter veränderte.

Um mit euch Menschen Schritt zu halten, begann ich damit, Regelmäßigkeiten in den Veränderungen zu erkennen und meine Erinnerungen danach zu teilen.

Ich lernte von euch die Kunst des Zählens und zählte rückwärts die Anzahl der Beben und großen Beben. Und ich erkannte, daß die meisten Veränderungen an mir zwischen dem vierten und dem dritten kleinen Beben vor dem nächsten, dem dreihundertzweiundzwanzigsten großen Beben erfolgten. Und ich erkannte die Ursache dafür: euch Menschen. Doch noch immer war die Einteilung zu grob, um Details zu erkennen.

Ich teilte also diese Zeit erneut, in Phasen der warmen Haut und der kalten Haut, genau wie ihr Menschen. Ich glaube, das ist, was ihr Sommer und Winter nennt.

Und ich erkannte, daß ihr in atemberaubendem Tempo an und in mir gekratzt habt. Ihr habt Teile von mir abgeschabt und in immer kleinere Teile zerbrochen und zerschmolzen.

Und ich beschloß, euch eine Lehre zu erteilen. Ich wollte euch von meiner Haut hinwegfegen, also benutzte ich das nächste Beben um mein Innerstes nach Außen zu kehren. Ich ließ meine Spitze explodieren und geschmolzener Stein begrub euch alle. Und ich dachte, nun hätte ich meine Ruhe vor euch.

Doch, nicht einmal ein Beben später wart ihr wieder da. Ich muß jetzt also zu noch härteren Mitteln greifen. Doch ich will nicht einfach so eine ganze Art vernichten, auch wenn sie so zerstörerisch ist, wie die menschliche. Zumindest sollt ihr gewarnt werden. Ich plante eine ganze Bebenzeit hindurch und lernte eure Schrift. Das war nicht schwer, denn schon vom Beginn eurer Existenz an habt ihr die verschiedensten Zeichen in meine Haut gekratzt - Tiersymbole zuerst, später komplizierte Zeichen - und in Verbindung mit euren Gedanken wenn ihr diese Zeichen last, konnte ich sie deuten.

Das nächste Beben steht bevor und zum ersten Mal in meinem langen Leben wird es nicht stattfinden, denn ich werde seine Kraft auf einen einzigen Fleck in meiner Haut konzentrieren und dort diese Botschaft entstehen lassen. Wenn ihr sie findet, dann habt ihr euch schon fast zu weit in mich gewühlt. Doch, ich erlaube euch noch umzukehren. Grabt weiter und ich werde die ganze Menschenart vernichten, die Kraft dazu kommt bald, im nächsten großen Beben. Zerstört mich weiter und ich zerstöre euch. Euch alle!

## Eine offene Rechnung

Claudia Wamers

Es war Sommer, eine wirklich nicht einfach zu ertragende Jahreszeit für Elek-Mantow. Aber welche Jahreszeit war hier schon einfach zu ertragen?

Kirjan Brasar wischte sich den Schweiß aus der Stirn, dann lenkte er gekonnt den Vierspänner durch die zugegebenermaßen breiten und gepflasterten Straßen der Oberstadt von Elek-Mantow. Die metallbeschlagenen Räder ratterten, und die Hufe der Pferde klapperten über die Steine. Dann fuhr der Wagen direkt durch das weit geöffnete Tor auf den Hof des Fuhrunternehmens Tibrand. Neben ihm auf dem Kutschbock saß der hochgewachsene Irban Barilkian, ein Hallakine, in Gedanken an seine Familie in der Unterstadt bereits erwartungsvoll lächelnd.

Die beiden Männer waren jetzt zwei Wochen im Westen des Kontinents unterwegs gewesen, um Pelze und Stoffe für einen Geschäftspartner Mirtan Tibrands abzuholen. Jetzt kamen sie mit wohlgefülltem Wagen zurück und konnten einigen Tagen Urlaub entgegenblicken. Und, ja, da wußte Kirjan Brasar nur zu genau, woran der Mann neben ihm jetzt denken dürfte. Kirjan hatte Airdantaa einmal kennengelernt. Mal abgesehen davon, daß Barilkians Frau bestimmt zwei Köpfe größer war als er selbst, sie war eine sehr attraktive und liebenswürdige Frau - und dann waren da ja auch noch seine beiden Kinder...

Kirjans seegraue Augen unter der zerfurchten Stirn blickten bei diesen Gedanken starr gradeaus und seine Züge versteinerten langsam. Er faßte die Zügel fester und spürte, wie er innerlich verkrampfte, diese Art von Gedanken waren nicht gut für ihn. Hart, viel härter als er es eigentlich wollte, brachte er nun endlich das Gespann auf dem Hof der Tibrands zum Stehen. Eines der Tiere wieherte gar vor Schmerz schrill auf und Kirjan wurde mit einem irritierten Seitenblick seines Beifahrers bedacht: „He, paß doch auf, Mann!“. Kirjan blickte seinen Beifahrer einfach nur von der Seite an, Irban bekam eine Gänsehaut und sprang dann kopfschüttelnd vom Kutschbock hinunter. Er war nicht sehr gerne mit dem aufbrausenden Regthiler unterwegs, der Mann verstand einfach keinen Spaß.

Natürlich war die Ankunft des Wagens bei den Tibrands nicht unbemerkt geblieben. Die grüngestrichene Tür in dem linken Gebäude öffnete sich schwungvoll. Aus der Türe des Kontors kamen die imposante Gestalt von Mirtan Tibrand, der nach seinem verschollenen Vater Jandrar schon seit einiger Zeit erfolgreich das Geschäft leitete, und sein ältester Sohn Twente. Die Fahrer wurden freundlich begrüßt. Es war immer gut, wenn eine Reise ohne Zwischenfälle verlief.

Auch aus dem Stall kam jemand heraus, es waren die Rekschat A'Tjall und der Stallbursche Jolver, die sich beide sofort der Tiere annahmen - allerdings erst, nachdem auch sie erst einmal die heimgekehrten Kollegen durch Handschlag und einige flapsige Bemerkungen begrüßt hatten. Die eine oder andere Frage nach dem Hergang der Reise wurde gestellt, nach Unwettern, Wölfen und Straßenräubern, aber die Fahrt war wirklich ohne Schwierigkeiten vonstatten gegangen. Mirtan übernahm dann von Irban die Frachtpapiere. Die nächste Stunde verging mit dem Entladen der Ware und dem Überprüfen der Papiere. Wer Mirtan Tibrand besser kannte, der wußte sein leichtes Schmunzeln richtig zu deuten - der Fuhrmann hatte nicht nur eine Ware für Jemanden von dort nach hier geholt, Tibrand hatte auch garantiert noch selber dabei das ein oder andere lukrative Geschäft gemacht.

Während des Entladens sprach Kirjan kaum ein Wort mit den anderen, er war in Gedanken ganz woanders. Zügig packte er an, die lange Reise schien den kleinwüchsigen, aber



stämmigen Mann kaum ermüdet zu haben, so stürzte er sich auf die Arbeit. Es dauerte nicht lange, da waren für diesen Tag die Geschäfte erst einmal beendet.

Irban Barilkian verabschiedete sich denn auch sehr schnell von den Tibrands. Die Vorfreude funkelte ihm aus seinen grünen Augen, er hatte jetzt nichts eiligeres im Sinn, als sich über die Brücke in die Unterstadt zu begeben - schließlich wohnte er dort mit seiner Familie. Kirjan sah ihm in Gedanken versunken nach, bis die trotz der sommerlichen Hitze in Leder und Pelz gekleidete Gestalt vom Hof der Tibrands verschwunden war. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, Mirtan Tibrands Hand.

„Komm, wir wollen für heute Schluß machen. Meine kleine Frau hat sicher schon das Essen für uns alle fertig. Und sie wird uns den Kopf abreißen, wenn wir sie so lange warten lassen, daß sie es wieder aufwärmen muß!“. Tibrands warmes Lachen schien den ganzen Hof auszufüllen. Alle lenkten sie nun ihre Schritte durch das Tor im Zaun auf die andere Hälfte des Hofes, vorbei an den von Ilskje sorgsam gepflegten Beeten, hinein in die große Wohnküche der Tibrands.

Dort pflegten die Familie und die Angestellten, die auch hier wohnten, ihre Mahlzeiten einzunehmen. Und Mirtan Tibrand hatte recht, Ilskje, seine kleine rundliche Frau, stand bereits mit dem Kochlöffel in der Türe.

„Noch einen Augenblick länger, und ich hätte euch wie eine Herde Schafe von Kirssa hereintreiben lassen!“, lachte sie. Bei der Erwähnung seines Namens bellte der Wolfshund draußen kurz auf, und alle lachten - alle außer Kirjan.

Heute Abend waren sie beinahe vollzählig versammelt. Mirtan Tibrand, seine Frau Ilskje und sein älterer Sohn Twente, sodann Kirjan Brasar, A'Tjall, der alte Schreiber Assmann Dardal und Jolver, der Stallbursche. Mirtan Tibrand konnte sich einen ärgerlichen Seitenblick auf zwei ganz bestimmte Plätze, freie Plätze, auf der Bank nicht verkneifen, sagte aber nichts. Es fehlten, wieder einmal, sein jüngerer Sohn Bercan und einer der Fahrer.

Kirjan schnaubte leise, „Fahrer!“. Das betreffende Mädels, Farlina hieß sie, war doch gerade erst sechzehn Sommer. Sechzehn Sommer, sechzehn..., Kirjan umklammerte den einfachen Holzlöffel in seiner Hand bis er seine Finger kaum mehr spüren konnte. Sechzehn Sommer, niemals würde sie die Gelegenheit haben, sechzehn Sommer zu werden, oh Withlia...



Nach einem in recht gedrückter Stimmung verlaufenen Essen zog sich Kirjan Brasar auf seine kleine, aber saubere Kammer zurück. Jeder konnte sich seine verschlossene Miene und seine Einsilbigkeit am heutigen Abend erklären mit der Müdigkeit einer anstrengenden Heimfahrt, obschon ihm Mirtan Tibrand grüblerisch nachblickte. Er sollte sich vielleicht einmal mit dem Mann unterhalten, dachte er sich.

In seiner Kammer angekommen, trat Kirjan, ohne die Kerze auf der Kommode neben der Tür zu entzünden, an das kleine Fenster. Er öffnete die hölzernen Läden und sah hinaus. Er sah auf die nächtliche, zweigeteilte Stadt. Er sah eigentlich nicht die Lichter in den Straßen, er sah nicht die Monde und die Sterne am Himmel, nein, er sah in eine weite Ferne. Er sah in eine für ihn wohl Jahrhunderte zurückliegende Zeit - die in Wahrheit, und für den Rest der Welt, erst zwei Jahre hinter ihm lag.

Ein seltsamer Ton bahnte sich aus den Tiefen von Kirjans Brust seinen Weg ins Freie, es war schon kein Seufzer, kein Stöhnen mehr, es war vielmehr ein unterdrückter Verzweiflungsschrei. Kirjan Brasar holte aus und schlug heftig mit der Faust gegen den

Fensterrahmen, einmal, zweimal, dreimal.... Er bemerkte es überhaupt nicht, bemerkte auch den Schmerz in seiner Hand nicht.

Abrupt wandte er sich vom Fenster ab und trat an das Bett heran. Er schlug die Decke nach hinten und kniete davor nieder. Dann verschwand der Mann fast mit dem Oberkörper darunter, um ein schmales Bündel von weit hinten unter dem Bett hervorzuziehen.

Er setzte sich schwer atmend auf das Bett. Dann, immer noch im Dunkeln, blieb er mit diesem Bündel lange still dort sitzen. Endlich bewegte er sich wieder, langsam begann er den Stofflappen um das Bündel herum zu entfernen. Er hatte es schon viele Male getan, im Dunkel der Nacht hier gesessen und den Gegenstand ausgepackt. Er hatte ihn gespürt, hatte sanft darüber gestrichen, ihn wieder eingeschlagen in den Stoff, und ihn wieder weggepackt... Und so war es auch heute wieder. Kirjan packte den Gegenstand ein und verstaute ihn unter dem Bett.

Der Regthil trat noch einmal an das Fenster, sah hinaus in die Nacht. Diese Nacht im Sommer war warm, schwülwarm. Nein, er konnte sich jetzt noch nicht im Bett verkriechen, jetzt noch nicht. Er brauchte noch einen Abendtrunk, vielleicht fehlte ihm auch noch etwas anderes. Kirjan Brasar lachte lustlos auf, natürlich, es gab bestimmt etwas das ihm fehlte. Allerdings, keine Macht der Welt konnte ihm das, was ihm fehlte, jemals wieder zurückgeben.

Kirjan Brasar trat wieder auf den Flur hinaus, verschloß seine Tür und begab sich leise zur Treppe. Er blieb stehen und lauschte nach den Geräuschen im Haus. Alles, was er hörte, war das schlafende Gebäude. Er schlich sich die Stiegen hinunter und durch die Tür der Waschküche leise auf den Hof. Er streichelte dem aufmerksamen Wachhund vorsichtig den Kopf - gut, daß er das Tier kannte, ein Unbekannter sollte Kirssa besser nicht gegenüberreten. Dann war er auch schnell aus dem Haus hinaus und somit auf den nächtlichen Straßen der Oberstadt. Er verharrte einen Augenblick, dann wandte er sich in Richtung der großen Brücke, in Richtung der Unterstadt - nach Süden.

Zwei eng umschlungene Schatten lösten sich aus der Dunkelheit eines Hauseinganges in der Nähe. Sie blickten dem stämmigen Mann hinterher, wie er in Richtung der Brücke verschwand.

Eine weibliche Stimme flüsterte kaum vernehmbar: „Das war doch unser Miesepeter Kirjan, oder?“. Eine männliche Stimme antwortete bestätigend und ebenso leise. Bercan Tibrand und Farlina Finaq, die beiden eng umschlungenen Schatten, hatten den Mann erkannt, der das Fuhrunternehmen da gerade verlassen hatte. Etwas später, und die beiden Herumtreiber wären ihm im Hausflur geradewegs in die Arme gerannt. Die beiden hatten soeben wieder einmal einen ihrer speziellen „Ausflüge“ hinter sich, und wollten eigentlich gerade ins Bett. In ein Bett natürlich. Allerdings...

„Ich möchte doch nur einmal zu gerne wissen, wo der jetzt wohl noch hingeh“, murmelte Farlina und blickte der in der Dunkelheit verschwindenden Gestalt hinterher. Im Licht der Monde sah Bercan, wie sich ihre Mundwinkel spöttisch nach oben zogen und sie zu grinsen begann. Ihn interessierte im Augenblick so ganz und gar nicht, was Kirjan hier und jetzt oder überhaupt tat.

„Vielleicht hat der jetzt genau das vor, was wir vor wenigen Augenblicken auch noch vorgehabt hatten, komm endlich.“ Farlina lachte leise, „Eine feste Freundin hat der aber bestimmt nicht, so grummelig wie der immer ist. Wetten, der verschwindet, wenn er denn einmal hinter der Brücke ist, dort irgendwo im Osten? Da in der Nähe der Spalte, in so einem kleinen Häuschen mit roter Laterne?“ Farlina grinste - Bercan grinste. Dann hob er übertrieben schulmeisterlich seine Stimme und seinen Zeigefinger: „Werte junge Dame, woher habt Ihr denn nun wiederum Kenntnis von solcher Art Etablissements?“

„Aber! Was glauben Sie denn, edler Herr? Ich bin ein ehrenwertes Fräulein!“ Gespielte Entrüstung schwang in ihrer Antwort mit und Farlina grinste den jungen Tibrand herausfordernd an. Für den Augenblick war Kirjan Brasar erst einmal vergessen, und die beiden Nachtschwärmer verschwanden leise, sehr leise, im Haus.



Kirjan Brasar war in der Tat auf dem Weg in die Unterstadt. Einen Passierschein hatte er von Mirtan Tibrand bekommen, allerdings einen einfachen Schein, wie er ihn für Auslieferungen durch die Unterstadt schon einmal benötigte. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als auf einen der anderen Wege, die Armenbrücke, auszuweichen. Diese halbsbrecherische Konstruktion in der Tiefe der Schlucht hatte schon so manchem Menschen das Leben gekostet, der auf ihr den Halt verloren und in die Spalte gestürzt war. Es war ein Wunder, daß Kirjan Brasar das Schicksal dieser armen Menschen nicht teilte. In der heutigen Nacht schienen seine Augen nämlich auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet, als er sehr zielstrebig gen Süden ausschnitt.

Auf der anderen Seite angelangt wurden seine Schritte weniger zielstrebig. Das Gelände der Stadtgarde im Rücken blieb er stehen und sah sich um. Um ihn herum Dreck und Elend, Bilder und Gerüche wie sie nur eine solche Stadt bieten konnte. Wo sollte er heute hingehen? Je nachdem, was er heute Nacht noch unternehmen wollte, wäre das eigentlich ziemlich egal. Aber was wollte er heute Nacht unternehmen? Erst einmal wollte er etwas trinken. Ha, nein, falsch, er wollte sich betrinken! Dafür war ihm eigentlich jede Spelunke recht.

Kirjan sah die Gassen hinauf und hinab, ein Wirtshausschild sprang ihm ins Auge - das Söldlingslokal von Elmar Einarm, das „Zweischneidige Schwert“. Welch ein treffender Name, erschien es Kirjan, und er lenkte seine Schritte dorthin. Es war eigentlich wohl auch kein Zufall, daß der Mann aus Regthil diesen Ort aufsuchte, aber das war diesem bestenfalls unterbewußt bekannt.

Kirjan besorgte sich einen kleinen Krug mit Branntwein, einen Humpen Bier und einen freien Stuhl im Hintergrund des Lokals. Er beobachtete die Männer und Frauen an den Tischen. Sie tranken, spielten Würfel und Karten, lachten und lärmten. Sie verhandelten mit potentiellen Auftraggebern, unterhielten sich über vergangene Aufträge und darüber, wie sie es damals wieder gerade einmal geschafft hatten, ihren Arsch und ihren Sold zu retten.

Er kannte diese Welt auch, aus einer früheren Zeit. Er trank seinen Branntwein, schnell, zu schnell, das Bier war schon lange geleert. Er merkte schon die ersten Zeichen davon, wie ihm der Fusel zu Kopf stieg. Wieder und wieder schweifte der Blick der grauen Augen suchend über die Gruppe der Männer und Frauen. Die durchdringenden Augen schienen wohl nach jemand Bestimmten zu forschen. Allerdings schien es auch so, als sollte er heute abend nicht finden, was er suchte.

Nach einer guten Stunde verließ er, mit den bestimmten und langsamen Schritten des leicht Angetrunkenen, das Lokal. Hier konnte er nicht tun, wonach ihm im Augenblick gerade der Sinn stand.

Kirjan Brasar trat auf die Straße hinaus. Er beging nicht den Fehler in dem leicht erleuchteten Eingang ein gutes Ziel zu bieten und stehen zu bleiben. Alte, einmal antrainierte Verhaltensweisen ließen ihn zur Seite treten. Schnell hatte er sich wieder an die Dunkelheit hier draußen gewöhnt. Einen klareren Kopf bekam er allerdings durch seinen Ortswechsel nicht. Die Luft hier draußen war, im Vergleich zu dem zurückgelassenen Aroma von Schnaps und Schweiß, nicht besser. Gestank von Fäulnis und Fäkalien schwebte durch die Gassen, hier

und da untermalt von einer Wolke billigen Parfums einer Dirne oder dem besonderen Duft von erbrochenem Fusel.

Kirjan Brasar streckte sich, blickte die Gasse hinauf und hinunter. In einzelnen der windschiefen Häuser brannte noch Licht. Nur wenige konnten sich hier eine Glasscheibe leisten, meistens schimmerte der Schein von Kerzen oder Talglicht durch gespannten Stoff oder einige einfache Holzläden. Glasfenster... die Straßenkinder hätten sich ein Späßchen daraus gemacht, die Scheiben alle Nase lang einzuschließen mit ihren Schleudern. Ihm war auch danach, irgend etwas zu zerschlagen, irgend etwas.

Kirjan Brasar wandte sich nach rechts in die Gasse. Er lief langsam und schwankend. Gewiß rechtfertigte sein Branntweinkonsum nicht diese Schlagseite. Er hielt einmal kurz inne, dann lachte er laut auf und begann, ein Trinklied zu singen. Er wußte ganz genau, daß er es darauf anlegte, aber er hoffte geradezu, daß es passieren würde. Er war heute in der Stimmung dazu.

Und richtig, sehr lange brauchte er auch nicht in der umständlichen Art des Betrunkenen den Hindernissen in der Gasse auszuweichen. Er schien doch geradezu das perfekte Opfer für einen Straßenräuber zu sein. Brasar spürte schon seit einigen Minuten ein Paar aufmerksamer Augen in seinem Rücken. An einer Ecke tat er nun so, als müsse er sich übergeben. Es war eine dunkle Straßenecke, eine sehr dunkle Straßenecke, und Brasar wußte, es war jetzt oder nie. Da passierte es auch schon - ein Schatten huschte herbei, eine flinke Hand bewegte sich an seinen Gürtel auf der Suche nach dem Geld, und eine scharfe kleine Spitze bohrte sich in Nierengegend in seinen Rücken. Darauf hatte Kirjan Brasar nur gewartet. Mit einer schnellen Bewegung, die der Gauner dem scheinbar Betrunkenen gar nicht mehr zugetraut hatte, wirbelte Brasar herum.

Der Dolch des Mannes flog in einem silbrigen Bogen auf den nächsten Abfallhaufen - es gab hier ja genug davon - und der Gauner gleich hinterher. Kirjan Brasar trat an den Mann heran, klaubte ihn mit hartem Griff aus dem Mist heraus und stellte ihn wieder auf die Beine. Der Mann war zwar ein wenig größer als der Regthiler, aber Brasar war kräftiger gebaut, viel kräftiger. Der Fuhrmann ließ dem Gauner kaum den Hauch einer Chance. Die Schramme, die der Dolch Kirjan Brasar an der Seite beigebracht hatte, war bestenfalls dazu geeignet, ihn noch zorniger zu machen.

Rote Nebel stiegen vor seinen Augen auf, und er schlug auf den mittlerweile nur noch wimmernden Straßendieb vor sich immer wieder und wieder ein. Selbst als sich der Mann gar nicht mehr rührte, verpaßte Brasar ihm noch Hieb um Hieb. In des Räubers Leib dürfte kein einziger Knochen mehr intakt gewesen sein, als der rasende Mann endlich wieder klar sehen konnte und von dem Toten abließ.

Kirjan Brasar versuchte sich einzureden, daß es ihm jetzt besser ging. Es war allerdings zwecklos. Er raupte sich verzweifelt durch sein feuerrotes Haar. Der Schatten auf seiner Seele konnte nicht durch den Tod eines dreckigen kleinen Straßendiebes hinweggefegt werden. Der Mann trat noch einmal nach dem Leichnam in der Gosse, dann drehte er sich um und ging. Er brauchte nicht zu befürchten, daß jemand ihn wegen seiner Tat belangen könnte - nicht hier, nicht jetzt. Wenn die Zeit dazu gekommen war, dann würde er sich gerne von einer Garde wegführen lassen, gerne.

Brasar suchte noch einmal eine andere Kneipe auf, miese Kaschemmen gab es hier ja zuhauf. Hier besorgte er sich einen kühlen Becher Bier, einen weiteren Krug Schnaps und ein Mädchen. Dann verzog er sich mit der grell geschminkten Dirne auf eine schäbige Kammer. Die Hure bereitete ihm jedoch keine Freude, also fand er sich schnell wieder in der Oberstadt ein.

Von allen unbemerkt hatte Brasar seine Kammer aufgesucht. Er schloß die Tür hinter sich und starrte ins Leere. Dann hatte er den mitgebrachten Schnapskrug angesetzt und geleert, schnell geleert - er wollte vergessen, wenigstens für ein paar Stunden. So einfach war das allerdings nicht, und Kirjan Brasar blieb wiederum nur eine Nacht voller Alpträume.



Es war am nächsten Morgen, die Sonne war bereits aufgegangen, und es war noch früh. Dieser Tag war, sowohl für Irban Barilkian als auch für Kirjan Brasar, ein freier Tag. Die beiden waren ja gerade erst von einer längeren Reise zurück, da sollten sie sich etwas erholen. Mirtan achtete schon auf seine Leute, er verwöhnte sie nicht, nein, aber er konnte harte Arbeit anerkennen. Allerdings fand er es doch langsam einmal an der Zeit, mit Kirjan Brasar ein ernsthaftes Wörtchen zu reden. Als Mirtan Tibrand die Treppe zu den Räumen der Angestellten hinaufkam, dachte er über den Regthiler nach. Der Mann, jetzt seit einem halben Jahr bei seinem Fuhrunternehmen, war fähig und geschickt, aber auch sehr aufbrausend und brutal. Er überlegte sich gerade wie er mit dem Mann ins reine kommen sollte, als er von unten gerufen wurde.

Es war sein jüngerer Sohn, Bercan, der ihn rief. Ein wichtiger Kunde sei gerade in seinem Kontor eingetroffen und verlangte, ihn zu sehen. Mirtan Tibrand seufzte, na dann eben später, aber geredet werden mußte, das stand fest. Er kam die Treppe hinunter und ging dabei an seinem Sohn vorbei, der einen sehr müden Eindruck auf ihn machte. Mirtan Tibrand schmunzelte - allerdings erst, als er seinen Sohn sicher in seinem Rücken wußte. Mirtan ahnte genug davon, was wohl letzte Nacht so vorgefallen sein könnte, er war ja schließlich auch einmal jung gewesen.



Kirjan Brasar öffnete mühsam die Augen. Er blinzelte in das kalte, harte Morgenlicht - er hatte gestern vergessen, die Fensterläden zu schließen. Dieser Umstand, und die Tatsache daß er viel zu viel getrunken hatte, bescherten ihm jetzt gehörige Kopfschmerzen. Wenigstens hatte er nun etwas anderes, auf das er wütend sein konnte als...

Brasar setzte sich langsam auf und massierte seine Schläfen, hinter denen es heftig pochte. Er nahm seine Kleidung, zog sich notdürftig an, und ging langsam die Treppe hinunter zur Waschküche. Dort ließ er sich erst einmal eiskaltes Wasser über Kopf und Oberkörper rinnen. Er entdeckte das Blut auf seinem Hemd, fluchte. Dann versuchte er es mit kaltem Wasser zu entfernen. Oh verdammte Scheiße, er erinnerte sich wieder, er war gestern wieder ausgerastet! Dunkel hoben sich Erinnerungen an das Morgenlicht, er erinnerte sich jetzt wieder an diesen miesen, kleinen Taschendieb in der schmierigen Gasse. Er steckte den Kopf für einige Sekunden tief in den Bottich mit eiskaltem Wasser aus dem hauseigenen Ziehbrunnen, um endlich wieder etwas klarer zu werden.

Bei Rauto und seinen Gaben, dem Gotte sei Dank, war im Augenblick niemand im Waschraum. So konnte er die Spuren der nächtlichen Ereignisse, Blut und Branntweinflecken, unbemerkt beseitigen - so glaubte er jedenfalls. Denn für einen Moment hatte hinter ihm jemand in der Tür der Waschküche gestanden und auf der Suche nach Bercan hier hineingeschaut - Farlina. Schnell war die jugenhafte Gestalt wieder aus der Tür verschwunden, als sie erkannte, was Kirjan Brasar da zu entfernen versuchte. Der Mann wurde ihr mehr und mehr unheimlich...

Nach einem kargen Frühstück, Kirjan bemühte sich redlich darum, gegenüber den anderen etwas freundlicher und ruhiger zu erscheinen als ihm im Augenblick zumute war, trat er wieder vor die Tür des Fuhrunternehmens. Er fühlte sich hier nicht wohl. Die Tibrands hatten ihn zwar freundlich aufgenommen, doch deren Freundlichkeit erinnerte ihn nur immer wieder

an das, was er jetzt nicht mehr besaß. Er sehnte sich nach der rauhen Küste seiner Heimat zurück, obwohl er auch gleichzeitig fürchtete, irgendwann einmal dorthin zurückzugehen. Er hatte außer Erinnerungen dort nichts zurückgelassen. Nun, sei es, wie es sei, zuerst hatte er hier noch einige Dinge zu erledigen.

Kirjan Brasar wandte sich wieder der Unterstadt von Elek-Mantow zu. Diesmal war es kein Problem, die Unterstadt über die Brücke zu erreichen. Sein begrenzter Passierschein genügte der Brückenwache vollauf. Wenn der Kerl sagte, er habe für Herrn Tibrand etwas zu erledigen - bitteschön, dann hatte er eben für Herrn Tibrand was im Rattenloch zu erledigen.

Kirjan schritt über die solide, steinerne Brücke. Er passierte die dort auf der Brüstung aufgestellten Statuen der sogenannten Edlen und Noblen der Stadt, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Kirjan Brasar suchte also wieder die Unterstadt auf. Diesmal war er nicht alleine auf der Brücke. Eine Menge Menschen bewegte sich dort hin und her. Händler, Bauern, Arbeiter und Fuhrleute. Aber auch andere Menschen, denen man ihre Profession nicht immer sofort ansah. Auch vielerlei Rassen sah man hier - große blauhäutige Kasraliten, kleine wendige Rekschat, blasse Hallakin, hochnäsig einherstolzierende Multorier, hier gab es alles. Kirjan Brasar hoffte, daß es bald auch genau das gab, nachdem er suchte. Dann betrat er den Boden des Rattenloches.

Er hoffte immer noch.... Dabei brauchte er doch nicht mehr viel, bald wäre es ausgestanden, nur zwei waren noch zu finden. Seit zwei Jahren war er jetzt schon auf der Suche, anderthalb Jahre davon im Süden, bei den Multoriern, dann hatte es ihn wieder weiter zurück in den Norden geführt. Nun war er schon ein halbes Jahr hier in Elek-Mantow. Ein halbes Jahr hatte er hier gewartet, weil ihm jemand gesagt hatte, daß er hier Glück haben könnte. Ein halbes Jahr, vielleicht sollte er wieder weiter nach Norden ziehen, anstatt fast jeden freien Tag immer nur hier zu suchen... Ironie des Schicksals, vielleicht würde er seine Suche ja wieder an den Küsten seiner Heimat beenden, dort wo sie begonnen hatte?

Er eilte durch die Gassen der Unterstadt, die bei Tageslicht noch schlimmer aussahen als bei Nacht. Da deckte die Dunkelheit wenigstens gnädig zu, was die Sonne nun enthüllte. Brasar zwängte sich an schäbigen Marktständen vorbei und scheuchte barsch die aufdringlicheren Bettler zur Seite.

Wiederum suchte er das Haus von Elmar Einarm auf, dem ehemaligen Söldner. Er hoffte darauf, hier im „Zweischneidigen Schwert“ endlich ein paar bekannte Gesichter zu finden. Es war noch etwas früh am Tage, aber gerade deshalb baute Kirjan darauf, vielleicht etwas mehr zu erfahren. Um diese Zeit kamen potentielle Auftraggeber, kamen neue Söldner, wurden die mehr „nüchternen“ Geschäfte getätigt.

Brasar drückte sich mit seinem Bier in eine dunkle Ecke. Für den Rest des Tages hatte er sich vorgenommen, auch die anderen einschlägigen Lokale aufzusuchen wie zum Beispiel den „Totenkopf“ oder „Tandreks fliegendes Pferd“. Er verzog die Mundwinkel zu einem bitteren Lächeln. Jeder hätte ihm wahrscheinlich jetzt gesagt, diese Orte als ein normaler Bürger aufzusuchen, wäre Wahnsinn. Aber was machte ihm das denn aus? Unter dem schäbigen Holztisch umfaßte er den Griff seiner schweren Axt etwas fester - sollten sie nur versuchen, ihm etwas zu tun. Er wartete förmlich auf sie - er bettelte fast um einen Grund, die Axt benutzen zu dürfen. Und was schreckte ihn denn schon der Tod, wenn er hier nichts mehr hatte, wofür es sich zu leben lohnte außer - der Rache?

Allerdings, das hatten die fein entwickelten Sinne vieler Bewohner des Rattenloches längst gespürt, umgab Kirjan Brasar eine fast greifbare Aura der Gefahr. Niemand, der diesen Mann

häufiger in den Gassen beobachtet hatte, würde sich an ihm vergreifen - nicht an einem Mann mit solchen Augen...

Nach einiger Zeit betrat ein neuer Söldner den Raum. Nur flüchtig, nicht auf einen Erfolg hoffend, blickte Kirjan Brasar auf - um dann allerdings wie gebannt an dem Gesicht des Mannes hängen zu bleiben. Eine schlanke Gestalt, dunkles, zu einem mit einem blutroten Band umwundenen Zopf gebundenes Haar, diese Adlernase und die hellen, grauen Augen. Er kannte diesen Mann! Endlich, nach einem halben Jahr, war er wieder fündig geworden. Kirjan Brasar senkte den Blick und beugte seinen Kopf über sein Bier, so als sei er tief in Gedanken versunken.

Der Söldner trat einen weiteren Schritt in den Raum, blieb dann stehen. Er trug ein geschnürtes Bündel in der einen Hand, einen Zweihänder über der Schulter und ein Schwert an der Seite. Ruhig und aufmerksam sah sich der vom Staub einer langen Reise bedeckte Mann im Schankraum um. Scheinbar flüchtig - aber doch gründlich - glitt sein Blick über die wenigen Insassen der Kneipe. An Kirjan Brasar hingen die hellen Augen des hochgewachsenen Mannes nicht länger als an den anderen Gästen.

Wieviele Menschen mochte dieser Mann wohl schon getötet haben, wenn er ihn, Kirjan, jetzt nicht erkannte? Schon jetzt konnte der Regthiler seine aufwallende Wut kaum beherrschen. Er nahm, mühsam kontrolliert, einen Schluck aus dem Bierkrug, die Flüssigkeit schmeckte schal und abgestanden.

Kirjan Brasar wartete, weiß traten mittlerweile die Fingerknöchel der rechten Hand hervor, die die Axt immer noch hielt. Der Söldner trat an die Theke und winkte sich den Wirt heran. Brasar versuchte etwas von der Unterhaltung mitzubekommen, konnte aber nichts verstehen. Er sah allerdings daß der Mann wohl einige Zeit bleiben wollte, denn er nahm den staubbedeckten Umhang ab und deponierte diesen, nebst seinem Beutel und der großen Waffe, bei dem Wirt. Elmar Einarm redete noch ein paar Takte mit dem Mann, dann schien er ihm, nach einem lauten Lachen, einen Weg zu erklären. Seine Erklärungen untermalte er dabei mit einigen einhändig geführten Gesten. Kirjan erkannte die Anweisungen, Kirjan erkannte das Lachen. Er wußte jetzt ziemlich genau, welche Örtlichkeit der Söldner aufsuchen wollte.

Kirjan lächelte ein kaltes Lächeln, jetzt war die Zeit gekommen, jetzt war Deine Zeit gekommen, Withlia, jetzt war auch Deine Zeit gekommen, Bigyva.

Kirjan blieb jetzt noch Zeit, Zeit genug um in die Oberstadt zu eilen, etwas zu holen, und das Haus in der Unterstadt zu erreichen, daß der Wirt dem Söldner beschrieben hatte.



Es war nur kurze Zeit später, da betrat Kirjan Brasar wieder seine Kammer bei den Tibrands. Er versperrte die Tür mit dem einfachen Riegel, kniete sich vor das Bett und nahm das Bündel hervor.

Wie so viele Male zuvor setzte er sich auf die strohgefüllte Matratze. Er schlug den Stoff auseinander und auf seinen Knien lag ein Langschwert.

Das Licht der Sonne brach sich auf der blankpolierten Klinge und enthüllte Spuren intensiven Gebrauchs, obwohl die Waffe einen wirklich gepflegten Eindruck machte. Man konnte es schon fast als liebevoll bezeichnen, wie Brasar mit den Fingern über diese Klinge strich. Wieviel Menschenleben hatte dieser Stahl schon vernichtet? Seit er, Kirjan Brasar, das Schwert kannte, wußte er selber schon von fünf Leben die es genommen hatte. Nein, es waren ja eigentlich sechs Leben, denn sein eigenes durfte er getrost bereits dazu rechnen. Und bald, bald würde es ein weiteres Leben beenden.

Er schlug die Waffe vorsichtig wieder ein in den Stoff. Er strich das mittlerweile etwas ausgebleichene Gewebe zärtlich wieder glatt. Es war ein bunter Stoff mit eingewebten Blumenmustern. Es war einmal ein Schultertuch gewesen, damals, in einer besseren Zeit. Seine Bigyva hatte es getragen, an dem Tag, da er sie gebeten hatte, seine Frau zu werden.

Kirjan nahm das Bündel auf und verließ das Haus. Auf dem Hof begegnete er A'Tjall, der katzenhaften Rekschat, die sich um ein verletztes Pferd kümmerte. Sie redete mit dem Tier, streichelte es, versuchte, seinen Schmerz zu finden und zu lindern. Sie war in Konzentration, daher hörte sie den Mann nicht, wie er hinter ihr vorbeiging. Allerdings schien es ihr auf einmal, als wäre ein Hauch von eisigem Winter durch den Hof geweht. Sie drehte sich um und blickte aus ihren grünen Augen hinter dem Mann her, der mit seinem seltsamen Bündel vom Hof schritt. Irgend etwas in ihr sagte ihr, daß es nicht gut gewesen wäre, ihn jetzt anzusprechen.



Langsam senkte sich die Dämmerung wieder über die Unterstadt. Kirjan Brasar wartete vor einem Haus, er wartete schon länger. Er wußte allerdings, daß der Söldner noch immer bei einem der Mädchen weilte. Ein grimmiges Lächeln erschien auf Brasars Gesicht. Sollte der Kerl ruhig noch einmal sein Vergnügen haben, an diesem bestimmten Tag vor zwei Jahren hatte der Schweinehund ja auch sein Vergnügen gehabt. Und Withlia, seine Kleine, hatte alles mit ansehen müssen.

Vor seinem geistigen Auge tauchten all die grausamen Bilder auf, die er in den letzten zwei Jahren durch Branntwein, Arbeit und Raufereien, die manchmal sogar in einer Art Bluttausch endeten, zu unterdrücken versucht hatte. Durch den Nebel der Vergangenheit hindurch erblickte er kurze Zeit später jedoch auch den Mann im Hauseingang, auf den er wartete. Erinnerungen mischten sich kurz mit realen Bildern, die Wirklichkeit gewann jedoch Oberhand, und das ersparte ihm diesmal gnädigerweise, seine Erinnerungen bis zum Schluß weiterverfolgen zu müssen.

Er folgte dem Söldner. Der, offensichtlich sehr gut gelaunt, pffiff ein Liedchen vor sich her. Wie es schien war er wieder auf dem Rückweg zum „Zweischneidigen Schwert“. Kirjan Brasar kannte sich in der Gegend um die Bordelle gut aus und umging den Söldner zügig. Mittlerweile war es fast ganz dunkel.

In einer kleinen Seitengasse lauerte er dem Mann auf. Kirjan krümmte sich ein wenig, machte sich noch kleiner. Dann versteckte er das Schwert so gut es eben ging unter seinem scheinbar altersgebeugten Körper. Nun trat er einen Schritt auf die Hauptgasse, auf den Mann zu.

Er hob er wie bettelnd eine Hand und krächzte nach Almosen. Er hatte den Söldner richtig eingeschätzt. Im Halbdunkel der Gasse sah er das hämische Grinsen des Mietlings. Der Mann schien sich geradezu darauf zu freuen, als krönenden Abschluß des Tages einen alten Bettler kleinzumachen.

Der Söldner holte zu einem kräftigen Fußtritt aus, er zog in der Gewißheit seiner Überlegenheit noch nicht einmal das einfache Schwert, welches er an seiner Seite trug. Kirjan nutzte den Schwung des Mannes zu seinem Vorteil aus. Sehr schnell fand sich der verblüffte Söldner auf dem Hosenboden wieder, und eine im Licht der Monde silbrig schimmernde Klingenspitze ruhte schmerzhaft nah an seiner Kehle.

„Was,... chrm, was soll das, Du Idiot?“, brachte der erschrockene Mann leise krächzend - und mehr zornig als erschreckt - hervor.



„Bist Du lebensmüde? Was ist, willst Du Geld? He? Willst Du mein Geld, Mann?“, langsam versuchte der Mann nach hinten zurückzuweichen, etwas Luft für sich und seine Waffe zu bekommen. Aber da war, da Kirjan Brasar immer leicht nachkam, bald nur noch die Wand in seinem Rücken zu finden.

Kirjan Brasar entging dabei durchaus nicht, daß der Mann keineswegs ängstlich gebannt seinen Blick auf der Klingenspitze hielt. Der Söldner war nicht schlecht, er verstand etwas von seinem Handwerk und spielte nur den Ängstlichen, um den Gegner zum Leichtsinne zu verleiten. Kirjan Brasar entging dies wie gesagt nicht. Darum kam es für ihn nicht überraschend, nur für den Krieger am Boden. Brasar trat dem Söldner kräftig gegen die Hand, mit der er gerade einen Stiefeldolch ziehen wollte. Ein leises Knacken verriet, daß seine genagelten Fuhrmannsstiefel wohl gerade ein Handgelenk gebrochen haben dürften. Der Söldner jaulte leise auf.

„Ah, ah, wer wird denn?“, böse lächelte er den Söldner an. Keine Spur dieses Lächelns erreichte dabei die seegrauen Augen unter den grimmig zusammengezogenen Brauen, keine Spur davon.

Kirjan Brasar brachte sein Gesicht näher an das des Söldners heran, der ihn mit schmerzverzerrtem Blick anstarrte. Er flüsterte fast, als er den Mann fragte. „Du Ratte erinnerst Dich wirklich nicht an mich, an meine Frau, an meine Tochter?“

Verwirrung vertrieb den Schmerz teilweise aus den Augen des Söldners, Kirjan Brasar sah förmlich, wie der Mann versuchte, ihn einzuordnen. Da, war da nicht ein kleiner Funke des Erkennens gewesen?

„Der Handwerker...!“, murmelte der Söldner heiser, ungläubig, „Aber, aber Du bist doch tot! Der Wagen brannte, Sadjik hat Dich doch auch mit seinem Schwert...“ Der Söldner verstummte und richtete seinen Blick zum ersten Mal bewußt auf das Schwert in den Händen seines Gegenübers - und er erkannte es wieder.

„Oh, Sadjik hieß also der Hurensohn, dem ich das Schwert abnahm, nachdem ich ihn in viele kleine Teile auseinandergerissen hatte, so, so.“, knurrte Brasar.

Langsam trat nun doch echter Angstschweiß auf die Stirn des Mannes, sein Blick flackerte zwischen Schwertspitze und den unbarmherzigen grauen Augen hin und her.

„Laß mich laufen, komm, ich sage Dir auch, wo die anderen sind, ja?“ Nun versuchte der Söldner anscheinend, auf diese Art und Weise seine Haut zu retten - durch Verrat an seinen ehemaligen Gefährten. Kirjan war angeekelt von soviel Feigheit.

„Die anderen? Welche anderen meinst Du denn? Sadjik, den Kerl mit der Schlangentätowierung auf dem Arm? Den anderen Kerl, den mit dem gescheckten Pferd? Oder den kleinen Rekschat mit dem großen Haumesser, der auch einmal Sklavenherr spielen wollte? Die leben sowieso nicht mehr!“, giftete Kirjan den vor ihm im Dreck liegenden Mann an.

Der Söldner erschrak sichtbar, jetzt hatte er es endlich begriffen, jetzt war er an der Reihe. Trotzdem versuchte er es weiter, was blieb ihm auch anderes übrig?

„Dann, dann fehlt Dir doch noch Ph'arter, der Anführer unserer Truppe. Ph'arter, Du weißt doch, der große Kerl auf dem Schimmel, ja? Den wollte ich hier in Elek-M... in der Nähe treffen, aber ich allein kann Dir sagen, wo und wann und...“ Der Söldner sprudelte drauflos wie ein Wasserfall, er hoffte Kirjan ablenken zu können, ihm den Mund wäßrig machen zu können mit dem Verrat an dem letzten Mann, der dem Wahnsinnigen vor ihm noch zu fehlen schien.

Wie um Brasar zu beschwichtigen machte er nun auch eine beruhigende Geste mit der Hand. Er hoffte die Aufmerksamkeit des Mannes auf seinen Oberkörper zu lenken, damit er dem Regthiler die Beine unter dem Körper wegreißen könnte. Er versuchte es, im Vertrauen auf sein Glück, die Klinge vor ihm mißachtend.

Und wirklich, das Glück war wohl gerade anderweitig beschäftigt, denn Brasar fand es ein leichtes, den Söldner zu stoppen.

„Nun, ich habe die anderen drei gefunden, ich habe dich gefunden, also werde ich auch den letzten finden!“ Mit diesen Worten stieß er dem vor ihm im Dreck liegenden Mann ohne mit der Wimper zu zucken die Klinge durch die ungeschützte Kehle.

Kirjan ließ den Mann dort einfach zurück. Er wußte, die Wunde war nicht tödlich, nicht sofort hieß das. Der Mann würde dort in der Gosse verbluten wie ein Stück Vieh im Schlachthaus.

Wie ein Stück Vieh, ja, genau so, wie sie seine geliebte Bigyva behandelt hatten, nachdem sie alle ihren Spaß gehabt hatten mit ihr. Nun ließ er seinen Erinnerungen freien Lauf. Jetzt, nachdem die Flammen seines Hasses wenigstens für eine kurze Zeit gelöscht waren, rannen ihm salzige Tränen über die Wangen, salzig wie die See seiner Heimat.



Es war vor zwei Jahren, seine Frau Bigyva und seine damals bereits fünf Jahre alte Tochter Withlia waren mit ihm in einem geräumigen Wagen unterwegs. Er hatte in seiner Jugend viel gelernt, ein Handwerk hier und ein Handwerk dort aufgeschnappt. Auch mit einer Waffe vermochte der junge Mann umzugehen. So entschloß er sich, als reisender Handwerker und gelegentlich Söldner durch die Lande zu reisen.

Dabei hatte er seine Frau kennengelernt, seine sonnige, wonnige Bigyva. Wenn sie lachte schien für ihn die Sonne, auch in den harten Nordwintern. Sie half ihm bei den handwerklichen Geschäften, war eine gute Köchin und Näherin, war - eine wunderbare Frau gewesen. Für regthilsche Verhältnisse waren die beiden allerdings ein wirklich ruheloses Paar. Im Nachhinein betrachtet war es sicherlich Leichtsinn, was er seiner Familie zugemutet hatte - mit ihnen in der Nähe einer Armee zu bleiben, in der Nähe eines Krieges. Er hatte sich mit seinem Wagen bei einem Heertroß eingerichtet, um dort allerlei anfallende Arbeiten zu verrichten. Alles schien wunderbar bis zu diesem einen Abend im Frühsommer.

Eine Gruppe betrunkenener Söldner, fünf waren es an der Zahl, kamen zu dem Wagen. Einer von ihnen, Sadjik, hatte einen Sattel zu flicken. Seine Freunde hatten Schnaps mitgebracht, begannen, während sich Kirjan den Sattel ansah, mit seiner Frau zu schäkern. Die Männer waren betrunken, boten ihnen beiden dann ebenfalls Schnaps an. Bald boten die Männer Kirjan sogar Geld für seine Frau, sogar für seine kleine Tochter, lachten und machten Bemerkungen darüber, was man mit so einem hübschen Frauchen alles anstellen könnte - wenn der Mann nicht in der Nähe wäre.

Kirjan tastete schon nach seiner Axt, die neben ihm am Wagen lehnte. Allerdings hatten die Männer nur auf solch eine Gelegenheit gewartet. Sie waren von vornherein auf Streit aus gewesen und hatten gehofft, daß der Handwerker ihnen einen Grund gab für ein Handgemenge.

Nun, es kam wie es kommen mußte. Kirjan wollte sie vertreiben, zuerst im Guten dann mit seiner Axt. Die Männer waren in der Überzahl, sie warfen Kirjan nieder und banden ihn. Sie fesselten ihn so an seinen Wagen, daß er jede Einzelheit mit ansehen mußte, jede Einzelheit. Und es dauerte lange, sehr lange, bis ein jeder seinen Spaß gehabt hatte. Bigyva hatte schon bald mit dem Schreien und Jammern aufgehört, und mit leerem Blick alles über sich ergehen lassen. In diesem Augenblick war sie, obwohl sie noch lebte, gestorben - sie war zerbrochen. Kirjan schwor den Männern damals tausend Tode. Er prägte sich ein jedes Gesicht, eine jede Eigenart der Männer ein. Niemals in seinem Leben würde er sie vergessen können.

Selbstverständlich hatten die Männer nicht vor, ihn am Leben zu lassen. Sie zerrten zuerst seine kleine Tochter vor ihn und töteten sie lachend und grölend, ohne eine Gefühlsregung.

Sie zerrten danach auch seine Frau vor ihn und stachen sie ab wie ein Stück Vieh. Zum guten Schluß hieben sie auch ihm das Schwert in die Seite - DAS Schwert. Er umklammerte die Waffe in seiner Hand, die nun wieder in dem Stück Stoff ruhte. Dann ließen sie ihn für tot dort in seinen Fesseln hängen. Sie machten sich gerade einmal die Mühe, die Leichen seiner Frau und Tochter auf den Wagen zu werfen.

Dann warfen sie noch einige Scheite des Lagerfeuers auf die Planen des Wagens und ritten davon, ohne dem Platz auch nur einen weiteren Blick zu widmen. Sie glaubten mit ihrem Tun ohne Vergeltung davon kommen zu können.

Viel Glück hatte Kirjan gehabt, Glück, tja, so konnte man es nennen, wenn man wollte. Ein Spähtrupp regulärer Soldaten des Heertrosses hatte den von den Söldnern in Brand gesteckten Wagen erblickt und kam gerade noch rechtzeitig, den schwerverletzten Kirjan vor dem Verbrennen zu retten.

Ach, hätten die Soldaten ihn doch damals sterben lassen, wieviel Leid hätte er damit Kirjan und anderen erspart. Immer noch verschleierten Tränen die Sicht des Mannes aus Regthil, der langsam wieder in die Oberstadt zurückwanderte.

Bald, bald, dann sind wir wieder vereint, dachte Kirjan Brasar, dann kann ich Ruhe finden - es fehlt nur noch einer, und jetzt kenne ich seinen Namen.

ENDE?

## Die Kriegerin auf der Suche

Jan Rosczak

Die Nacht in den Bergen war kühl und niemand konnte die Gefahren abschätzen, die in der Nacht lauerten. Also hatten die drei Männer gegen die Kälte und zum Schutz ein Lagerfeuer entzündet, und während sie sich die Hände rieben, begann einer von ihnen zu sprechen.

„Mensch Kim, hast du eigentlich schon das Neuste gehört?“

„Hm, ja.“, brummelte jener, wenig gehalten, ein Gespräch zu beginnen.

Doch der andere redete einfach weiter.

„Du weißt doch, diese Geschichte in Elek-Mantow mit der reichen Kaufmannstochter.“

„Kaufmannstöchter interessieren mich nicht.“, grummelte der andere wieder in seinen Bart.

„Der Nachtvogel soll sie aus Jamirs Klauen befreit haben. Mensch, stell dir das 'mal vor, einer gegen vielleicht tausend Mann, die den Teufel nicht fürchten.“

„Ja, ja. So schlimm wird es schon nicht gewesen sein“, kommentierte der andere wieder.

„Aber das Beste kommt noch. Später hat sie noch ein Schäfer gegen einen anderen Kaufmann verteidigt, der sie erneut entführen wollte.“

„Bin ich froh, daß ich keine Tochter habe“, knurrte der andere wieder, diesmal jedoch mit einer Stimme, die nur schwer eine tiefe Traurigkeit verbarg.

„Ja, der Schäfer muß ein wahrer Hüne sein, so schnell hat er sein Schwert geschwungen. Alle sagen, es sei ein Wunder, daß der Kaufman noch am Leben sei.“

„Weißt du Simth“, begann der andere plötzlich,“ du redest hier die ganze Zeit und vergißt dabei unseren Gast.“ Er wandte sich an den dritten Mann, der bisher geschwiegen hatte.

„Vielleicht magst du solche Geschichten nicht. Wie heißt du eigentlich? Ich hab' deinen Namen schon wieder vergessen.“

„Wie ich heiße?“, antwortete der dritte Mann erschrocken.

„Ja Mann. Du wirst doch einen Namen haben, oder willst du ihn uns nicht sagen?“

„Du mußt keine Angst haben,“ fügte Simth freundlich hinzu,“ wir verraten dich an niemanden. Wer an unserem Lagerfeuer Platz genommen hat, den betrachten wir als Freund. Nicht war, Kim?“

„Ja, wenn du das sagst, wird es schon stimmen“, fügte Kim hinzu.

„Mein Name ist Simiras“, sagte der dritte Mann leise.

„Na dann noch einmal willkommen an unserem Feuer Simiras.“, polterte Simth wieder los.

„Aber sag einmal, Simiras, du siehst auch so aus wie ein Schäfer, vielleicht kennst du ja sogar deinen kriegerischen Kollegen aus Elek-Mantow? Wie hieß er noch gleich?“

„Sion“, setze Kim knapp hinzu.

„Sion...“, Simiras schien zu überlegen, „Nein, den kenne ich nicht. Tut mir leid.“

„Na, macht nichts. Vielleicht war das auch nicht sein richtiger Name, aber es wäre gut zu wissen, wo er sich aufhält.“ Simth beugte sich etwas vor, um dann mit wissender Stimme hinzuzusetzen: „Die Kaufmannstochter sucht ihn nämlich.“

„Die Kaufmannstochter sucht ihn?“, Simiras wirkte für einen Augenblick überrascht, hatte sich dann aber schnell wieder unter Kontrolle.

Simth war jedoch nichts aufgefallen, er freute sich sogar über das Interesse an seiner Geschichte.

„Ja, so ist das mit den Frauen“, meinte Simth vertraulich,“Rettest du sie aus einer Notlage, schon laufen sie dir nach und wollen dich vielleicht auch noch heiraten.“

„Du bist ungerecht, Simth“, brummelte Kim erneut schweigsam.

„Vielleicht hast du recht, alter Junge.“ Simth lachte laut auf. „Wenn es stimmt, was die Leute sagen, dann hast du bei dieser Frau sogar sehr recht.“

„Wißt ihr, was diese Kaufmannstochter getan hat?“ Simth blickte die anderen vielsagend an und redete ohne eine Antwort abzuwarten weiter.

„Sie nennt sich jetzt Soraya und bezeichnet sich selbst als Kriegerin auf der Suche. Dabei weiß sie nur wie ein Schwert aussieht, nicht wie man damit umgeht.“ Simth schwieg plötzlich und sein Blick ließ Schlimmes ahnen.

„Ja, die kleine Lou aus Elek-Mantow“, murmelte Kim freundlich in seinen Bart.

Damit war das Gespräch beendet und die Männer legten sich bald darauf dicht am Feuer auf den Boden, um zu schlafen.

Am nächsten Morgen war Simiras schon vor den anderen beiden Männer wach und wollte gerade aufbrechen, als er eine Hand schwer auf seiner Schulter spürte.

„Wohin so früh, Schäfer?“ Kim schaute ihn aus dunklen Augen an; wenig erinnerte an den brummligen, schweigsamen Mann von gestern Nacht.

„Ich muß weiter, hab´ noch wichtige Dinge zu erledigen.“ Simiras wirkte unsicher und nervös.

„Du brauchst nichts zu sagen, ich weiß bescheid.“ Kim nahm Simiras Hand und drückte sie fest.

„Leb wohl Sion. Ich hätte dich gerne näher kennengelernt.“ Kim lächelte freundlich. „Und viel Erfolg bei der Suche nach Soraya. Möge euch die Sonne immer scheinen.“

Erst wollte der Schäfer abwehren, doch dann richtete er sich auf und zwei dunkle Augenpaare trafen sich in tiefstem Verständnis.

„Mögen deine Augen die Finsternis erkennen. Und möge dich die Weisheit der Eule vor ihr bewahren. Leb´ wohl, Kim.“

Das Land im Norden von Elek-Mantow war hügelig und von unzähligen Stollen durchzogen. Sie hatte sehr lange gebraucht, um die Hütte in die die Sowa sie gebracht hatte, wiederzufinden. Allerdings lag dieser Umstand weniger an mangelnder Ortskenntnis, sondern vielmehr daran, daß jemand die Hütte niedergebrannt hatte.

Vor zwei Tagen war sie in Elek-Mantow aufgebrochen, um Sion zu finden und das Geheimnis um seine Person zu lüften. Zumindest redete sie sich das immer als einzigen Grund ein.

Außerdem wollte sie aus dem Einflußbereich von Germius entfliehen, der noch nicht einmal ihr leiblicher Vater war. Als sie im Keller nach einer geeigneten Waffe für ihre Reise suchte, hatte sie alte Dokumente entdeckt, die sie allerdings nur zum Teil lesen konnte. Doch das, was sie verstand, sagte ihr genug, um ihre Reisepläne noch zu bestärken.

„Na, das muß ja ein schönes Feuer gewesen sein. Nicht wahr, mein Kind?“

Bei der brüchigen Stimme drehte sie sich abrupt um und zog das alte, schartige Schwert, welches sie im Keller unter einem Berg von alten Sachen gefunden hatte.

„Langsam, langsam mit den jungen Hunden. Du willst doch den alten Jack nicht mit so einem Museumsstück aufspießen. Nicht wahr, mein Kind?“

Vor ihr stand ein alter, gebückter Mann undefinierbaren Alters. Er trug zerschliessene Lederhosen, die vielleicht einmal weiß gewesen waren, dazu ein altes Hemd und einen riesigen Strohhut. Außer einem Spaten war er unbewaffnet.

„Nein, ich denke nicht.“ Sie ließ langsam das Schwert sinken.

„Siehst du, mein Kind, so ist es schon besser. Der alte Jack tut keiner Fliege etwas zu leide, nicht wahr mein Kind? Aber wer bist du eigentlich, ich hab dich hier noch nie gesehen?“

„Meine Name ist Soraya“, sagte die junge Frau, „eine Kriegerin auf der Suche“, setzte sie mit Stolz hinzu.

„Eine Kriegerin auf der Suche, das ist gut, das ist sogar sehr gut“, kicherte der Alte, „Und wen suchst du? Vielleicht einen Schmied für dein gefährliches Schwert?“ Der Alte kicherte eine Weile vor sich hin und hob dann plötzlich den Kopf. Soraya blickte in zwei dunkle Augen, die so gar nicht zum übrigen Erscheinungsbild des Alten passen wollten.

„Vielleicht sollte ich dich doch mit meinem Schwert durchboren“, überlegte Soraya laut.

„Wenn du schon nicht an der Wunde stirbst, dann bestimmt an einer Blutvergiftung“, setzte sie mit bitterer Stimme hinzu.

Der Alte schaute sie eine Weile aus seinen eigentümlichen Augen an und fragte dann unvermittelt: „Was suchst du in dieser von Gott verlassenen Gegend, mein Kind?“

„Ich wüßte nicht, was dich das angeht.“ Soraya mimte die Unnahbare.

„Du bezeichnest dich selbst als Kriegerin auf der Suche, mein Kind. Jemand, der etwas sucht, sollte eigentlich für jeden Hinweis dankbar sein“, meinte der Alte gleichmütig.

Soraya wußte nicht, wie eine Kriegerin sich in solch einer Situation verhielt, vermutlich würde der Alte schon lange nicht mehr leben, aber sie verspürte keine sonderliche Lust, den alten Mann zu verletzen.

„Kennst du den Besitzer dieser Hütte?“, fragte sie wesentlich freundlicher.

„Nein, mein Kind, ich bin nicht oft in dieser Gegend. Aber ein Schäfer hat sie manchmal für ein oder zwei Tage benutzt.“

„Du kennst Sion?“, fragte Soraya überrascht.

Noch im selben Moment spürte sie, daß sie nicht die richtige Frage gestellt hatte. Der Alte machte wieder den verwirrten Eindruck von vorhin, hatte jetzt allerdings seine Schaufel abwehrend erhoben.

„Du stellst seltsame Fragen, mein Kind, gefährliche Fragen auch“, murmelte er.

„Vergiß diesen Namen, und du wirst länger leben, Kriegerin auf der Suche.“ Es gelang ihm nur schwer, ein erneutes Kichern zu unterdrücken als er sich umwandet und langsam den Weg zurückging, den er gekommen war.

Soraya schüttelte den Kopf und versuchte, ein leichtes Frösteln zu vertreiben. Einmal mehr fragte sie sich, ob sie nicht etwas zu überstürzt aufgebrochen war. Doch dieser Moment dauerte nicht allzu lange. Kurze Zeit später holte sie einen Stein aus der Asche der Hütte und versuchte, damit ihr Schwert zu schleifen. Nur mühsam ließ sich die dicke Schicht aus altem Staub und Rost entfernen, doch plötzlich hielt sie erstaunt inne. Unter der Schmutzschicht waren eigenwillige Zeichen und Figuren in den Stahl graviert. Einige davon kannte sie aus den Dokumenten ihres Stiefvaters, die anderen waren ihr völlig unbekannt. Doch sie alle strahlten eine eigenartige Faszination aus, der sie sich nicht entziehen konnte. Mit neu erwachtem Eifer bekam sie den Stahl zu bearbeiten und legte immer mehr von dieser alten Handwerkskunst frei. In ihre Arbeit vertieft, hatte sie allerdings ein leises Knacken im Gebüsch nicht gehört und sah erst erschrocken auf, als ein dunkler Schatten über ihr aufragte.

Wilde Gestalten hatten einen Halbkreis um sie gebildet und schienen auf ihre ängstliche Reaktion zu warten. Doch Soraya stand auf, verstärkte den Griff um ihr Schwert und richtete es auf. Plötzlich trat ein Mann vor, zeigte auf ihr Schwert, murmelte einige unverständliche Worte in einer fremden Sprache und alle Männer bekannen zu lachen. Da Soraya sich den Sinn der Worte vorstellen konnte, nutzte sie ihre Chance und schlug mit dem Schwert auf den Mann ein. Jetzt zeigte sich, daß sie mit dem Stein vorhin ganze Arbeit geleistet hatte. Der Schlag war gut gezielt und der Mann war mit einem Schmerzensschrei zusammengebrochen. Auf einmal wich jede Belustigung aus den Gesichtern der anderen Männer und machte bitterm Ernst Platz. Soraya wehrte sich nach Kräften, doch obwohl sie es verstand, ein Schwert ganz gut zur Verteidigung zu führen, waren ihr die Männer zahlenmäßig weit überlegen und sie spürte, wie sie die Kraft verließ. Dann wurde ihr Schwarz vor Augen.

In Elek-Mantow ging es zu dieser Jahreszeit noch lauter und geschäftiger zu als sonst. In den Straßen drängten sich Menschen aus vielen Teilen des Landes, Händler schrien ihre Ware aus und einige dunkle Gestalten nutzten die Chancen, die sich ihnen zahlreich boten.

Sion wollte zu dieser Zeit eigentlich weit weg von dieser Stadt sein, doch um Soraya zu finden, gab es nur diesen einen Ort, um mit der Suche zu beginnen. Unterwegs hatte er sich bei einem fahrenden Händler die Sachen eines Landadligen besorgt, da er seit seinem Kampf mit Gunnivarius nur zu bekannt war. Jetzt erinnerte er sich nur noch der Stab an den Schäfer, alles andere zeigte Sion, den etwas verwahrlosten Edelmann vom Land.

Sein Gespräch mit der Stadtwache hatte wenig Neues gebracht, er wußte jetzt nur mit Sicherheit, daß Lou die Stadt verlassen hatte. Irgendwie konnte er sich nicht so recht an ihren neuen Namen gewöhnen. Noch immer fragte er sich, warum sie so überstürzt aufgebrochen war, vielleicht hätte er ihr nicht den Gruß der Sowa zum Abschied schreiben sollen. Wer weiß, was sie jetzt von ihm dachte. Eigentlich hätte sie warten können, bis er wieder nach Elek-Mantow kam, und wieso drängte ihn jetzt eine innere Stimme, nach ihr zu suchen? Nur eins spürte er deutlich, er nahm diese Suche nicht nur aus Sorge um eine Kaufmannstochter aus Elek-Mantow auf sich.

Zuerst wollte er wieder in der Gaststätte „Zum hinkenden Hirschen“ absteigen, doch so perfekt war seine Verkleidung auch nicht, daß Ludmilla ihn nicht erkannt hätte. Schließlich kam er nun schon mehrere Jahre hierher. Vielleicht sollte er auch gar nicht solange bleiben, aber er wußte nicht, wo er mit der Suche anfangen sollte und so mußte er auf den Zufall warten.

Plötzlich fiel sein Blick auf ein Geschäftsschild und er mußte lächeln.

„Seit gegrüßt, Mann aus fernen Ländern“, der junge Schreiber schaute bei Sions Eintreten von seiner Arbeit auf.

„Womit kann ich euch dienen?“ fragte er mit schlecht gespielter Freundlichkeit.

„Ist Germius zu sprechen?“ antwortete Sion knapp und schaute sich aufmerksam in dem Geschäft um. Es war sparsam und ohne Verschwendung eingerichtet. Der Platz an dem der Schreiber arbeitete, wirkte sogar etwas ärmlich. Und doch war Germius einer der reichsten Kaufleute der Stadt.

„Was will dieser Mann von mir?“ Der Besitzer des Geschäftes trat hinter einem Vorhang hervor und versuchte gar nicht erst seine Abneigung gegen den Besucher zu verbergen. Doch Sion kümmerte sich nicht weiter darum.

„Der Mann“, sagte Sion betont langsam, „möchte deine Tochter sprechen.“

Germius schnappte hörbar nach Luft.

„Aus welchem Grund?“, antwortete er dann völlig ruhig und kalt. Dieser Ton genügte, um seine schon schlechte Meinung über diesen Mann noch weiter zu verschlechtern.

„Der Mann“, Sion schien Gefallen an diesem Spiel zu finden, „möchte deine Tochter heiraten.“

Bei diesen Worten verschlug es sogar Germius für einen Moment die Sprache. Doch dann brüllte er mit mühevoll zurückgehaltenem Zorn: „Hinaus, sie mieses Stück Dreck. Gehen sie zurück ins Rattenloch, wo solche wie sie hingehören!“

Sion schien den Zorn überhaupt nicht zu bemerken und drehte sich zu einem Regal mit allerlei Kleinkram.

„Wenn der Mann eure Tochter nicht heiraten darf, dann hätte er gern ein Paar von diesen Lederhandschuhen. Sie gefallen ihm.“

Noch bevor Germius zu einer Erwiderung ansetzen konnte, wurde die Ladentür aufgerissen und ein völlig verstaubter und erschöpfter alter Mann taumelte herein. Er lehnte sich gegen die Wand und versuchte eine Weile, wieder zu Atem zu kommen. Dann begann er langsam zu sprechen.

„Seit gegrüßt, edler Germius“, der alte Mann unterdrückte nur schwer ein leises Kichern, „ich habe eure Tochter gesehen.“

Bei dieser Nachricht hatte Germius seinen Zorn und auch Sion völlig vergessen und drängte den Alten, doch endlich weiterzuerzählen. Und so erzählte der alte Jack von seiner Begegnung mit Soraya und ließ auch die Stelle mit dem Schwert nicht aus. Ein aufmerksamer Beobachter hätte jetzt ein kurzes zorniges Aufblitzen in Germius Augen gesehen, doch der alte Mann überlegte gerade, wie er dem Kaufmann schonend von dem Kampf und der Gefangennahme erzählen konnte.

Als Jack alles berichtet hatte und Germius schweigend vor ihm stand, fiel plötzlich die Ladentür zu und Germius erinnerte sich wieder an seinen Kunden. Doch als er die Tür aufriß, um ihm noch ein paar Worte mit auf seinen Weg zu geben, war von ihm nichts mehr zu sehen. Der alte Jack hatte sich müde auf einen Stuhl gesetzt und hoffte, daß Germius ihm etwas zu trinken und zu essen gab. Doch dieser dachte nicht im Traum daran, sondern warf ihn wegen der schlechten Nachricht einfach hinaus.

„Guter Mann, wartet einen Augenblick.“

Jack drehte sich erschrocken um und sah sich demselben Fremden gegenüber, den er eben noch im Laden gesehen hatte.

„Wer ... wer seit ihr?“, fragte er unsicher.

„Wen seht ihr vor euch?“, fragte der Fremde freundlich zurück.

„Einen Landedelmann“, mutmaßte Jack vorsichtig.

„Das sollte euch genügen. Habt ihr Durst?“

Als Jack schwach nickte, nahm ihn der Fremde sanft am Arm und führte ihn in die nächste Gaststätte. Nach einer Weile wußte er alles über Soraya, verabschiedete sich von Jack und ließ ihn mit seinem Essen alleine.

Sion stocherte traurig in den Überresten seiner Hütte herum. Eigentlich hatte ihm dieser Ort immer gut gefallen, doch er mußte damals sichergehen, daß keiner von Jamirs Leuten die Hütte fand und womöglich irgendwelche Schlüsse zog. Doch er hatte nicht daran gedacht, daß Lou versuchen würde, diese Hütte wiederzufinden.

Die Spuren vom Kampf waren noch deutlich zu erkennen und es schien sich alles genauso abgespielt zu haben, wie Jack erzählt hatte. Doch leider wußte auch Jack nicht, wer diese Männer gewesen waren.

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei und Sion hörte das Klirren von Waffen. Langsam bewegte er sich durch dichtes Gestrüpp und blickte plötzlich auf eine Lichtung. Zwei Männer waren von mehreren wilden Gestalten eingekreist. Während einer schon verwundet auf dem Boden lag, trieb der andere die Angreifer immer wieder mit Schwerthieben und lautem Fluchen von seinem Freund zurück. Doch auch seine Schläge wurden schon langsamer und schwächer.

Ein riesiger Mann hatte gerade eine Lücke in der Deckung des Bedrängten erspäht und wollte sie gerade mit seinem Schwert schließen, als er einen Schmerz in der Hand spürte und völlig verwundert auf seine nun leere Hand starrte.

„Simiras“, brüllte Simth, „was wollt ihr denn hier? Ich war kurz davor, diese Kerle fertig zu machen.“

„Kümmert euch lieber um den Kerl zu eurer Linken“, Sion lachte.

Ein wild fluchender Mann, der immer wieder mit seinem Schwert ausholte und dann auch noch traf und ein verwahrloster Landedelmann, der mit einem Hirtenstab wild um sich hieb, waren selbst für diese Gestalten zu viel und es dauerte nicht lange und diejenigen, die noch konnten, flohen zurück in das dichte Gestrüpp. Simth wollte ihnen nach, doch Sion hielt ihn zurück und versuchte, ihn zu beruhigen.

„Laßt es gut sein, Simth. Heute ist genug Blut geflossen. Kümmern wir uns lieber um Kim.“

Simth stand ehrfürchtig vor Sion und starrte ihn an.

„Ich habe noch niemals jemand so kämpfen gesehen. Wenn ich kämpfe dann fließt Blut und mir ist nie der Gedanke gekommen, daß es auch anders gehen könnte. Doch deine Gegner haben nur Prellungen und Blutergüsse. Wir sollten sie fesseln, bevor sie wieder zu sich kommen, meinst du nicht?“

Sion blickte von Kim auf, den er gerade verbunden hatte und nickte.

„Weißt du“, redete Simth, wieder ganz der Alte, weiter, „du könntest dich mit Sion, diesem Schäfer aus Elek-Mantow messen. Das wäre bestimmt ein Kampf der Giganten.“ Simth geriet ins Schwärmen und wurde plötzlich von Kims leiser Stimme unterbrochen.



„Du hast es wohl immer noch nicht gemerkt, du altes Rindvieh“, brachte Kim mühsam hervor, „daß ist Sion, der Schäfer.“ Kim brach ab und betrachtete Simth, der völlig verwirrt vor Sion stand.

„Es tut gut, dich nach so vielen Jahren einmal sprachlos zu sehen“, setzte Kim freundlich hinzu.

Wie Sion kurz darauf von Simth erfuhr, waren die beiden gerade auf dem Weg nach Elek-Mantow, als sie plötzlich Stimmen hörten und auf dieser Lichtung zwei Männer entdeckten, die sich aufgeregt unterhielten. Soviel Kim von der fremden Sprache verstehen konnte, unterhielten sich die beiden über einen Fang, den sie gemacht hatten und der ihnen gerade entwischt war. Dann waren plötzlich noch mehr Männer auf die Lichtung gekommen und die beiden Freunde wurden entdeckt.

Als Sion dann alles von seinen Erkundigungen erzählte, waren sich die drei einig, daß es sich bei dem Fang um Soraya handeln mußte. Kim war so aufgeregt, daß er gleich aufbrechen wollte, um sie zu finden und zu verhindern, daß sie noch einmal in die Hände dieser Kerle fiel.

Doch Sion legte die Hand auf seine Schulter und meinte freundlich aber bestimmt: „Nein Kim, ihr solltet mit Simth nach Elek-Mantow reiten und eure Wunde pflegen, ich werde Soraya finden und sie auch in die Stadt bringen.“ Als Kim protestieren wollte, schaute Sion ihm in die Augen und setzte nach kurzem Überlegen hinzu: „Vertraut mir, Kim. Eurer Soraya wird nichts geschehen. Ich weiß Bescheid.“

Kim nickte und murmelte dann etwas, daß klang, wie: „Ich hätte es mir denken können.“

Soraya war es wirklich gelungen, den wilden Gestalten zu entfliehen, als diese am Lagerfeuer ihren Fang feierten. Sie wußte nicht mehr, wie lange sie mit dem Schwert in ihrer Hand kreuz und quer durch dichtes Gestrüpp und Wald gelaufen war. Oft versperrten ihr Felsen den Weg, und sie mußte umkehren. Jetzt stand sie erneut vor mehreren Felsblöcken und wollte gerade einen anderen Weg suchen, als eine Gestalt vor ihr aufragte und sie festhielt. In kurzer Zeit war sie von weiteren wilden Gestalten umringt. Sie wurde unter lauten Rufen hin und her gestoßen und jemand drückte ihr Handgelenk so fest, daß sie vor Schmerz aufschrie und ihr Schwert fallen ließ. Die Männer lachten nur noch lauter. Soraya versuchte sich loszureißen, doch die Hände des Mannes schlossen sich nur noch fester um ihr Handgelenk.

Plötzlich fiel ein riesiger Schatten auf die Gruppe von wilden Gestalten und der Mann, der sie eben noch festgehalten hatte, faßte sich mit einem Schmerzensschrei an die Stirn, während Blut durch seine Finger sickerte. Soraya versuchte gegen die Sonne etwas zu erkennen, doch sie konnte nur eine große, undeutliche schwarze Gestalt sehen, die auf einem Felsen stand.

Die Männer um sie herum brüllten vor Schreck und Schmerz, da dem ersten Stein immer weitere folgten und immer mehr hielten sich die Hände vor ihre blutende Stirn.

Es war nicht zu erkennen, wer den Anfang machte, doch auf einmal suchten alle ihr Heil in der Flucht und niemand versuchte Soraya mitzuziehen.

Plötzlich hörte sie das Knirschen von Steinen und drehte sich erschrocken um. Die schwarze Gestalt stand mit einem Pferd vor ihr und reichte ihr schweigend die Zügel. Sie wollte vor Freude aufschreien und der Sowa um den Hals fallen, doch plötzlich kamen ihr Zweifel. Die Gestalt zeigte keinerlei Regung, sondern stand nur schweigend und unnahbar vor ihr. Vielleicht hatte sie sich doch geirrt und Sion war wirklich mit dem Nachtvogel im Tal der Stürme aufgewachsen und kannte daher diesen Spruch.

„Reite nach Elek-Mantow zurück.“ Die Stimme traf sie wie ein Schlag, und sie vermochte nichts zu erwidern, als die schwarze Gestalt mit schnellen Schritten hinter den Felsen verschwand. Voller Verzweiflung lehnte sie sich gegen das Pferd und für einen Moment erschien ihr alles sinnlos, doch dann nahm sie sich zusammen und lenkte das Pferd Richtung Elek-Mantow.

Soraya kam gut voran und zum Glück fand das Pferd alleine den Weg, denn sie hing dunklen Gedanken nach. Als sie an eine Lichtung kamen, schnaubte ihr Pferd plötzlich. Sie schaute erschrocken auf, doch es hatte nur einen Artgenossen begrüßt, der friedlich weidete. Einmal aus ihren Gedanken aufgeschreckt, betrachtete Soraya die Lichtung genauer und ihr Herz schlug schneller, als sie einen Schäfer unter einem Baum erblickte.

Dann erkannte sie ihn und sprang von ihrem Pferd.

„Sion!“, schrie sie, während sie über die Lichtung rannte. Dann lagen sie sich für eine lange Zeit in den Armen.

Es gab soviel zu erzählen und sie hatte auch viele Fragen an Sion. Aber er drängte zum Aufbruch.

„Wo willst du denn so schnell hin, Sion?“

„Wir müssen nach Elek-Mantow zu deinem Vater“, meinte Sion freundlich.

„Ich hab dir doch gesagt, daß Germius nicht mein Vater ist“, beehrte Soraya auf.

„Ich sprach auch von deinem Vater und nicht von deinem Ziehvater“, sagte Sion bestimmt.

„Wie meinst du das? Ich verstehe nicht.“ Sie war verwirrt.

„So wie ich es gesagt habe.“ Sion lächelte plötzlich und setzte hinzu: „Seinen Freund mußt du auch kennenlernen. Er redet viel, aber ich denke, du wirst ihn mögen.“

Soraya wollte noch weiter fragen und ihm die Dokumente zeigen, aber Sion wehrte ab.

„Komm, dein Vater wartet schon“, er reichte ihr die Hand und gab ihr einen zärtlichen Kuß.

## ...von Steinen und Dolchen

Frank Zankl

„Irgendwo hier muß es sein.“ Parsil ad Pars grub bereits das fünfte Loch in einem dunklen Hinterhof mitten in der Unterstadt.

Das Gelände hatte er zusammen mit der dazugehörigen Hütte für ein Almosen gekauft. Dem ärmlichen Unterstadtbewohner war der Kaufpreis wohl wie eine fürstliche Mitgift erschienen. Ein paar Silbersonnen mehr an eine örtliche Bande hatten ihm die Ruhe gesichert, die Parsil für seine Nachforschungen brauchte.

Bereits seit über drei Wochen war er der Hinterlassenschaft seines Urahns auf der Spur. Einen Schatz sollte Niklion vor mehr als 300 Jahren vergraben haben, so jedenfalls lautete die Legende, die von Generation zu Generation weitergetragen worden war. Doch nie hatte jemand Hinweise auf diesen Schatz gefunden. Parsil war es gelungen!

Nur er hatte die Geduld und den Geist, die Aufzeichnungen des Verrückten systematisch nach Hinweisen zu durchforschen. Und die waren wirklich geschickt verschlüsselt, versteckt zwischen obskuren magischen Theorien und den allgemeinen Hetztiraden gegen die Menschheit, für die sein Urahn so berüchtigt war.

Und die Hinweise hatten Parsil den Weg hierhin gewiesen - mitten in die Unterstadt, auf eine regelrechte Müllhalde zwischen Mördern und Huren. Nie hätte er geglaubt, daß er sich einmal freiwillig in diese Gegend begeben würde, doch clevere Planung, einige teure Abwehrzauber und viel geborgtes Geld ermöglichten es ihm, hier mit einiger Sicherheit arbeiten zu können. Allein schon das klare blaue Leuchten das seine Rüstung umgab genügte, die gefährlichsten menschlichen Raubtiere fern zu halten.

Es musste sich wohl wie ein Lauffeuer in der Unterstadt herumgesprochen haben, daß der erste Schläger, der sich Parsil in den Weg gestellt hatte, einfach verglüht war.

Die Schaufel stieß auf Widerstand. Da war etwas! Wie ein Besessener grub Parsil weiter. Eine einfache Holzkiste kam unter der Erde zum Vorschein. Gierig hob er sie aus der Grube und öffnete sie mit zitternden Händen. Endlich, der Schatz, der seine ganzen Probleme beenden sollte. Was würde es sein, Edelsteine, Gold oder magische Gegenstände?

Fast hätte er geschrien, als er im fahlen Mondlicht all seine Träume platzen sah. Nur ein Stück Stein, mehr nicht. Achtlos warf er den Marmorklumpen aus der Kiste und suchte verzweifelt nach einem doppelten Boden. Oder vielleicht war der nächste Hinweis ins Holz der Kiste eingebrannt.

Fast eine Stunde untersuchte Parsil ad Pars verzweifelt jeden Zentimeter der Kiste, ohne auch nur das Geringste zu finden. Er sah nur die Kiste, von der er sich die Lösung all seiner finanziellen Probleme versprochen hatte und nahm nichts Anderes war. Er bemerkte weder, daß seine Rüstung ihr Leuchten verloren hatte, noch, daß sich drei Gestalten vorsichtig an ihn heranpirschten.

Er dachte nur an die Empfänge und Feiern, die er mit dem Schatz hätte geben können und den Ruhm, den ihm das eingebracht hätte, die gezückten Messer bemerkte er nicht.

Erst die Stiche an seiner Kehle und in seinem Rücken spürte Parsil ad Pars - und dann nichts mehr.

Seine nackte Leiche wurde am nächsten Morgen von Bettlern in der Schlucht gefunden.

Noch zwei Wochen später verprassten seine Mörder ihre Beute im Totenkopf.

## Das Wäldchen

Claudia Wamers

Endlich! Endlich ging die Sonne auf - endlich war es Morgen in Elek-Mantow, heute war der Tag, ihr Tag. Heute würde Vater mit ihnen beiden in das Wäldchen vor der Stadt gehen und ihnen zeigen, wie man richtig jagt. Krajin und Gabraal, die beiden fünfjährigen Zwillinge von Irban Barilkian, kugelten sich schon aufgeregt durch ihre Bettstatt. Sie stellten sich vor, welche Heldentaten sie an diesem Tage noch bestreiten würden, welche Unholde erschlagen und wieviele Schätze heben...

Da klopfte es an der Türe zu ihrer Hütte; wer wollte denn so früh schon etwas von ihnen? Die Zwillinge horchten auf, wurden ganz leise und lauschten hinter dem Vorhang, der ihre Schlafstelle von der Stube trennte. Vater hatte sich Hemd und Hose übergezogen und ging zur Türe, um sie zu öffnen.

Bercan Tibrand, das hörten sie, stand draußen. Er war der jüngere Sohn von Meister Tibrand, dem Fuhrunternehmer, bei dem ihr Vater arbeitete. Manchmal durften sie mit, die Pferde füttern helfen und richtig arbeiten, wie die großen Leute. Und von Meister Tibrands Frau, da bekamen sie schon mal einen süßen Kringel oder eine kleine Zuckerstange, das war fein. Doch was der junge Meister Tibrand da wollte, das war gar nicht fein. Ein Fahrer war wohl krank, und nun mußte Papa eine Fuhre übernehmen, die ganz wichtig war - pach, ganz wichtig, ganz wichtig war doch heute nur das Wäldchen!

Erschrocken schauten sich die beiden aus ihren grauen Augen an, der eine ein Spiegelbild der Furcht des anderen. Das konnte Vater doch nicht machen! Vater, durch einen Spalt im Vorhang lugend sahen sie es, zog sich fertig an und flüsterte Airdantaa, ihrer Mutter, noch ein paar Worte zu, bedauernd auf den bunt gemusterten Wollvorhang schauend, hinter dem Krajin und Gabraal saßen. Er nahm sich dann noch einen Kanten Brot auf die Hand, packte sein Bündel und seine Sachen und ging. Er ging einfach mit Bercan Tibrand mit! Das durfte er doch nicht tun - heute war doch... er konnte doch nicht einfach....Die Tür klappte hinter ihm zu, und Irban Barilkian stieg zu Bercan Tibrand in den leichten Pferdewagen, um mit diesem in Richtung der Brücke zu verschwinden.!

Airdantaa trat vom Fenster fort und auf den Vorhang zu. Als sie den Vorhang nach links und rechts auseinanderzog knieten vor ihr auf der Strohmattatze zwei rotschopfige, fassungslose, langsam zornig werdende Kinder. Sie ruffelte ihnen durch die Haare.

„Morgen ist auch noch ein Tag, sobald Vater wiederkommt, wird er mit euch in den Wald gehen, das hat er mir versprochen.“, Airdantaa hoffte auf Einsicht, aber darauf hoffte sie bei diesen beiden vergebens. Sofort begannen die beiden zu lamentieren, ihnen hätte man ja schließlich auch etwas versprochen! Airdantaa seufzte, einer von beiden war immer sehr gut zu handhaben, aber die beiden hier zusammen, sie schaukelten sich immer gegenseitig hoch, daß einem da nicht die Hand ausrutschte, das war manchmal ein Wunder.

„Da hilft kein Lamentieren, heraus aus dem Bett, wo ihr schon einmal munter seid, heraus aus dem Bett, gewaschen und angezogen, dann könnt ihr mir helfen!“ Zumeist half die Androhung von Arbeit, die beiden wieder lammfromm werden zu lassen. Welcher Held hatte jemals Beete gießen oder Wolle zupfen müssen? Das war ja noch nie dagewesen!

Airdantaa entließ die beiden dann auch ziemlich schnell aus der Pflicht der häuslichen Hilfe. Noch waren die zwei zu klein und ungestüm, um ihr richtig zur Hand gehen zu können. Sollten sie doch ruhig noch etwas spielen. Erwachsen werden, das kam hier in Elek-Mantow, wie überall, noch früh genug.



Gabraal und Krajin liefen hinaus in die Gasse. Immer noch waren sie ihrem Vater böse, weil er sie so im Stich gelassen hatte. Sie liefen weiter und weiter, immer den Pfad an der Spalte entlang bis zu der großen Brücke. Zuerst hatten sie sich vorgenommen, sich hier reiche Leute anzugucken. Aber heute war nicht viel Verkehr auf der Brücke, und das Spiel wurde schnell langweilig. Noch dazu sollten sie immer in Sichtweite der Hütte bleiben, was sie im Augenblick auch schon großzügig ausgelegt hatten, aber zumindest den Kamin konnte man noch sehen!

Langsam trotteten die beiden dann wieder zurück zu der Hütte ihrer Eltern. Aus dem Inneren der Hütte konnten sie das rhythmische Klacken des Webstuhls und den melodischen Gesang ihrer Mutter hören, wie sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war.

Krajin kickte verärgert einen Kieselstein hinter einem streunenden Hund hinterher. Dann blickte er seinen Bruder von unter seinem Haarschopf heraus schelmisch an.

„Hm, Du, Gabraal... denkst Du, was ich denke?“, Krajin schaute seinen *kleinen* Bruder (Gabraal war nun einmal fünf Minuten jünger) herausfordern an.

„Ich glaube schon, aber ich denke lieber nicht daran, was mein Hintern...“, Krajin unterbrach ihn barsch.

„Du hast doch bloß Angst, kleiner Bruder, Angst davor, alleine in den Wald zu gehen. Du weißt schon, in *das Wäldchen*, das uns Vater verboten hat!“. Krajin prustete fast hämisch.

„Gabra-hal hat A-hangst, Gabra-hal hat A-hangst, hihhi!“, Gabraal sah seinen Bruder ganz ruhig an.

„Sag’ das noch einmal, Krajin, sag’ das doch einfach noch einmal...“. Krajin verstummte. Er kannte diese Stimmung seines Bruders, manchmal geschahen dann ganz seltsame Dinge. Milch wurde sauer, der Mutter rissen andauernd die Wollfäden, oder ein irdener Becher zerbarst. Bisher hatte das wohl noch niemand bemerkt, aber Gabraal wurde ihm dann richtig unheimlich.

„Ist...ist ja schon gut, ich hab’s doch nicht so gemeint, aber ich werde jetzt trotzdem in das Wäldchen gehen!“.

Trotzig stopfte sich Krajin die Hände in die Hosentaschen und marschierte los, in den hintersten Winkel des Gärtchens, das zu ihrer Hütte gehörte. Hier war ihr Schatz vergraben, unter einem losen Stein versteckt, in ein Stück Tuch ihrer Mutter eingeschlagen. Vorsichtig hob er das kleine Bündel aus bunten Wollfäden und sogar einigen Strängen Silber aus der Erde heraus und schlug die Enden auseinander. Einen Schatz erblickte er dort. In dem Tuch lagen einige Eisensonnen, die sie sich bei Tibrands „verdient“ hatten, eine Silbersonne die Gabraal auf dem Weg an der Brücke gefunden hatte, ein abgebrochenes Messer ohne Griff, eine richtige Spiegelscherbe, ein Stück Bindfaden, eine seltsame gedrehte Muschel, die bunte Feder eines Vogels, es war die Schatzkammer von Kindern.

Krajin nahm sich die Spiegelscherbe, das kaputte Messer und das Seil heraus. Die anderen Dinge legte er wieder sorgfältig zurück in das Loch, das er dann säuberlich wieder verschloß. Krajin kehrte noch einige Zweige und Kieselchen darüber, so daß auch ja niemand darauf aufmerksam werden sollte.

Gabraal konnte es kaum fassen, sein Bruder wollte wirklich in *das Wäldchen*, wo doch jeder wußte, daß dort böse Geister umgehen. Alle Kinder erzählten sich von den seltsamen Wesen, die dort lebten. Von den Kindern hatte sie noch keiner gesehen, aber die Holzfäller erzählten schon einmal davon. Auch die alte Jakla, die Frau von dem alten Kesselflicker Wingart,

erzählte den Kindern schon einmal solche Dinge. Und die alte Jakla mußte es doch wohl wissen, so alt wie sie war, da wußte sie sicher eine Menge - und hatte vielleicht schon wieder doppelt soviel vergessen. Noch dazu, wo Vater NEIN gesagt hatte! Gabraal stand noch immer in der Gartenecke und sah seinem Bruder fassungslos hinterher, der jetzt bereits auf die Gasse einbog.

Gabraal schaute sich noch einmal nach allen Seiten um, niemand schien die beiden Zwillinge zu beachten. Nun denn, dachte sich nun auch Gabraal mit einem seltsamen Gefühl im Bauch, wenn nicht mit ihrem Vater und in den richtigen Wald, so dann eben ohne ihn. *Der Wald* wartete auf sie, Abenteuer warteten auf sie, die Welt wartete auf sie.



Sie stiefelten gen Westen aus dem Städtchen hinaus, über einige spärliche Äcker in den ersten lichten Wald hinein. Ein Waldweg führte sie zu einer Stelle, an der sich die Bewohner von Elek-Mantow ihr Feuerholz holten. Hier gab es einen kleinen Holzeinschlag, einen Unterstand für die Arbeiter und einen Kohlenmeiler. Aber das war ja nicht der interessante Wald, das war ja noch nicht „das Wäldchen“.

Vor ihren Augen erhoben sich Eichen, Buchen, Erlen und auch Eschen, dazwischen wucherten die dornigen Ranken von Brombeeren, wohin das Auge nur blickte. Vielfach überwucherte Efeu die alten, toten Stämme und rankte sich teilweise bis in luftige Höhen die Stämme hinauf. Inmitten des Unterholzes schimmerte hier und da Wasser - Überreste des letzten Regens, hochsteigendes Grundwasser in natürlichen Senken und Hohlwegen, sowie alten Karrenspuren vom Holzeinschlag. Aber weiter hinten, da kam kaum jemand hin, da war noch *richtiger* Urwald. Und das schien wohl zu stimmen, die Karrenspuren verliefen sich nach wenigen hundert Metern und das Unterholz war dicht.

Die Kinder hielten auf einer kleinen Anhöhe und spähten in das Dickicht. Dort, dort hinten, da war *das Wäldchen*, ganz bestimmt. Denn obwohl jeder davon erzählte, schien keiner so genau zu wissen, wo es begann.

Der Weg sollte wirklich von diesem Hügelchen aus vorgeplant werden, denn immer wieder wurde der gedachte Weg versperrt von jungen Bäumen, Dornengestrüpp oder gerade noch unter Laub zu erkennendem Wasser. Hin und wieder machten sich die beiden gegenseitig, wie erfahrene Waldläufer, auf die Tücken und Gefahren des ein oder anderen Weges aufmerksam - dann aber stand die zu nehmende Richtung fest, und Gabraal trat einen Schritt in den Wald hinein auf efeubedeckten Grund...- nur um sofort zwei, drei Schritt zurückzutaumeln, maßlos erschreckt von dem Wesen, welches keine zehn Zentimeter vor und unter ihm aus den Ranken hervorschoß - es war... ein Kaninchen!

Gabraal setzte sich mit einem Ausruf des Erschreckens auf seinen Hosenboden, Krajin wäre von ihm beinahe auch noch umgerissen worden.

„Ein Kaninchen - bei allen Helden!“, lachte Krajin, „das arme Tierchen wird sich mehr erschreckt haben, als es dir jemals möglich sein wird!“ Das Tier, dem der ältere der beiden Zwillinge schmunzelnd hinterdrein blickte, verschwand jetzt am Rande eines Wildpfades, leise peitschende Geräusche hinterlassend, wann immer es durch das über den Boden wuchernde Efeu preschte.

Gabraal funkelte seinen Bruder an, mußte er ihn denn so auslachen? Für Gabraal stand eines fest, jetzt würde er in den Wald gehen - komme was da wolle! Er faßte sich wieder und trat

hinunter auf den etwas tiefer liegenden Waldboden, der leicht federnd seinem Gewicht nachgab.

So, Gabraal machte einen Schritt vorsichtig vor den anderen, hoch die Beine über die Brombeerranken hebend - die sich allerdings nicht um seine Bemühungen scherten und sich in seine Hosenbeine krallten, wo sie nur konnten.

Krajin stand noch immer am Rand, seinem Bruder nachblickend. Er zuckte mit den Schultern und tat es ihm nach. Langsam aber sicher erkämpften sich die beiden einen Weg über einen winzigen Wasserlauf hinweg. Es ging eine kleine „Landzunge“ hinauf und auf der anderen Seite -Vorsicht Dornenranken- wieder hinunter. Dann folgte ein weiterer Graben, trocken diesmal... nein, doch mit Feuchtigkeit! Es war gerade genug Wasser, um über den Rand ihrer Holzschuhe hinweg ihre Füße zu nässen, und im nachfolgenden Schritt den Schuh mit einem schmatzenden Saugen wieder freizugeben - widerlich...

Da, endlich, hatten sie ihren ersten Haltepunkt erreicht und sahen sich um. Sie standen am Ufer eines kleinen Tümpels, der ein fast wie Tee aussehendes Wasser beinhaltete, und auf dessen leicht windgekräuselter Oberfläche sich die Baumstämme spiegelten und altes Laub sich wiegte.

Krajin ging vorsichtig in die Knie, das Unterholz aufmerksam absuchend. Sein Blick glitt prüfend hin und her, nichts Auffälliges zu erblicken. Was erzählte man sich hier von Spuk? Es war einfach nichts Seltsames da! In diesem Augenblick knackte etwas im Unterholz, Gabraal zuckte zusammen und stieß den noch immer hockenden Bruder beinahe in den Tümpel. Krajin schreckte auf, hatte er da eine Bewegung im Unterholz wahrgenommen?

Auch Gabraal erhob sich und beobachtete die Umgegend, lauschte - nichts. Nur draußen vor dem Wald, hinter den Bäumen, da sang eine Lerche, wie von unendlich weit fort. Es war die erste dieses Jahr, fiel ihm auf.

Aber da - ein Geräusch von Osten her, wie... wie das Wimmern eines Kindes oder das Rufen eines verletzten Tieres. Eine leichte Gänsehaut rieselte ihnen den Rücken hinunter - begann es jetzt? Krajin wich zurück, trotz der aufsteigenden Furcht immer auf seinen Weg achtend. Auch Gabraal verspürte Furcht in sich aufsteigen, aber er wagte nicht, dies vor seinem Bruder zu zeigen. Krajin sollte sich nicht noch einmal über ihn lustig machen können.

Krajin blieb nun stehen, doch Gabraal bewegte sich weiter vorsichtig am Rande der leicht bräunlichen Flüssigkeit entlang. Hier, die Stämme der Bäume am Ufer. Sie grenzten den Tümpel ab wie eine Reihe Gitterstangen, die sich im Wasser spiegelnd fortsetzten, und so auch das Wasser einzusperren schienen. Ein abgestorbener Ast ragte in Gabraals Weg. Der Ast hatte sich mit einer Gabel über einem anderen Ast verfangen. Ein Griff, und der Ast war fort, allerdings zusammen mit dem Ast, auf dem er wer weiß wie lange bereits geruht hatte - das Holz war tot, morsch, und hatte dem leichten Zug des Jungen sofort splitternd nachgegeben.

Irritiert musterte Gabraal die Bäume ringsumher. Die das Innere dieses Wäldchens abgrenzenden Bäume waren alt, alt und groß. Im Inneren dieses Kreises standen weniger hohe als viel mehr jüngere Bäume und Buschwerk. Aber alles, bis auf das Efeu und wenige andere Pflanzen neben dem Gras, war scheinbar tot. Nun ja, es war ja auch gerade erst der Winter vorbei, dachte sich Gabraal - die Natur brauchte noch etwas Zeit - das Frühjahr kam erst noch...

In seiner Musterung der Umgebung wurde Gabraal wiederum von diesem seltsam klagenden Geräusch, diesem scheinbaren Rufen gestört, welches so leise mit dem Westwind

herübergetragen wurde. Halb fühlte er sich versucht, dem Geräusch zu folgen und seinen Ursprung zu erkunden, doch sein suchender Blick offenbarte ihm, daß er dabei mehrere Gräben und einen weiteren kleinen Tümpel zu überwinden oder zu umgehen hatte - und das war hier ein sehr schwieriges Unterfangen.

Krajin machte derweil eine Geste, als wolle er seinen Bruder am Ärmel zurückziehen. Er tapste einen Schritt in dessen Richtung und räusperte sich.

„Du,...Gabraal?“, Krajin machte eine Pause, er wirkte nun gar nicht mehr wie der mutige Mann, der er noch in Mutters Garten gewesen sein wollte. Gabraal spürte dies selbstverständlich, aber er würde den Teufel tun, und jetzt sagen, daß ihm ebenfalls nicht geheuer war. Außerdem hatte er da zwischen dem Efeu etwas entdeckt, das schien viel zu interessant, das mußte man doch mal näher begutachten.

Krajin wandte sich von seinem Bruder ab und in Richtung des Holzeinschlages. Fast war es, als spräche er zu sich selbst, um vor seinem Bruder nicht seine Furcht einzugestehen. „Gabraal? Ich..ich gehe jetzt wieder. Hier ist ja gar nichts Gruseliges. Hier ist es...langweilig! Ich gehe jetzt wieder zurück, vielleicht sind bei der alten Jakla ein paar Kinder, mit denen wir spielen können. Vielleicht ist ja auch Jagdar mit seinem Äffchen da. Kommst Du jetzt endlich?“

Krajin drehte sich in Erwartung einer Antwort zu seinem Bruder herum, doch der war - verschwunden. Voller Angst rief Krajin seinen Bruder, versuchte ihn mit den Augen zu erhaschen, doch er blieb verschwunden. Da sprang Krajin zurück auf den Weg, um in die Stadt zu laufen und Hilfe zu holen.

Gabraals Blick war auf eine Gruppe von Bäumen gefallen, die einen Tümpel im Westen begrenzten. Vor diesem Tümpel ragten zwei seltsame Steine aus dem Efeu empor, man konnte sie kaum sehen. Gabraal manövrierte sich vorsichtig an Brombeerranken und Schlammgräben vorbei, bis er zwischen den beiden seltsamen Steinen stand, die gerade wenige fingerbreit aus dem Efeu hervorlugten. Sie waren von seltsamen Spuren bedeckt, diese Kratzer und Kurven hatten nicht Wind und Wetter geformt. An der Wand des Tempels hatte er so etwas schon einmal gesehen, das waren Schriftzeichen. Irgendwann einmal, da würde er wohl lesen können, was auf diesen Steinen stand - aber ob er es dann auch verstünde? Wie in Gedanken fuhr er mit seinen schmutzigen Fingern die Linien entlang, immer und immer wieder. Lange mußte er dort zwischen den Steinen seinen Gedanken nachgehungen haben. Da, ein Stückchen des Gesteins, von Wind und Wetter in unendlichen Jahreswechselln bearbeitet, blieb in seinen Händen zurück. Es war grün, mit Einsprengseln in Silber und Schwarz, und es trug eine seltsame Rune darauf. Gabraal steckte es ein, ein Erinnerungsstück, mit dem er vielleicht vor den anderen Kindern angeben konnte, und trat durch die Steine hindurch, auf den zweiten, fast kreisrunden Tümpel zu.

Wo blieb nur Krajin? Gabraal drehte sich nach ihm um - sein Bruder war nirgends zu sehen. Ein heißer Schrecken durchfuhr Gabraal, sollte Krajin etwas zugestoßen sein? Nein, dann hätte er ja gerufen. Und hatte Krajin nicht etwas von der alten Jakla gemurmelt? Er war sicher zurückgelaufen. Eigentlich war das ja nicht die schlechteste Idee, er hatte ja nun bewiesen, daß er mehr Mut hatte als sein Bruder. Eigentlich könnte er ja jetzt auch zurückgehen - aber Krajin stand sicher hinter dem nächsten Baum, um ihn zu erschrecken! Nein, Brüderchen, nicht mit mir.



Gabraal trat näher an den Tümpel heran, unter ihm der saugende, schwere Boden, der seine Holzschuhe stellenweise nur mit einem gierigen Schmatzen wieder freigeben wollte. Vor den mit Efeu hoch umrankten, wie edle Säulen stehenden Baumstämmen befand sich das Wasser, fast wie ein vor Urzeiten gefertigtes und nun überwuchertes Becken. Bilder stiegen vor Gabraals Auge aus langsam aufsteigendem Nebel empor, Bilder, von denen er nicht wußte woher sie kamen und was sie bedeuten sollten. Dies war ein heiliger Platz, eine Art Altar aus einem großen Stein würde er dort unter dem Efeu finden, dann das Wasserbecken... Halb und halb erwartete er, eine weiß gekleidete Priesterin dort zwischen den Stämmen zu entdecken, das blondgelockte Haar mit Efeu bekränzt und einen Dolch in der Hand, um ein Waldtier uralten Mächten zu opfern.

Alles Blut wich ihm aus dem Gesicht, was dachte er denn da? Himmel - feige hin oder her, jetzt war ihm auch egal, ob Krajin hinter dem nächsten Baum stand und ihn rennen sah. Gabraal machte auf der Stelle kehrt und erkundete den von hier aus günstigsten Rückweg. Von seiner jetzigen Position aus war es am besten, dem Weg den er genommen hatte auch wieder zurück zu folgen. Und nun glaubte er, so oft er sich auf dieser Strecke umdrehte, neugierige Augenpaare in seinem Rücken zu spüren.

Wieder ertönte das leise wimmernde Geräusch, diesmal so nahe, daß Gabraal zusammenzuckte. Erstaunt sah er sich um, sah er hinter sich in die Höhe - der wiegende Wind verursachte das leise Geräusch! Ein Ast rieb über ein Stück totes Holz, welches sich in seinen Zweigen verfangen hatte, das Reiben des Holzes verursachte ein leises Quietschen, welches an Jammern gemahnen konnte.

Kopfschüttelnd arbeitete sich Gabraal weiter vorwärts. Es war ein sonniger Vormittag, man war schon fast erwachsene sechs Jahre alt, und man ließ sich von alten Ästen und Ammenmärchen ins Bockshorn jagen - albern.

Wieder griff eine Brombeerranke nach seinem Hosenbein, trotz der großen Vorsicht, die Gabraal walten ließ, dürfte seine Mutter bei dem Anblick dieser Hose ziemlich wütend werden. Während er sich noch bückte um seinen Hosenstoff zu befreien, vorsichtig mit den Fingerspitzen pflückend, sah er auf der Wasseroberfläche kleine Bläschen aufsteigen - Bläschen? Er richtete sich schnell auf und trat einen Schritt an das Wasser heran, beinahe wäre er auf dem weichen Erdboden ausgerutscht und in den Tümpel geglitten - gerade daß er sich noch fangen konnte. Wo waren hier Luftbläschen gewesen? In diesem Tümpel konnte es doch keine Fische geben, oder? Jetzt sah sie er nichts mehr, das teegleiche dunkle Wasser ließ ihn nicht bis auf den Grund des Tümpels schauen. Und obschon er es besser zu wissen glaubte, hatte er das Gefühl, dieser Tümpel würde, wenn er eine Stange hineinsteckte um seine Tiefe auszuloten, ihn in eine bodenlose Tiefe ziehen.

Gabraal schritt wieder auf seine eigentliche Route zurück, durch die beiden Steine hindurch!

Gabraal kämpfte sich Stückchen für Stückchen in Richtung der Anhöhe bei dem Holzeinschlag voran. Nur noch ein paar Tritt, und der Weg, der Sonnenschein, offener blauer Himmel und Äcker, Weiden und die Stadt rückten wieder in greifbare Nähe. Seltsam, sofort war es ihm, als könne er freier atmen. Tief holte er Luft, und erst jetzt fiel es ihm auf, wie sehr die Luft nach Humus und verrottendem Laub roch, ein modriger Geruch, den er von nun an nicht besonders mögen würde.

Eine Gänsehaut rieselte ihm über den Rücken, als er einen letzten großen Schritt machte, der ihn eigentlich endlich auf die Anhöhe bei dem Holzeinschlag zurück bringen sollte. Irgendwie

hatte er in der Vorfreude nicht genau darauf geachtet wo er seinen Fuß hinstellte. Feuchtes Laub glitt unter dem Holzschuh über nasses Erdreich, und er geriet ins Taumeln. Geistesgegenwärtig griff er neben sich - und fand Halt an einem Busch, der, leider, mit Brombeergestrüpp umwuchert war. Lautstark fluchend, wie er es von den Fuhrknechten manchmal gehört hatte, fing er sich wieder und betrachtete seine Hand. Zwei lange Kratzer, wie die Spuren von Krallen eines seltsamen Tieres, zierten seinen Handrücken, langsam sickerten kleine Blutstropfen hervor. Er fluchte nochmals, leckte sich das Blut von der Haut, und trat hinaus auf den Weg.

Einige Meter vor sich sah er Krajin laufen, wie von Furien gehetzt, den er seltsamerweise bis zu diesem Augenblick nicht bemerkt hatte. Er rief seinen Bruder, der wie erstarrt stehen blieb. Dann drehte er um, lief auf Gabraal zu und knuffte ihm in die Rippen.

„Wo warst Du? Konntest Du nicht antworten? Ich habe mir Sorg... ich habe mir schon Gedanken gemacht, wo ich jetzt jemanden zum Spielen finden kann - du wolltest ja lieber im Schlamm herumhopsen!“ Krajin sah richtig besorgt aus, und Gabraal hatte schon gedacht, Krajin wollte ihn erschrecken und hereinlegen. Gabraal grinste, „Und ich hab’ doch viel länger im Spukwald ausgehalten als DU!“, rief er, knuffte seinen Bruder zurück und rief: „Du bist - und wer als letzter bei Rominas Ramschladen ist, ist eine feige Nuß!“ Und damit rannte er los, seinen Bruder im Schlepptau.



Dunkle, aufmerksame Augen verfolgten das kleine große Menschwesen auf seinem Weg durch die Brombeeren. Dunkle, aufmerksame Augen sahen zu, wie es die Torsteine streichelte, in sein Heim eindrang, zum ewigen Wasser ging und wieder zurück in „das-Licht-das-weh-tat“. Aber er durfte ihm ja nichts tun, es hatte ja ein Stück des Torsteines dabei, schade, er durfte ihm ja nichts tun, durfte es nicht...Und eine kleine, krallenbewehrte und blutbefleckte Klaue hielt ein glückloses Kaninchen mit zerfetzter Kehle fest in den Efeu gepreßt...

ENDE

## Vollkommene Rache

Jörg Hugger

Es war stockfinster. Nur wenige Lichtreflexe entfernter Fackeln verirrten sich bis hierher, und das Licht der Monde drang kaum durch den Nebel, der am Abend aufgekommen war.

Bartek befand sich in einer engen Gasse der Unterstadt. Vor einem halben Jahr hätte ihn der aufdringliche Fäkaliengestank in Ohnmacht fallen lassen. Doch mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt. Seine Kleidung aus der Oberstadt war in den letzten Monaten zu bloßen Lumpen geworden. Löchrig hing sie ihm in Fetzen vom Leib. Seit Monaten war sie nicht mehr gewaschen worden. Sie starrte vor Schmutz und Dreck.

Langsam schob sich Bartek an einer Mauer entlang. Er versuchte, in dem kotdurchsetzten, knöcheltiefen Schlamm keine verräterischen Geräusche zu verursachen. Bartek war erst 13 Jahre alt, aber im Gegensatz zu den anderen jungen Dieben des Rattenlochs hatte er diesen nächtlichen Coup ziemlich genau geplant. Natürlich verschlossen die Bewohner der Unterstadt nachts ihre Fensterläden, wenn sie nicht sowieso schon durch Gitter gesichert waren. Dies galt insbesondere für die tieferliegenden Fenster.

Barteks wertvollster Besitz war ein Seil, an dem ein primitiver Enterhaken am Ende befestigt war. Damit verdiente er sich seinen Lebensunterhalt. Die ersten Wochen in der Unterstadt hatte er es mit ehrlicher Arbeit versucht. Doch er war damals ein fettleibiger und dazu noch arroganter und schwächerer Oberstadtschnösel gewesen. Das hätte er sich natürlich nie eingestanden, aber niemand wollte ihn auch nur für die geringste Tätigkeit. So hatte er auf illegalem Wege versuchen müssen, zu überleben. Jetzt war er abgemagert, fast unterernährt.

Jedes Detail des Hauses hatte sich Bartek während seiner unauffälligen Beobachtungen am Tage eingeprägt. So wußte er auch ziemlich genau, wohin er den Enterhaken schleudern mußte. Er hatte die markante Stelle gefunden, die er sich dazu ausgesucht hatte. Er begann zu schwitzen. Es war nicht zu vermeiden, daß der Haken beim Auftreffen ein Geräusch machen würde. Wenn die Bewohner einen leichten Schlaf hatten, so mußten sie es hören. Daß sie keinen Wachhund hielten, das wußte Bartek fast mit Gewissheit.

Der erste Wurf erzeugte ein Krachen und Scharren auf dem Dach, daß Bartek erschrocken zusammenfuhr. Zu allem Überdruß klatschte der Enterhaken neben ihm wieder in den weichen Boden. Er wußte nicht, ob dies schon zu laut gewesen war, so daß die Bewohner aufgewacht waren. Am liebsten wäre er davongerannt. Doch sein Magen knurrte. Es gab keine Alternative, wenn er nicht verhungern wollte. Er wartete eine Weile, ob sich im Innern des Hauses etwas regte. Es blieb ruhig.

Der zweite Wurf führte zum erhofften Erfolg. Der Enterhaken saß fest. Bartek konnte sich nicht darüber freuen, denn er wußte, daß er noch lange nicht sein Ziel erreicht hatte.

Jeden Abend kontrollierte er ein Dutzend Häuser oder mehr, ob Fensterläden in den oberen Stockwerken nicht geschlossen wurden. Dies war nur selten der Fall. Doch ein erfolgreicher Einbruch konnte Bartek für Wochen über Wasser halten. Vor einer Stunde noch war aus einem Seitenraum, dessen Läden verschlossen waren, Licht in das ausgesuchte Zimmer gefallen. Bartek hatte gröhrende Gesänge zweier Betrunkener gehört. Diese hatten in ihrem Rausch offensichtlich vergessen, die Läden des Nebenraumes zu schließen.

„Wenn sie so nachlässig sind, so ist es ihre eigene Schuld, wenn sie ausgeraubt werden“, sagte sich Bartek in Gedanken. In dieser Welt -und insbesondere in der Unterstadt von Elek-Mantow- beging man keinen Fehler ungestraft. Verbittert fragte er sich, welchen Fehler er begangen hatte, daß er nicht mehr in der Oberstadt wohnen durfte. Natürlich war es nicht sein Fehler, denn er war erst dreizehn. Nein, es war auch nicht der Fehler seiner Mutter oder seines nun toten Vaters. Es war allein der Fehler eines einzigen Mannes. Eines Mannes, der diesen Fehler noch bitter bereuen würde. Das schwor sich Bartek.

Der Haß gab ihm die Kraft, sich schnell an den Knoten des Seils die Mauer hochzuziehen. Geschickt, fast elegant wie eine Katze, glitt er durch das offene Fenster in das Gebäude. Sein Puls raste durch die Anstrengung. Er wollte sich auch nicht mit der Zeit beruhigen, denn Bartek wußte, daß sein Bruch nun in die entscheidende Phase ging. Wenn man ihn jetzt erwischte, so würde man keine Gnade mit ihm zeigen. Einbruch wurde schwer bestraft, wenn man ihn der Stadtwache übergab. Es kam aber auch oft vor, daß die Hausbesitzer mit dem Einbrecher kurzen Prozeß machten. Bartek war sich darüber klar, daß er in einem Handgemenge als Dreizehnjähriger kaum eine Chance hatte. Da er keine Waffe besaß, blieb ihm in diesem Falle nur die Flucht. Wenn der Hausbesitzer geistesgegenwärtig das Seil zerschnitt, konnte er sich dabei den Hals brechen.

Das adrenalingeschwängerte Blut pochte ihm in den Ohren. Er konnte im Raum kaum etwas erkennen. Jede Bewegung konnte dazu führen, daß er etwas umstieß und man auf ihn aufmerksam wurde. Vorsichtig kauerte er sich nieder und tastete den Boden vor sich ab. Er fand Stuhl- und Tischbeine. Seine Hände tasteten behutsam ein Tischbein nach oben und gelangten auf die Tischplatte. Unverhofft warf er einen Gegenstand zu Boden.

Das verursachte Geräusch war fürchterlich. Doch noch lauter waren die Pulsschläge seines Herzens. Wie ein Donnern wallte das Blut durch seine Adern. Er war nicht zum Einbrecher geboren. Er hätte zu dieser Stunde in seinem großen, weichen Bett in der Oberstadt liegen sollen.

Wider erwarten blieb es ruhig im Haus. Bartek tastete nach dem Gegenstand, der hinuntergefallen war. Dabei war er äußerst vorsichtig, um nicht noch mehr Lärm zu machen. Das war gut so, denn das Ding stellte sich als ein langer, äußerst scharfer Dolch heraus. Das war die erste Waffe, die er bei seinen Beutezügen in die Hand bekam. Und er wußte schon, wem er sie in den Leib rammen würde. Es würde der Mann sein, der seine Familie ins Elend gestoßen hatte.

Die Rachegeleüste ließen fast seinen Hunger vergessen, der ihn zum Einbruch veranlaßt hatte. Doch dieser Hunger traf ihn wie ein mörderischer Schlag, als er den Geruch von Wurst wahrnahm. Er wußte nicht genau, ob es Salami oder Schinken war, und er wußte auch nicht, wo der Geruch herkam, doch allein der Gedanke an Wurst machte ihn halb wahnsinnig. Er mußte sofort seine Zähne in die fettige, frische Wurst schlagen. Zu lange schon hatte er nicht mehr vernünftig gegessen.

Seine Nase konnte die Richtung nicht bestimmen. Der Gestank des Rattenlochs hatte sie zu lange gequält. Und nun quälte sie Bartek mit Wurstgeruch, der von überall her zu kommen schien. Gierig fingerte er über die Tischplatte. Schmutziges Geschirr und geleerte Gläser füllten den Tisch.

Seine Hand faßte einen unscheinbaren Lederbeutel.

„Volltreffer!“ hätte er beinahe gerufen. Es war ein gefüllter Geldbeutel. Vermutlich war es nicht sehr viel, aber für Bartek war jede Münze ein Vermögen wert.

Die Wurst war nicht auf dem Tisch, sondern auf einer Ablage einen Sprung weiter. Dort fand er auch hartes Brot. Bartek verwandelte sich vor den Lebensmitteln in ein gedankenloses Tier, das nur noch ein Ziel kennt: den Hunger zu stillen. Zu lange schon hatte er dahingedarbt. Er konnte nicht mehr warten. Der Magen mußte gefüllt werden. Sein Speichel verwandelte das feste, alte Brot in einen wohlschmeckenden Brei. Dazu gesellte sich die fette Wurst, deren Schimmel er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Er hatte selbst in der Oberstadt nie so gut gegessen. Noch ein Biß...

Eine Tür wurde aufgerissen. Licht blendete ihn. Der Schlag kam sofort. Eine riesige Pranke traf Bartek mitten ins Gesicht. Er wurde nach hinten geschleudert und kam auf dem Rücken zu liegen.

Der etwa vierzigjährige Mann, der ins Zimmer gestürmt kam, stellte seine Petroleumlampe auf den Tisch und suchte dort nach dem Dolch.

Bartek wollte sich aufrappeln.

„Du elender Dieb!“ schrie der stämmige Mann, als er weder seinen Dolch noch seine Geldbörse fand. Mit voller Wucht trat er mit seinem rechten Bein zu.

Bartek wurde am Brustkorb getroffen und prallte hart gegen eine Kommode. Schmerz überflutete ihn. Er wußte, daß ihn der nächste Schlag bewußtlos machen würde. Mit letzter Kraft sprang er auf, Richtung Fenster.

„Hier geblieben, Bürschchen!“ donnerte die Stimme.

Kurz vor dem Fenster bekam der Mann Barteks Kleider zu fassen. Bartek schleuderte das Stück Wurst, das er noch in Händen hielt aus dem Fenster und Griff flink nach dem Dolch.

Der Mann sprang hastig zurück. Vor dem scharfen Dolch hatte er zu großen Respekt.

„Gib mir das Messer, Junge!“ bat er zu Barteks Überraschung mit völlig sanfter und freundlicher Stimme. „Mach keine Dummheiten.“

Bartek wich zum Fenster zurück und wollte hinausklettern.

„Dann eben nicht!“ schrie der Mann und packte einen Stuhl. Doch da war Bartek schon hinaus.

„Du Hurensohn!“ hörte Bartek den Mann gröhlen, während er so schnell er konnte abstieg. Dabei riß er sich am Seil die Handinnenfläche wund. Auf halbem Weg schlug ihm der schwere Stuhl auf die linke Schulter und riß ihn in die Tiefe. Unsanft kam er auf. Er konnte glücklich sein, daß er sich nur einen Fuß verstauchte und die Hose aufriß.

„Ich habe dein Gesicht gesehen!“ rief der Mann oben vom Fenster herunter. Er schwenkte wild die Petroleumlampe. Sein eigenes Gesicht war blutunterlaufen vor Wut. „Niemand bestiehlt mich ungestraft. Die Unterstadt ist klein. Ich werde dich finden...“ Jetzt lachte er plötzlich. „Ja, ich werde dich finden. Und ich werde dich töten!“

Im Schein der Lampe fand Bartek die Wurst schnell, bevor er davonrannte.

„Du wirst dir noch wünschen, nie bei mir eingebrochen zu sein! Ich werde dich abstechen wie eine Sau. Das habe ich schon mit ganz anderen gemacht...“ Lange noch hörte Bartek die üblen Verwünschungen in seinen Ohren klingen, bis er endlich weit genug weg war.

Völlig entkräftet schleppte er sich in seinen Unterschlupf, der aus ein paar armseligen Brettern bestand, die an eine Mauer lehnten. Jede Hundehütte in der Oberstadt war komfortabler.

Er hatte ein Stück Wurst, einen Dolch und einen Beutel Geld erobert. Dabei hatte er sein kostbares Seil mit dem Enterhaken verloren. Außerdem war sein Fuß verstaucht, seine Knie aufgeschürft und vielleicht ein paar Rippen angebrochen. Sein Gesicht war blutig geschlagen, und die Schulter schmerzte höllisch. Aber er war davongekommen. So knapp war es noch nie gewesen. Aber so ausgehungert hatte er auch noch nie einen Raubzug durchgeführt.

Er hatte es einmal mit Betteln versucht, doch da er Kleidung aus der Oberstadt trug, hatte ihm niemand etwas gegeben. Die Leute aus der Oberstadt wurden in der Unterstadt gehaßt. Schon allein deshalb hatte er keine Freunde unter gleichaltrigen in der Unterstadt finden können. Und seine ehemaligen Freunde aus der Oberstadt wollten natürlich nichts mehr von ihm wissen, seitdem er in der Unterstadt wohnte. Schöne Freunde waren das.

Unglücklich und mit Tränen vor Schmerz und Einsamkeit schlief er ein.

Er schlief lange in den nächsten Tag hinein.

Der Nebel war wieder dick und undurchdringlich. Alles war naß. Bartek fror. Er konnte sich kaum bewegen, ohne Schmerzen zu empfinden. Er beschloß die Hälfte der Wurst zu essen, damit er wieder zu Kräften kam. Obwohl sie im Licht schrumpelig und unappetitlich aussah, mußte er sich zwingen, ein Drittel davon aufzuheben. Dann öffnete er den Geldbeutel.

Die Enttäuschung war groß. Dreißig Eisensonnen befanden sich in dem Säckchen. Das war nicht viel.

Aufgrund der gegen ihn ausgestoßenen Drohungen beschloß Bartek das Stadtviertel des gestrigen Raubzuges eine Weile zu meiden. Der Mann hatte sein Gesicht deutlich sehen können. Und daß mit ihm nicht zu spaßen war, das fühlte Bartek am ganzen Leib. Es mochte gut sein, daß in ein paar Wochen die Erinnerungen verwischt waren. Insbesondere brauchte er neue Kleider. Er brauchte eigentlich alles, alles was er in der Oberstadt gehabt hatte.

Wieder wallte der Haß in ihm auf. Er hätte auch zu seiner Mutter gehen können. Doch er hatte sich von ihr getrennt. Nie mehr wollte er etwas mit ihr zu tun haben. Und ihr Geld wollte er erst recht nicht. Sie arbeitete nun nach Vaters Tod in einem Bordell. Bartek hatte sie beschimpft, hatte versucht, sie davon abzuhalten. Es hatte nichts genützt.

Nein, lieber würde er sterben, als wieder mit seiner Mutter zu reden. Bartek hatte auch noch einen Bruder. Doch diesen hatte er seit Monaten nicht mehr gesehen. Er war erst zehn Jahre alt und war damals nach dem Tod des Vaters davongelaufen. Wahrscheinlich war er längst tot oder versklavt.

Bartek beschloß, sich nun neue Kleider zu besorgen. Und er wußte auch schon, wo er welche bekommen würde: in der Straße der Verlierer. Dort war immer wieder eine Leiche zu finden. Bisher hatte sich Bartek davor gescheut, so zu „neuen“ Kleidern zu kommen. Aber je länger er im Rattenloch lebte, desto abgehärteter, gefühlloser und rauher wurde er. Schon lange war er innerlich kein Kind mehr, das er mit dreizehn Jahren eigentlich körperlich fast noch war. Aber eine unbeschwerte Kindheit gab es im Rattenloch nicht.

Er humpelte davon in Richtung Straße der Verlierer. Er war noch nicht weit gekommen, da kam er an einer Frau vorbei, die ihn mitleidig musterte.

Er war schon an ihr vorüber, als sie ihn anrief:

„He, Junge!“

Bartek drehte sich langsam um. „Ja?“

Sie musterten sich gegenseitig. Die Frau hatte braunrote, gelockte Haare, trug ein altes Wolltuch und machte auf Bartek einen fast liebenswürdigen, freundlichen Eindruck. So jemanden traf man selten, weder in der Oberstadt noch in der Unterstadt.

„Du siehst zerschunden aus“, stellte sie richtig fest.

Bartek war sich klar, daß er ein kläglicher Anblick war. „Und? Ich schlage mich schon durch“, meinte er, wobei er sich bewußt war, daß wieder einmal seine arrogante Art durchschlug. Er war nun einmal in der Oberstadt geboren, auch wenn er jetzt hier leben mußte.

„Ich bin eine Heilerin“, sagte sie, ohne seinen unfreundlichen Tonfall bemerken zu wollen.

„Ich kann dir helfen.“

Bartek fühlte die Schmerzen an seinem Körper und hätte sich ihr am liebsten in die Arme geworfen. Doch er konnte das Geld nicht der Heilerin geben. Er brauchte es für Nahrung oder ein neues Seil. Seine Wunden konnten so verheilen. Deswegen sagte er nur: „Ich habe kein Geld.“

Die Reaktion der Heilerin verwirrte ihn. Anstatt weiterzugehen, erwiderte sie: „Du kannst es bei mir abarbeiten.“

Das Angebot war verlockend. Andere Kleidung konnte er sich später immer noch besorgen.

„In Ordnung.“

„Folge mir“, bat die Heilerin. „Ich heiße übrigens Sarjana. Und du?“

„Ich bin Golian Bartek.“ Vor einem halben Jahr war er noch stolz auf seinen Namen gewesen. Die Barteks waren eine Familie aus der Oberstadt. Nun war es keine Familie mehr. Der Vater war tot, die Mutter im Bordell und der Bruder war verschwunden. Aber all das sagte er der Heilerin nicht, als sie ihn nach seinen Kleidern aus der Oberstadt befragte.

Sarjana bewohnte eine breite, geduckte und dunkle Hütte mit einem steil abfallenden Dach. Vor einem halben Jahr hätte er Hühnerstall dazu gesagt, doch verglichen mit seinem derzeitigen Unterschlupf war es ein Palast.

Ein schwächlicher, lächelnder Jüngling stand an der Tür und grüßte sie mit einem fragenden Blick: „Hallo!“

Sarjana stellte sie vor: „Das ist Golian und das ist Aramar. Aramar ist ein Zauberer. Er hält sich zumindest für einen.“

Aramar lachte auf. „Und hat sie dir auch gesagt, daß man sie überall die Katzenhexe nennt?“ Aramar fuhr sich durch seinen dürftigen blonden Kinnbart. Er war etwas älter als Bartek. Doch Bartek mochte seine sympathische Art sofort. Er blieb draußen, als Sarjana und Bartek nach innen gingen.

Eine Katze huschte an Bartek so schnell vorbei, daß er kaum einen Blick auf sie werfen konnte. „Die hat es aber eilig.“

„Sie hatte schon immer ihren eigenen Kopf. Magst du Katzen?“

Letzten Monat hatte Bartek eine fangen können. Sie war alt gewesen aber ihr Fleisch hatte gut geschmeckt. „Ich mag Katzen sehr“, antwortete er.

Sarjana hatte einen erblindenden Spiegel geholt und hielt ihn Bartek hin. Er erblickte ein blutverkrustetes Gesicht, das er kaum als sein eigenes erkannte. Der Schlag ins Gesicht in der Nacht hatte überaus deutliche Spuren hinterlassen. Bartek wollte nicht daran denken, was aus ihm geworden wäre, wenn der Mann bewaffnet gewesen wäre. Und er wollte erst recht nicht daran denken, was geschehen könnte, wenn er ihn wiedertreffen würde. Das war sein Berufsrisiko.

Sarjana begann, mit einem Kräuterwasser, das Gesicht von Bartek zu waschen.

„Was muß ich für diese Behandlung für dich tun?“ fragte er sie.

„Ein wenig auf meine Katze aufpassen“, antwortete sie.

„Das ist leicht“, meinte Bartek.

„Ich meine nachts, wenn sie draußen ist.“ Sie wurde plötzlich ärgerlich. „Es gibt Leute, die Jagd auf Katzen machen.“

Sofort fühlte sich Bartek schuldig. In der Oberstadt hätte er nie irgend einer Katze etwas zu Leide getan. Aber hier mußte er jede Möglichkeit nutzen, um an etwas Eßbares zu kommen, sonst würde er verhungern.

Die Behandlung Sarjanas war eine Wohltat für Bartek. Er hatte keine wirklich ernsthafte Verwundung, aber er hatte sich sehr schlecht gefühlt, bevor er zu ihr gekommen war. Nun ging es ihm hervorragend. Fast mochte er zugeben, daß es ihm im Rattenloch noch nie so gut gegangen war, wie in den Händen dieser Heilerin.

Gerade war sie fertig, da fiel Barteks Blick auf eine kleine Phiolen auf einem der hinteren Regale. Wo Platz in der Hütte war, waren Regale angebracht, auf denen Kräuter, Extrakte, Heilmittel und Salben dicht gedrängt nebeneinander standen. Da Bartek aus der Oberstadt kam, konnte er lesen. Die Phiolen, die ihn plötzlich so sehr interessierte, hatte die Aufschrift: „Curare - Vorsicht giftig!“

Bartek dachte an den Mann, den er töten würde. Er hieß Kam Tak. Er war ein stadtbekanntes, skrupelloser Meuchelmörder. Bartek war nicht dumm. Er wußte, daß er erst dreizehn Jahre alt war. Zudem war er im Gegensatz zu Kam Tak nicht kampferprobt. Nun hatte er zwar einen hervorragenden, scharfen Dolch, doch das reichte nicht aus. In einem offenen, fairen Kampf wäre er mit Sicherheit unterlegen. Doch wenn die Klinge Barteks mit einem starken, schnellwirkenden Gift benetzt war, so verschob sich das Kräftegleichgewicht erheblich. Eine winzige Verwundung würde genügen, um Kam Tak zu erledigen. Und eine kleine Verwundung traute sich Bartek aufgrund seiner Schnelligkeit auf jeden Fall zu. Notfalls konnte er Kam Tak den Dolch ins Gesicht schleudern und davonlaufen.

„Ich will diese Phiole!“ sagte Bartek mit fester Stimme. Er nahm sie und zeigte sie Sarjana. Als diese die Beschriftung erkannte, zuckte sie wie vom Blitz getroffen zusammen. „Stell das weg!“ befahl sie. „Das ist gefährlich.“

Doch Bartek gehorchte nicht. Ihre heftige Reaktion bestärkte ihn im Glauben, das richtige Gift für seine Zwecke in Händen zu halten. „Ich werde dafür bezahlen.“

Er streckte ihr den Geldbeutel hin.

Sie beachtete ihn nicht. „Was willst du damit anfangen? Mit dem Zeug kannst du nur Unheil anrichten. Du weißt gar nicht, wie gefährlich das ist. Das ist kein Spielzeug.“

„Umso besser.“ Bartek war jetzt entschlossen, das Gift nicht mehr herzugeben. „Wie schnell wirkt das?“ fragte er.

Sarjana war nervös. „Curare führt innerhalb von Sekunden zum Tod, wenn es ins Blut gerät. Also stell es wieder hin.“

Mehr brauchte Bartek nicht zu wissen. Er warf ihr den Geldbeutel hin und rannte zur Tür. „Laß das hier!“ rief Sarjana. „Ist das der Dank dafür, daß ich dich behandelt habe?“

Bartek war schon draußen, als er zurückrief: „Ich komme wieder und passe auf deine Katze auf so lange wie du willst. Ich muß zuerst noch etwas erledigen.“

Er ließ eine über seinen schnellen Abgang total überraschte Heilerin zurück.

Bartek hatte nun nur noch ein Ziel: Kam Tak. Der Meuchelmörder würde den heutigen Abend nicht mehr erleben, dessen war sich Bartek sicher. Bartek war jung und schnell. Ein kleiner Kratzer mit dem giftigen Dolch - und aus war es mit Kam Tak. Es war nur schade, daß Bartek den guten alten Kam Tak nicht lange zu Tode foltern konnte. Sein Licht würde binnen Sekunden ausgelöscht sein.

Bartek lachte. Ja, so gut hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Sicher lag es an der Behandlung der Heilerin. Aber in erster Linie freute ihn das baldige Ableben seines verhaßten Feindes.

„Ein kleiner Kratzer nur Kam, und du bist erledigt“, summte er ständig vor sich hin auf dem Weg zur Kaschemme Totenkopf, wo Kam Tak in der Regel anzutreffen war.

Dann, wenige Sprung vor der Kaschemme, hielt er plötzlich unsicher an. Er hatte überhaupt keinen Plan. Schließlich konnte er nicht einfach an den Tisch gehen, an dem Kam Tak immer alleine saß, und dem Mann das Messer in die Brust stoßen. Die Reaktionsschnelligkeit des Meuchelmörders durfte nicht unterschätzt werden. Außerdem fiel ein dreizehnjähriger Junge in so einem verrufenen Lokal auf. Kam Tak wäre bestimmt innerlich alarmiert.

Am besten wäre es, den Meuchelmörder im Schlaf zu erledigen. Dessen war sich Bartek sicher. Aber jemand wie Kam Tak wußte, wie er seinen Schlaf abzusichern hatte: Fenster und Türen verschlossen, Fäden in der Dunkelheit unsichtbar zwischen Flaschen aufgespannt, so daß sie bei Berührung umfielen und Lärm verursachten. Wer wußte, welche Tricks Kam Tak alle auf Lager hatte.

Bestimmt waren es eine Menge.

Noch besser war es, ihm plötzlich gegenüberzustehen und den Überraschungsvorteil auszunutzen.

Und dann war er da: Kam Tak! Wie immer trug er seinen schäbigen Panzer aus gehärtetem Leder mit den vielen Flickern, seine Kettenhandschuhe und das schwarze Schwert.

Bartek hatte plötzlich Angst. Er wollte sie überwinden, den Dolch ziehen, und auf Kam Tak einstechen. Doch im letzten Augenblick fiel ihm ein, daß er das Gift noch gar nicht angebracht hatte. Also verschonte er den Meuchelmörder noch ein letztes Mal.

Mit großem Abstand folgte er ihm, bis er ihn in einem Bordell verschwinden sah. Es dämmerte schon. Bartek träufelte das Gift auf seinen Dolch und verschmierte es sorgfältig auf der Schneide. Dabei war er in höchstem Maße darauf bedacht, sich nicht selbst zu verletzen.



Was für eine Farce wäre es, wenn er sich bei der Präparierung der Waffe selbst töten würde. Bartek lachte auf.

Es dauerte lange, bis Kam Tak das Bordell wieder verließ. Es war tief in der Nacht.

Bartek war ungeduldig und fror.

Bartek wußte nicht, in welchem Bordell seine Mutter ihrem schmutzigem Geschäft nachging. Sie kannte den Mörder ihres Mannes im Gegensatz zu Bartek nicht. Der Gedanke, daß sie sich Kam Tak vielleicht sogar hingeben würde, war für Bartek absolut unerträglich. Schon deswegen würde Kam sterben müssen.

Da war er wieder! Er ging in Richtung der Straße der Verlierer. Dort würde er das Leben verlieren.

Bartek folgte ihm geschickt. Kam Tak merkte nichts von dem nahenden Unheil. Die Dunkelheit würde Barteks Überraschungsvorteil noch verstärken.

Bartek überholte ihn auf einem Seitenweg. Wenn Kam Tak nun nach rechts einbog, würde er in die Falle laufen. Er würde in sein Verderben rennen wie ein Kalb im Schlachthof.

Bartek zitterte am ganzen Körper. Dies waren die entscheidenden Sekunden. Es war heute sein Glückstag. Das wußte er. Er würde den Feind seiner Familie auslöschen.

Er hob den Arm mit dem vergifteten Dolch.

Kam Tak nahm den Weg nach rechts und stand nun vor Bartek.

Es war eine der wenigen klaren Nächte in Elek-Mantow. Die Monde schienen auf die beiden herab. In Kam Taks Augen blitzten sie gefährlich auf.

„Du bist Kam Tak! Du hast meinen Vater getötet und unsere Familie ruiniert. Jetzt bist du des Todes.“ Bartek erwartete, daß Kam Tak nun wenigstens eine Entschuldigung versuchen würde. Aber in Wirklichkeit sagte er es, weil er hoffte, daß sein Feind um Gnade und Vergebung winseln würde. Zu schön wäre es gewesen, den Mörder vor sich auf den Knien liegen zu sehen. Er sollte um sein Leben betteln!

Kam Tak tat nichts dergleichen.

„Geh weg Junge. Es war eine Arbeit, für die ich Geld bekam. Es reicht, wenn ich einen aus deiner Familie tötete.“

Das war ein Gedanke, der dem Jungen noch nie gekommen war, sonst hätte er nach den Hintermännern gefragt. Er war aber nicht mehr in der Lage vernünftig zu denken.

Jetzt gab es nur noch eines: entweder Kam Tak oder Bartek.

Die Entscheidung für ihn war längst gefallen. Kam Tak würde sterben und Bartek würde leben. Bartek war wütend, weil dieser Kam Tak ihn nicht für voll nahm und nicht begreifen wollte, in welcher Gefahr er sich befand. Der kleinste Ritzer mit seinem scharfen Dolch würde den gefürchteten Meuchelmörder binnen Sekunden dahinraffen.

Genug gequatscht, dachte sich Bartek und stieß zu.

Alles ging sehr schnell.

Barteks vergifteter Dolch stieß vor, aber Kam Tak wich mit einer pendelnden Bewegung aus. Bartek begriff sofort, daß er Kam Tak weit unterschätzt hatte. Es war ihm nicht möglich, Kam Tak mit dem Dolch zu berühren, geschweige denn, ihn zu verletzen. Doch diese Erkenntnis kam Bartek zu spät.

Bartek kam noch kurz der Gedanke an eine schnelle Flucht, doch da überwältigte ihn schon der Schmerz. Der Schmerz traf ihn mit solch einer Wucht und Heftigkeit, daß er nicht wußte, woher er kam.

Doch so heftig der Schmerz auch war, so schnell ging er auch wieder vorüber. An seine Stelle trat eine unwirkliche Leere.

Zunächst noch sah Bartek Kam Tak ganz nah vor sich stehen, dann verschwamm das Bild vor seinen Augen. Der Moment schien ewig zu dauern. Bartek fühlte Kams Anwesenheit wie ein Schatten vor sich. Kam Tak war ganz nah, als wolle er nicht mehr von ihm weichen. Jetzt

fühlte Bartek wieder Schmerz. Aber es war nicht sein Schmerz. Es war der Schmerz Kam Taks.

Je deutlicher Bartek diesen fremden Schmerz wahrnahm, desto mehr Angst verspürte er. Er wollte nicht wissen, was diesen Schmerz auslöste! Panik überkam ihn.

Da war etwas. Es war fremdartig und böse. Bartek wollte weg. Doch er wurde wie in einem Mahlstrom unweigerlich weitergetrieben. Kam Tak war ganz nah bei ihm. Er konnte ihn spüren. Das böse Etwas kam rasch näher.

„Das muß die Hölle sein!“ dachte Bartek entsetzt.

Nun sah Bartek Kam Tak wieder vor sich. Kam war nackt. Das Böse griff nach Kam Tak, und Bartek spürte wieder diesen fremden, ungeheuerlichen Schmerz. Bartek sah, wie das Böse von Kam Tak Besitz ergriff. Er sah es nicht nur, er fühlte es am eigenen Leibe. Es fing an, mit diesem irrsinnigen Schmerz im Bauch.

Bartek wollte weg. Er bat, flehte, winselte.

Und dann kam schlagartig die Erlösung.

Bartek schlug die Augen auf. Er sah noch, wie Kam Tak das schwarze Schwert aus seinem Bauch herauszog. Es war wie eine Befreiung. Bartek war dem Bösen entkommen. Kam Tak allerdings nicht. Die Rache war vollkommen.

Leblos sank Bartek in den Schlamm des Rattenlochs.

## ...von Wölfen und Hunden

Frank Zankl

Der Schwerthieb war nicht tief ins Fleisch eingedrungen, eigentlich nicht der Rede wert.

Virstof Eborrie hatte Schlimmeres erlebt. Aber der gedungene Mörder hatte anscheinend Gift verwendet. Und es war ein heimtückisches Gift. Sicher, die Mediziner kannten ein Mittel dagegen, doch selbst so gut sortierte Kräutelhändler wie Askrektasch hatten dieses exotische Mittel nicht vorrätig. Ausgerechnet ein Kraut aus den tiefsten Einöden Multors musste es sein das dieses Fieber heilen konnte.

Wie sollte er in Elek-Mantow an dieses Mittel kommen. Er hätte es zehnmal in Gold aufgewogen, ach was hundertmal, doch nirgends war es zu bekommen, nicht in der Oberstadt und schon gar nicht in der Unterstadt und die Schmerzen wurden immer unerträglicher. Der Mörder wollte ihn wohl langsam und qualvoll sterben lassen. Und der Mörder musste sich gut in den Kräutlerläden der Stadt auskennen. So ein Tod kostet den Auftraggeber in der Regel ein Vermögen, Virstof kannte sich da aus. Doch er würde nie erfahren, wer ihn so sehr hasste, daß er einen so speziellen Auftrag bezahlte. Seltsam, er erlebte alles bei vollem Bewußtsein. Die Schmerzen hinderten ihn nicht am Denken sondern nur am Handeln. Im Geiste ging er die Liste seiner Feinde durch und stellte voller Entsetzen fest, wie lang sie war. Sicher, Tarin der Stoffhändler hatte Grund ihn zu hassen, Eborrie hatte ihn durch einen, wie er meinte, außergewöhnlich geschickten Schachzug fast in die Pleite getrieben. Oder Algaide, die Tochter des Hufschmieds Yrgwan, als sie schwanger wurde, hatte Eborrie sie aus seinem Haushalt geworfen. Doch das hatte man von ihm erwartet, so ein liderliches Frauenzimmer kann ein Ehrenmann nicht unter den Bediensteten gebrauchen und er konnte ja schlecht zugeben, daß dieses Kind von ihm selbst stammte. Natürlich, ihr Vater oder ihre Brüder konnten genausogut die Mörder sein, aber sie hatten sicher nicht das nötige Geld. Oder war der Mörder gar aus Virstofs eigener Kasse bezahlt worden, von seinem Kassenverweser, immerhin musste der ehrgeizige Kerl seit 10 Jahren mit demselben Gehalt auskommen, wie schaffte er es eigentlich seine Frau und Kinder zu ernähren - wie viele hatte er eigentlich, fünf, sechs oder schon sieben?

Im Geiste ging Virstof immer wieder die Liste seiner Feinde durch und jedesmal wurde sie länger. Der Alte, den er mit seiner Kutsche angefahren hatte, oder Xvermo, sein alter Schulfreund, dem er die Frau ausgespannt hatte, oder diese Frau, Dilas, immerhin hatte er sie schnell wieder fallen lassen oder... allmählich verlor Eborrie den Überblick.

Er war fleißig gewesen in seinem Leben, war über Leichen gegangen, um zu Macht und Wohlstand zu gelangen. Na ja, man muß viele Lämmer fressen, um ein starker Wolf zu werden, wie das hallakinische Sprichwort sagt. Wer das nicht tut, bleibt ewig ein Hund.

Das war immer Eborries Wahlspruch gewesen, und es hatte ihn nie gestört, daß dieses Sprichwort weiter lautet: auch den stärksten Wolf reißen die Hunde, wenn ein Jäger sie führt.

## Schöne Aussichten

Oliver Nothers

Wie lange war es nun eigentlich schon her, daß Shahtar und seine Geschwister bei den Schatten untergekommen waren; jetzt war es Anfang Bri, und mittlerweile fingen Tjinshas Witze und Spötteleien an, sich zu wiederholen - nicht daß sie dadurch besser geworden wären, dachte sich Shahtar. Nun ja, vermutlich würde Tjinsha genauso über Shahtars Spitzen denken - doch wen störte das schon? Es mußte schon ein recht langweiliger, ereignisloser Nachmittag gewesen sein, wenn sich ausgerechnet Shahtar derartige Gedanken machte; nicht einmal geregnet hatte es, was für diese Jahreszeit ziemlich ungewöhnlich war, aber das hatte auch nicht zur Beseitigung dieser Langeweile beigetragen... Normalerweise wäre Shahtar jetzt bestimmt irgendein Blödsinn eingefallen, den man hätte anstellen können, aber diesmal wollte sich einfach keine lustige Idee in seinem Kopf einfinden. Dementsprechend war er nicht einmal unangenehm überrascht, als ausgerechnet Tjinsha um die Ecke bog und ihn breit angrinste. "Was gibt's denn jetzt schon wieder zu grinsen?" fragte Shahtar. Tjinshas Grinsen wurde noch breiter. "Das würdest du wohl gerne wissen, was?" Shahtar legte den Kopf leicht schräg, als würde es ihn überhaupt nicht interessieren. "Wenn du es nicht für dich behalten kannst..." "Du würdest es mir ja sowieso nicht glauben... da kommst du NIE drauf, ha ha..." "Was soll denn so unglaublich sein? Spuck's schon aus!" Jetzt konnte Shahtar seine Neugier kaum noch bremsen. Unglücklicherweise schien Tjinsha auch noch in der Stimmung zu sein, ihn zu foppen: "Nein, das ist nichts für dich... das geht nur richtige MÄNNER was an..." "Das sagt der richtige! Du Pfeife läßt dich ja von einem MÄDCHEN im Messerspiel schlagen!" "Nun gib mal nicht so an, so viel schneller als Jantara bist du ja nun auch nicht!" Das stimmte zwar, aber dennoch hatte Shahtar jetzt nicht üble Lust, Tjinsha dafür eine zu verpassen. "Soso. Der Herr ist also ein Klugscheißer. Such dir jetzt endlich aus, was du ausspucken willst - deine ach so grandiose Neuigkeit oder deine Zähne, wenn ich mit dir fertig bin!" "Da können wir ja später nochmal drauf zurückkommen, aber jetzt gibt es wichtigeres... damit du nicht dumm stirbst: Ich weiß jetzt, wie man ins Succube reinkommt." "Ach nee, das ist ja auch sooooo neu, durch die Tür natürlich, du Depp, aber sowas wie dich lassen sie da bestimmt nicht rein!" Shahtar war sichtlich verärgert. Wollte ihn dieser Tjinsha an der Nase herumführen? Noch dazu brach dieser Knilch jetzt auch noch in schallendes Gelächter aus. "Du bist vielleicht eine Trantüte! Ich meine natürlich, wie man ungesehen, ohne Bezahlung und auch als jemand in unserem Alter hineinkommt!" "Na und? Was ist daran schon so besonders?" Shahtar gab sich betont desinteressiert. "Nun ja, es hat ja nicht jeder eine so schöne Schwester wie Celeste als 'Anschauungsmaterial!'" "Das nimmst du auf der Stelle zurück, du... du..." Mit einem Mal hatten Shahtars Augen wieder diesen unangenehmen grünen Schimmer. Tjinsha hatte mit seiner Bemerkung einen Nerv getroffen; man konnte Shahtar ja an den Kopf werfen, was man wollte, aber wenn es um seine Schwestern ging, da war mit ihm nicht gut Kirschen essen. "Ist ja schon gut", entschuldigte sich Tjinsha, aber du hast nun mal eine verdammt hübsche Schwester, und dann mußt du sowas auch mal abkönnen..." "Noch ein Wort in diese Richtung, Tjinsha, und du kannst deine Zähne vom Boden aufsammeln!" "Ja, ja, reg dich mal ab. Was ist nun - willst du vielleicht doch mitkommen?" "Meinst du denn, daß sich das lohnt...?" Tjinsha mußte über diese ausweichende Antwort schmunzeln. "Feigling!" "Wie war das gerade? Na warte!" "Also kommst du mit?" "Phh! Wetten, daß ich vor dir drin bin?"



Nun standen sie also vor der Ostseite dieses 'Etablissements', von dem wohl ganz Elek-Mantow wußte, was sich darin befand, aber wohl niemand sich je damit brüstete, dort gewesen zu sein. Die Sonne stand schon recht niedrig, als sich die beiden Jungen daran

machten, dieses Gebäude einmal von innen zu 'inspizieren'. Tjinsha deutete auf einen schmalen Spalt knapp über dem Boden. "Da geht's zum Kohlenkeller - und da müssen wir jetzt durch. Willst du vorgehen, oder hast du Angst?" Dieser Kommentar hätte jetzt nicht kommen sollen, dachte sich Shahtar. Vermutlich hatte Tjinsha mal wieder Angst vor der eigenen Courage gekriegt, und versuchte das nun mehr schlecht als recht hinter derart provokanten Äußerungen zu verbergen... Nun ja, den Gefallen würde er ihm mal tun. Er hockte sich neben die Öffnung, hielt sich an deren Oberkante fest und schwang dann seine Beine hinein. Dann rutschte er so lautlos wie das nur eben möglich war bei einem Untergrund aus Kohlen hinunter in den Keller. "Na? Was ist? Wo bleibst du, du Angsthase?" zischte er herausfordernd zu Tjinsha hinauf, und da dieser das offensichtlich nicht auf sich sitzen lassen wollte, kam er auch prompt hinterhergerutscht. "Und wie soll's jetzt weitergehen, du Oberschlaumeier?" "Nun drängele hier mal nicht rum... Moment, hier müßten doch gleich die... Autsch!" "Sei doch nicht so laut, du Depp, was ist denn nun schon wieder? Bist du mal wieder über deine eigenen Füße gestolpert?" Wenn es vielleicht auch unfair erscheinen mochte, im Moment hatte Shahtar ungeheuren Spaß daran, Tjinsha mit der Nase auf seine eigene Trotteligkeit zu stoßen - zumal sich dazu ja leider nur selten die Gelegenheit bot, schließlich machte Tjinsha - das mußte ihm auch Shahtar zugestehen - relativ selten Fehler, die ihm dann peinlich werden konnten. "Nein, ich habe den Ausgang gefunden... Hier, siehst du... Oh, Scheiße, mein Schienbein..." "Was hast du denn eigentlich damit angestellt?" "Ich bin gegen den untersten Trittring... ach, was soll's, los, komm, wir wollen weiter, oder?" "Von mir aus jederzeit." Relativ flink stiegen die beiden eine aus in die Wand eingelassenen Eisenringen bestehende Leiter nach oben - und fanden sich in einem sehr engen, niedrigen Raum wieder. Vor ihnen drang etwas Licht durch eine Spalte - offensichtlich befanden sie sich auf der rückwärtigen Seite einer Tapetentür. Durch den Spalt waren auch einige leise Töne zu hören - so, als ob auf der anderen Seite jemand ein Instrument stimmte.



Lange war Taliesin noch nicht an ihrem 'Arbeitsplatz', als sie plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch hörte. Es knarrten hier zwar des öfteren so einige Tapetentüren, und vermutlich achtete niemand sonderlich darauf, außer ihr natürlich, war ihr Gehör doch ob des nicht vorhandenen Sehvermögens geschärft; aber erstens, so hatte sie es sich eingepägt, ging das Geknarre normalerweise etwas später los, und dann ganz bestimmt nicht aus dieser Richtung! Ihr Verdacht, daß das nicht so ganz im Sinne der üblichen Prozedur sein konnte, bestärkte sich auch noch dadurch, daß dem Knarren auch noch Schritte folgten - ganz leise, jeder andere hätte sie wohl überhört, nicht jedoch Taliesin. Offensichtlich hatten sich zwei Personen Zugang zum Gebäude verschafft, und da sie sich, bevor sie sich auf die Treppe nach oben begaben, nicht bemerkbar gemacht hatten, schienen sie unangemeldet zu sein - Taliesin beschloß, ein bestimmtes Lied anzustimmen. Lady Victoria würde schon zu reagieren wissen.



"Die Sache ist eigentlich ganz einfach - pro Kunden, den du hier empfängst, bekomme ich fünf Silbersonnen. Wenn einer die ganze Nacht bleiben will, beträgt mein Anteil eine Goldsonne. Mehr erwarte ich gar nicht, außer, daß du jede Nacht zumindestens einen Kunden empfangen solltest." Mittlerweile war ihr diese Litanei schon ziemlich langweilig geworden. Anastasia nannte sich die Neue, genauso unerfahren wie auch viele andere, die sie im Succube aufgenommen hatte, aber definitiv mit Potential. Sie hatte sie vermutlich noch rechtzeitig unter ihre Fittiche genommen, bevor sie auf den Straßen der Südstadt vielleicht... Nun ja, es bereitete ihr wirklich keine Freude, darüber nachzudenken, was mit den Mädchen geschah, die nicht das Glück hatten, im Succube unterzukommen. "Das mag dir vielleicht viel erscheinen", setzte Lady Victoria ihre Rede fort, "aber dafür hast du dieses Zimmer hier für dich allein,

wann du willst, wie auch etwas Vernünftiges zu essen - und ein definitiv zahlungskräftiges Publikum. Hier brauchst du dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, Kunden, die hier regelmäßig erscheinen haben definitiv genug Geld, gesalzene Preise zu bezahlen. Wieviel du von deinen Freiern verlangst, bleibt dir überlassen, meine Pauschale beeinflusst das nicht. Und sollte es mal Probleme geben - dafür habt ihr ja die Glocke." Sie machte mit dem Kopf eine Bewegung zu einer unauffälligen Schnur an der Wand. "Also, das sind meine Bedingungen. Kommst du damit klar?" Sie schenkte der jungen Multorierin, die noch etwas schüchtern und verkrampft auf dem Diwan saß, ein gewinnendes Lächeln. Sie würde gut in das Ambiente passen, hatte sie sich gedacht, als sie sie zum ersten mal beobachtet hatte - ein so hübsches Geschöpf, vermutlich nicht einmal sechzehn Jahre alt, aber so, wie sie sich verhalten hatte, offenbar zu allem bereit. Lady Victorias Blick glitt noch einmal über die zierliche Gestalt, ihr hübsches Gesicht, den makellosen Körper... Das Bad hatte ihr deutlich gutgetan, jetzt, nachdem der Dreck der Südstadt aus ihrem Antlitz verschwunden war, kam ihre verführerische Schönheit erst richtig zur Geltung. Nun noch ein paar 'passendere' Gewänder, die mehr von ihren Kurven zeigten als verhüllten - und schon hätte sie ihr Sortiment um eine interessante Neuerwerbung bereichert. Umso erfreuter war sie darüber, daß das Mädchen, wenn auch zuerst zaghaft, nickte. "Gut. Sei unbesorgt - das war die richtige Wahl, überall anders wärest du früher oder später unter die Räder gekommen. Jetzt wollen wir dir mal was passendes zum anziehen suchen, und dann bekommst du erst mal was anständiges zwischen die Zähne." Plötzlich hielt sie einen Moment inne. Taliesin spielte eine Melodie, die sie trotz des schönen Klangs nicht gerade gerne hörte. "Lucille, kommst du mal kurz?" Eine brünette Schönheit betrat den Raum. "Würdest du bitte dafür sorgen, daß Anastasia etwas anderes anzuziehen und etwas zu essen bekommt? Ich habe gerade noch etwas zu erledigen." Mit diesen Worten verließ sie den Raum. Lucille nahm die immer noch etwas schüchtern wirkende Anastasia bei der Hand und bedeutete ihr mit einer freundlichen Geste, ihr nach unten zu folgen.



Lady Victoria hatte kaum die Galerie betreten, als sie den Grund für Taliesins "Alarm" erkannte: Da hockten doch tatsächlich zwei junge Burschen vor der Tür zum Zimmer der Zwillinge, und waren offenbar eifrig damit beschäftigt, durch den Türspalt zu spannen! Wie die wohl hier herein... Nun ja, ihrem dreckigen Zustand nach zu urteilen vermutlich durch den Kohlenkeller... Was sollte sie mit diesen dreisten Kerlen anstellen? Normalerweise, zur Geschäftszeit, hätte sie jetzt nach Jangrit gerufen, um diese beiden "Individuen" entfernen zu lassen - aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte sie gerade gute Laune, vielleicht ja gerade wegen der Neueinstellung? Sie ging lautlos zu ihnen hinüber und baute sich hinter ihnen auf. Von alledem schienen die Jungen nicht das geringste zu merken; offensichtlich war das, was sie dort sahen, viel zu interessant, als daß noch Platz für ihre Umgebung in ihrem Wahrnehmungsspektrum blieb. Aber noch war ja Zeit, und Lady Victoria dachte nicht daran, die beiden auf sich aufmerksam zu machen - sie wollte vielmehr sehen, wie sich die Situation weiter entwickeln würde, und überlegte in der Zwischenzeit, was für eine 'Lektion' man diesen beiden ungebetenen Besuchern erteilen könnte... langsam machte sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht breit.



Sowohl Tjinsha als auch Shahtar waren fasziniert - da waren in diesem Zimmer doch tatsächlich zwei wunderschöne, rothaarige Mädchen, die sich auch noch glichen wie ein Ei dem anderen, damit beschäftigt, sich um-, oder vielmehr auszuziehen, schließlich befand sich ein großer Zuber mit noch leicht dampfendem Wasser im Zimmer - offensichtlich hatten die beiden vor, ein Bad zu nehmen! Shahtar dachte gerade daran, daß seine Schwester auch

einmal so hübsch sein würde - nein, noch hübscher, verdammt, was würde er dann aufpassen müssen... wie Jantara wohl...? Das würde ihn ja auch mal interessieren - aber schon lenkte er seine Gedanken wieder auf diese Szene dort vor ihm, oder besser darauf, was er und Tjinsha davon erkennen konnten. Irgendwie war es gar keine so schlechte Idee gewesen, hier mal reinzuschauen - dachte er gerade, und fuhr genauso wie Tjinsha ruckartig herum, als sich hinter ihnen jemand räusperte.



"Aha, offensichtlich haben wir einige mir noch unbekannte Gäste" setzte Lady Victoria an. "Und offensichtlich haben die werten Herren schon etwas gefunden, was ihrem Geschmack entspricht?" Shahtar wie auch Tjinsha gaben sich Mühe, möglichst nicht allzu dämlich aus der Wäsche zu gucken - vom rot werden ganz zu schweigen, da machten sie ohnehin schon einer Tomate Konkurrenz. "Nun? Ihr seid ja so schweigsam. Kann ich euch vielleicht irgendwie weiterhelfen?" Der Blick ihrer tiefgrünen Augen hatte dafür gesorgt, daß sowohl Tjinsha als auch Shahtar der Schweiß auf der Stirn stand, und sie beide kein einziges Wort herausbrachten. Normalerweise ließen sie sich ja sowieso nie erwischen, aber dann ausgerechnet in so einer Situation... Die Lady war ihnen irgendwie unheimlich, stand sie doch da so seelenruhig vor ihnen, und redete sie an, als wären sie alteingesessene Kunden; was um alles in der Welt hatte sie nur vor? Jetzt beugte sich Lady Victoria ein wenig vor, um mit ihnen auf einer Kopfhöhe zu sein. "Sagt mal, habt ihr irgendeine Idee was ich mit euch machen sollte? Ihr kommt hier so einfach reingeschneit... ich weiß nicht... Normalerweise haben wir ja so unsere Vorgehensweisen für ungebetene Gäste..." Die Jungen schluckten einmal kräftig, aber ihre Kehlen waren so trocken wie selten zuvor. Wo hatten sie sich da nur hineingeritten? Und wie sollten sie da wieder rauskommen? "Ihr seid ja offensichtlich auf der Suche nach, nun, nennen wir es mal 'neuen Erfahrungen'. Normalerweise bekommt man hier aber nur gegen Bezahlung etwas zu sehen... Zechpreller lasse ich normalerweise vor die Tür setzen..." Ein wenig atmeten die Jungen auf. Sie würden vermutlich einen kräftigen Tritt in den Allerwertesten bekommen und auf der Straße landen - das konnte man verkraften. Was sie aber beunruhigte, das war dieses Funkeln, das sie in Lady Victorias Augen auszumachen glaubten. "Andererseits... was sollte man von meinem Etablissement denken, wenn zwei solche Schmutzfinken wie ihr herauskommen? Schaut doch nur, wie ihr aussieht. Außerdem - ihr sollt euch die Mühe nicht ganz umsonst gemacht haben..." Sie grinste - und genau das beunruhigte die beiden noch mehr. "Ihr mögt die Zwillinge, nicht? Elaine, Sephora, habt ihr gerade nichts zu tun? Ihr habt Kundschaft!" Die Jungen sahen sich etwas verständnislos an, aber als die Tür hinter ihnen aufschwang, und die beiden rothaarigen Mädchen herauskamen, wunderten sie sich noch mehr. Diese Verwunderung wich allerdings einem weiteren Schweißausbruch, als Lady Victoria den beiden Mädchen erklärte, was sie zu tun hätten: "Diese beiden Herren sind heute zum ersten mal bei uns zu Gast - und ich möchte mal sagen, sie haben schon guten Geschmack dadurch bewiesen, daß sie sich gerade für euch interessieren. Allerdings - seht euch mal an, wie schmutzig sie sind. Das darf nicht so bleiben, also - verpaßt ihnen mal ein Bad, nach Art des Hauses, auf meine Kosten - das haben sie sich verdient." Dann beugte sie sich nochmals zu den jungen herunter, die sich im Moment vermutlich am liebsten in irgendein Mauselloch verkrochen hätten, wenn es denn eines gegeben hätte, und legte einen Finger provokant an den Mundwinkel, wobei sie auch noch amüsiert lächelte. "Wißt ihr, es tut mir furchtbar leid, mich nicht persönlich um euch kümmern zu können, ich habe wichtigere Dinge zu tun, aber glaubt mir, bei den Zwillingen seid ihr in besten Händen. Enttäuscht mich nicht, Mädchen, und viel Spaß!" Mit diesen Worten drehte sie sich auf dem Absatz um und ging, leise lachend, die Treppe hinunter. Shahtar und Tjinsha wären wohl am liebsten weggelaufen, aber sie waren wie gelähmt, und

außerdem wurden sie jetzt freundlich, aber bestimmt von den beiden rothaarigen Schönheiten in das Zimmer, das sie eben noch beobachtet hatten, geleitet.



Mulmig war gar kein Ausdruck für das Gefühl, das die beiden hatten, als die Mädchen die Tür hinter ihnen verschlossen. Die Mädchen kicherten, als sie die angespannten Gesichter von Shahtar und Tjinsha sahen. "Welchen willst Du?" fragte Sephora ihre Schwester, worauf Elaine nur "Egal, wir wechseln uns doch sowieso ab." antwortete. Dann ging alles Schlag auf Schlag. Weder Tjinsha noch Shahtar hätten sich je träumen lassen, in eine derartige Situation zu geraten, geschweige denn, daß man in so kurzer Zeit aus seinen Klamotten geschält werden konnte. Ohne größere Mühe gelang es den Zwillingen, die beiden in den Bottich mit angenehm warmen Wasser zu bugsieren, gefolgt von einigen Handvoll irgendwelcher eigenartiger Substanzen mit für Shahtar und Tjinsha recht ungewohnten Duftnoten. Die beiden waren immer noch viel zu perplex, um wirklich aktiv Widerstand leisten zu können. Dementsprechend reagierten sie vorerst nicht einmal, als sich die Zwillinge gegenseitig zuzwinkerten und dann selber in die Wanne stiegen. "So, jetzt kommt der ganze Dreck mal endlich runter!" Sagten die Mädchen völlig synchron - und lachten immer noch, als sie schon fleißig dabei waren, Shahtar und Tjinsha gründlich zu säubern. "Sagt mal, wie lange habt ihr euch eigentlich nicht gewaschen?" fragte Elaine Tjinsha, der aber weiterhin keinen Ton herausbekam. "Du, die kriegen die Zähne noch immer nicht auseinander" stellte Elaine fest. "Das können wir doch wohl ändern, oder, Schwesterchen?" entgegnete Sephora. "Aber sicher!" Mit diesen Worten verschwand Elaines Kopf erst einmal im Schaum, und schließlich war es Tjinsha, dessen Mund sich öffnete um einem langgezogenen "Aaaaaahhh!" Raum zu geben. Währenddessen wandte sich Sephora Shahtar zu: "Was ist denn mit euch starken Männern los? Ihr könnt doch sonst bestimmt alles! Und jetzt verschlägt es euch die Sprache! Muß ich etwa wieder alles selbst in die Hand nehmen?" Schließlich griff sie entschlossen nach Shahtars Hand und legte sie auf ihre Brust. "Nun sitz' doch nicht nur so hölzern da! Ist das etwa nichts?" Langsam führte sie seine Hand an ihrer Taille entlang bis sie einen passenden Platz auf ihrem Becken erreicht hatte. Langsam erwachte Shahtar aus seinem tranceähnlichen Zustand, und faßte, von ihrer fordernden Handbewegung dazu verleitet, etwas kräftiger zu. "Na bitte, es geht ja doch!" frohlockte Sephora, und ihre Schwester, die soeben wieder aufgetaucht war und ihre feuerrote Mähne erst einmal ausgiebig geschüttelt hatte, untermalte diese Reaktion mit einem ebenso zufriedenen "Hier ist auch schon was im kommen!" Genau wußten die Jungen zwar noch nicht, was die beiden von ihnen erwarteten, aber die Mädchen wußten sie behutsam zu führen, und so übernahmen sie, wenn auch zuerst unbewußt, immer aktivere Parts.



Einige Zeit später - es war ihnen wie eine Ewigkeit vorgekommen - lagen Shahtar und Tjinsha erschöpft auf zwei Betten in einem anderen Zimmer. Diese Mädchen schienen ja niemals müde zu werden! Nach der Badeorgie hatten sie sie noch mit irgendwelchem seltsam duftenden Zeugs eingecremt und massiert, und danach... irgendwie hatte es ja auch Spaß gemacht, aber unter diesen Umständen... Die beiden wurden jäh aus ihren Gedanken gerissen, als die Tür aufschwang und Lady Victoria, gefolgt von den Zwillingen, das Zimmer betrat. "Nun? Wie fühlen sich die Herren? Bereit zu einer Fortsetzung? Nun habe ich ein wenig Zeit, und wenn ich meinen Mädchen glauben kann, dann wäre sie bei euch beiden wohl lohnend investiert..." Beide schreckten wie von der Tarantel gestochen hoch und verzogen sich in die äußerste Ecke des Raumes. Lady Victoria brach in schallendes Gelächter aus. "Sieht ganz so aus, als hättet ihr mal wieder ganze Arbeit geleistet, Mädels... Los, ihr kleinen Halunken, hier sind eure Klamotten, frisch gewaschen, und jetzt macht, daß ihr hier rauskommt, bevor die



ersten Gäste kommen!" Keinen Wunsch hätten ihr die beiden jetzt lieber erfüllt. Sie flogen gerade zu in ihre Kleidung, und waren schon fast aus der Tür, als ihnen Lady Victoria noch nachrief: "Eine charmante Nacht wünsche ich euch noch... und beehrt uns einmal wieder - in ein paar Jahren vielleicht!"



"Du, Shahtar" begann Tjinsha, nachdem sie einige hundert Meter gegangen waren. "Ja, was gibts?" "Das bleibt doch unter uns, oder?" "Das wollte ich dir auch gerade vorschlagen... Wenn das rauskäme..." "...dann hätten wir die Lacher bestimmt nicht auf unserer Seite" setzte Tjinsha den Satz fort. "Da hast du recht. Aber es war schließlich deine Idee..." "Was heißt denn hier 'meine Idee'? Du hättest ja nicht mitkommen brauchen!" "Ach nein! Alleine hättest du dich da doch gar nicht reingetraut!" "Nimm das sofort zurück!" "Ich denke gar nicht dran!" Pflatsch! Tjinsha hatte einen Klumpen Dreck hochgekickt, der Shahtar mitten auf die Brust klatschte. Als 'Antwort' darauf stürzte sich dieser auf Tjinsha und riß ihn erst einmal um. Die beiden wälzten sich über- und umeinander im Morast, wobei sie - spaßhalber - aufeinander einboxten, und sich Flüche um die Ohren warfen, die manchem hartgesottene Meuchelmörder die Schamesröte ins Gesicht hätten treiben können. Schließlich saßen sie beide erschöpft auf dem Hosenboden und grinnten einander an. "Shahtar?" "Ja?" "Weißt du, daß du aussiehst wie ein Schwein?" "Hast du vielleicht schon mal in den Spiegel gesehen?" Beiderseitiges Gelächter. "Naja, wenigstens ist dieser Parfümgestank jetzt weg." "Ja, da hast du recht... wir riechen wieder wie die Ratten im Rattenloch, wie sich das gehört!" Die beiden klopfen einander auf die Schulter und gingen weiter, nur um einige Häuserecken weiter Mitarra zu begegnen. "Wo habt IHR euch denn rumgetrieben? Wie ihr ausseht... Wißt ihr, ihr könntet wirklich mal ein Bad vertragen..." Weiter kam sie nicht. Sie wurde von vier Händen gepackt und recht unsanft in die nächste Regentonne bugsiert. Als sie tiefend wieder daraus hervorkam, schaute sie die beiden nur verständnislos an. "Was sollte das denn? Habe ich was falsches gesagt?" Tjinsha und Shahtar mußten sich schwer beherrschen, nicht laut loszulachen.

## Äh...na ja

York Niederkinkhaus

...graue Wolken schichteten sich kilometerhoch in den Himmel auf, wurden von dem Atem der Götter, der in diesen Höhen sturmartig herrschte, über die Ebenen Koatliteks getrieben und verdunkelten dort die Erde, wo kurz zuvor noch ein karger Sonnenstrahl die Wand aus verdunstetem Wasser durchdringen konnte, um das kalte Land, das unter einer seichten Schneedecke wie mit einem Leichentuch zugedeckt lag, zu erwärmen. Ein schwirrendes Geräusch erfüllte die Luft, hervorgerufen durch den Luftstrom, der die majestätisch ausgebreiteten Schwingen des Königs der Lüfte zum Vibrieren brachte. Hier, hoch über den eigentlichen Ereignissen, die nachfolgende Generationen vielleicht „die Geschichte der Menschheit“ oder kurz „Historie“ nennen würden, war sein Reich, hier war er uneingeschränkter Herrscher, denn nie würde es einem von diesen 'Menschlein' oder 'Zweibeinern' gelingen sich mit ihm auf eine Stufe zu stellen.

Der Greif 'Yrak' legte leicht die Flügel an und schon nahm seine Fallgeschwindigkeit zu, sein Körper raste gleich einem Pfeil durch die Wolkendecke, zerteilte die grauen Nebelschwaden und das offene Land enthüllte sich seinem scharfen Blick. Eingebettet in gewaltige Felsmassive, deren Gipfel jetzt in der undurchdringlichen Wolkendecke verschwanden, lag die Stadt, die von ihren Bewohnern Elek-Mantow genannt wurde. Yrak beschrieb eine weite Schleife - er mochte den Geruch nicht, der aus den qualmenden Kaminen der Häuser in sein Reich aufstieg - und wandte sich den Bergen zu, wo das einzige Geräusch sein Flügelschlag sein würde, der von den in Jahrhunderten naturgewaltlich bearbeiteten Felsen wiederhallen würde. Doch irgendetwas schien die Ruhe und Einsamkeit der Berge heute zu durchbrechen... „...verdammter Mist, ja, Corwin macht das schon!! - ha, ein verdammt bescheuerter Narr bist du, mein lieber Corwin. Laß dich nie mit Leuten ein, die du noch mal wieder siehst!! Aber nein, er zahlte gut und was sagst du Idiot: Ja, Corwin macht das schon!!“ Fluchend bahnte sich ein Mann mühsam seinen Weg durch die verschneite Gebirgslandschaft, immer wieder glitten seine Füße auf dem vereisten Untergrund ab und nur langsam konnte er sich seinen Weg bahnen, warmen Atem ausstoßend, der sofort zu kleinen Wolken kondensierte. Er wuchtete seine knapp 180 Pfeilbreiten großen Körper über die eisigen Felsvorsprünge und blieb darauf erst einmal stehen, um wieder zu Luft zu kommen. Der Mann war ein drathiger, durchtrainierter Typ, vielleicht etwas zu dünn mit seinen 50 Laibern, aber das störte ihn nicht weiter. Widerspenstige Strähnen seines dunklen, schulterlangen Haars, die sich dem Zopf entwunden hatten, klebten an dem kalten Schweiß seines Gesichtes und bildeten zusammen mit den schwarzen Bartstoppeln, die Kinn und Wangen bedeckten, einen stechenden Kontrast zu den wachen, blaßblauen Augen, die unablässig, rastlos die Gegend absuchten. Eine alte, wildlederne Hose, die in abgenutzten, hohen und vor Dreck starrenden Stiefeln steckte, sowie ein geflickter, hüftlanger Mantel aus Tierfellen schützten ihn nur unzureichend vor der beißenden Kälte, die sich hier, in den höheren Lagen des Gebirges, seiner zu bemächtigen suchte. Unter dem Mantel lugte ein gewaltiges Breitschwert hervor, das den Mann als Kämpfer auswies, der nicht lange zu diskutieren pflegte. Sein Alter war schwer abzuschätzen, doch über 28 gezählte Winter würde ihm wohl niemand zugestehen.

Wieder glitt sein Fuß von einer rutschigen Stelle und Corwin Dery - er selbst bezeichnete sich als Händler - verlor wieder einige Sprung an Höhe, gehetzt blickte er sich suchend um - es war Winter und die seichte Schneedecke über dem Fels verdeckte eine harte Schicht aus Eis, die der Frost des letzten Monats mit sich gebracht hatte. Kein normaler Mensch Elek-Mantows verließ um diese Jahreszeit freiwillig die Stadt, um einen Ausflug in die Berge zu unternehmen, selbst die Straßen, wenn man sie so bezeichnen wollte, waren um diese Zeit fast unpassierbar - beruhigt, niemanden zu sehen, aber resignierend, ließ sich Corwin auf eine

kleine Plattform nieder, zog den Fellmantel ein wenig enger um seinen frierenden Körper und überlegte, ob es nicht noch eine andere Möglichkeit geben würde...



Alles hatte damit angefangen, daß Corwin bei Golan Sigénoff, einem der derzeitigen Triumviratsangehörigen und zudem ein guter Freund von Corwin, gespeist hatte. Na ja, guter Freund war wahrscheinlich übertrieben, Gönner war wohl das richtige Wort - nein, eher ein freundlich gesinnter Bekannter oder - hmmm, ein flüchtig Gleichgesinnter, ein Streiter des gleichen Weges? *Äh- ok,ok* dachte Corwin, ein Geschäftspartner, was auch immer man darunter verstehen mag. Die Sympathie dieses Mannes konnte Corwin jedenfalls noch wichtig sein und so hatte er ihm einen Gefallen getan, der Corwin wiederum vor einer genaueren Betrachtung der städtischen Verliese bewahrt hatte, allerdings hatte er sich Sigénoff damit auch ausgeliefert, wenn er wollte, könnte er Corwin für alle Zeit in Elek-Mantow zum Gespött der Leute machen, eine unangenehme Sache für einen ehrenwerten Händler wie ihn. Doch glücklicherweise beruhte diese Abhängigkeit Corwins von Sigénoff auf Gegenseitigkeit, mit anderen Worten, Corwin wußte die ein oder andere kleine Geschichte, die selbst dem großen Triumviratsangehörigen den Kragen kosten konnte.



Mühsam richtete Corwin sich auf, richtete fachmännisch die Augen zum Himmel, so wie man es bei erfahrenen Bergkletterern sehen konnte, und versuchte abzuschätzen, ob er wohl vor den heftigen, blitzschnell aufziehenden Schneewetterern bewahrt bleiben würde.

*Meine lange Erfahrung sagt mir, vielleicht, vielleicht aber auch nicht.* Er verstand nicht das mindeste vom Wetter...



Nun, Corwin verließ also das Haus seines 'Freundes' und machte sich auf in die Unterstadt, das Rattenloch, wie es auch genannt wurde. In seiner Stammkneipe wollte er zunächst einmal das erfolgreiche Geschäft begießen und vielleicht tat sich ja wieder die ein oder andere günstige Gelegenheit auf. Festen Schrittes näherte er sich der Brücke, der einzigen offiziellen Verbindung zwischen Unter- und Oberstadt, die durch eine gewaltige Schlucht getrennt wurden.



Gleichzeitig irgendwo in der Oberstadt:

Die Halle wurde von einigen Fackeln nur spärlich erleuchtet, deren Schein auf dem teuren Marmorboden Schattenspiele vollführten. Eine hochgewachsene, stämmige Gestalt, ganz in enganliegende, schwarze Gewänder gehüllt, stand reglos da, die Linke ruhig auf den Knauf des gewaltigen Schwertes gelehnt und lauschte andächtig den Worten Golan Sigénoffs: „Mein getreuer Hauptmann Waszilles, Ihr wißt worum es geht und ihr wißt, was passiert, solltet Ihr versagen.“ Sigénoff formte seine Worte mit Bedacht und mit jener kalten Überlegenheit, die Untergebenen das Blut in den Adern gefrieren ließ. Doch Dermon Waszilles war es gewohnt sein Leben als Pfand einzusetzen, zu oft schon hatte er dem Tod in die Augen geblickt, als daß er sich durch Worte hätte einschüchtern lassen, Waszilles sank auf die Knie und neigte das Haupt: „Befehlt mein Herr, und ich werde Euch dienen!“

Ein geschmeicheltes Lächeln huschte für den Bruchteil einer Sekunde über das Gesicht des Triumviratsangehörigen, doch schnell sprach aus seinen Zügen wieder eisige Kälte: „Meine Position ist nicht so gefestigt, wie sie Euch vielleicht erscheinen mag, es gibt Personen in Elek-Mantow, die sich gerne an meiner statt im Triumvirat sehen würden.“ Sigénoff ließ einige Zeit verstreichen, um die Reaktion Waszilles abzuwarten, dann fuhr er zufrieden fort: „Meine Agenten berichteten mir, daß sowohl Amsel Hortege als auch Askir Derwell

anfangen, Fragen über den traurigen Tod meines Vorgängers zu stellen. Sollte diese Geschichte jemals herauskommen, werde ich froh sein dürfen, wenn ich mein Leben retten kann. Und sollte ich stürzen, werde ich Euch mit mir nehmen!!“

Dermon Waszilles schien auf diese Bemerkung nicht zu reagieren, obwohl er innerlich kochte. **Dieser rüudige Schakal, wenn ich nur könnte würde ich selbst dich umbringen**, dachte er, doch Sigénoff ihn in der Hand, er würde gar nichts tun können, er würde lediglich, wie schon so oft, als sein Handlanger fungieren dürfen, um die Drecksarbeit für Sigénoff zu erledigen.

„Ihr wart damals dabei, mein lieber Waszilles, wir haben alle Beweise vernichtet, bis auf einen...- Frederick Streicher. Er weiß, was damals geschah, und würde er an die flaschen Leute geraten, würde man ihm Glauben schenken!! Meine Agenten berichteten mir, daß sowohl Hortega als auch Derwell von Streichers Wissen Wind bekommen und angefangen haben, nach ihm zu suchen. Sie dürfen ihn niemals finden, beseitigt ihn, bringt ihn für immer zum Schweigen, ihr haftet mir mit Eurem Kopf dafür!!“

Dermon Waszilles richtete sich langsam auf. Er würde die Aufgabe erledigen.



„He, Ihr da! Den Passierschein zeigt vor!“ Corwin hatte damit gerechnet, daß die Wache ihn auch dieses Mal nicht wiedererkennen würde, schulterzuckend zog er ein beschriebene Blatt Papier aus seiner Gürteltasche und reichte es der Wache: „Frederick Streicher, und nun laßt mich gehen!“

Eingehend musterte die Wache den Zettel: „Was tragt Ihr in Euren Beutel da bei Euch, Herr Streicher?“

„Na was wohl, fünf Laib Rauschkraut natürlich!“

„Ihr wollt Rauschkraut schmuggeln“, die Wache zog das Schwert blank: „öffnet euren Beutel!!“

Mit einem tiefen Seufzer ergab Corwin sich in sein Schicksal und öffnete seinen Beutel, verschloß ihn wieder sorgfältig, nachdem die enttäuschte Wache sich dessen normalen Inhaltes überzeugt hatte und setzte seinen Weg fort. Ein Echsicher versuchte gerade die Brücke zur Oberstadt hin zu überqueren, wurde aber abgewiesen - er hatte keinen Passierschein. **Na ja**, dachte Corwin, **das ist sein Problem**. Der Weg führte ihn in seine liebste Kneipe, dort wo es immer etwas zu erleben gab, wo Meuchelmörder sich mit Dieben betranken, wo fahrende Söldner sich mit Bettlern anlegten und vor allem, wo es immer ein gutes Geschäft zu tätigen gab.

Kraftvoll stieß er die windschiefe Holztür auf, über der sich im leichten Wind ein Schild, mit einem Totenkopf bemalt, wiegte. Nebelschwaden, die von Tabak und anderen Rauchwaren herrührten, der Geruch von Alkohol und von Köperausdünstungen wogte ihm entgegen. Doch der Gedanke an ein warmes Feuer und einen guten Tropfen ließ Corwin rasch eintreten und sich unter die wenigen Gäste mischen.

Plötzlich flog die Tür erneut auf und die schuppenbewehrte Gestalt des Echsichen zeichnete sich gegen den dunklen Winterabend ab. Zögernd trat er ein und Corwin konnte beobachten, wie einer der Gäste nach seinem Schwert griff. Mit einer schnellen Bewegung drehte der Echs sich um, entkam gerade noch dem Hieb, der krachend in einen Holztisch einschlug und den Echs am Arm verletzte. Die starken Muskeln des Echs spannten sich, der Kriegshammer flog durch die Luft und kraftlos brach der Angreifer zusammen, die Hände vor die blutige Masse gedrückt, die einstmals sein Gesicht gewesen war. Anerkennend piff Corwin durch die Zähne, doch solcherlei passierte hier zu oft, als daß es größere Aufmerksamkeit nach sich gezogen hätte, schon nach einigen Momenten sprachen die Gäste wieder mehr den alkoholischen Getränken zu, als dem eben dargebotenen Schauspiel. Doch Corwin witterte bereits wieder leicht verdientes Geld, hatte der Echs nicht eben versucht in die Oberstadt zu gelangen? Der Echs ließ sich an einem freien Tisch nieder und bestellte einen Krug Wasser,

außerdem schien er sich für ein Nachtlager zu interessieren. **Dummkopf, wenn du hier übernachtst, erlebst du den nächsten Tag nicht.**

Die Schankstube leerte sich zusehens, bis schließlich nur noch Corwin und der Echs als zahlende Gäste anwesend waren. **Hmmm, für seine Krallen gibt mir der Krämer vielleicht einige Silbersonnen und wenn ich die Haut verkaufe, gibt's noch eine Goldsonne dazu. Das Beste wird sein, ich verkauf ihn Stückweise, mit der Ausrüstung gibt das bestimmt an die 20 Goldsonnen,** entschlossen stieß sich Corwin von der Theke ab und ging auf den Echs zu: „Gestattet, daß ich mich setze“, zögernd löste sich die Krallenhand wieder von dem Griff des Kriegshammers“, werter Herr, entschuldigt bitte, aber ich habe Euch heute bei der Brücke beobachtet, es schien mir, als würdet Ihr gern in die Oberstadt gelangen. Für nur 25 Goldsonnen ließe sich da etwas arrangieren. Ach ja, verzeiht, ich habe mich noch nicht vorgestellt: Mein Name ist Sell.“ Schnell wurden die beiden handelseinig und brachen unter dem entäuschten Blick des Wirtes auf. Corwin führte seinen Schützling kreuz und quer durch die verschneiten Straßen der Unterstadt, bis er schließlich vor einem kleinen Haus stehen blieb, unweit der teilenden Schlucht. Die Tür ward von einer flüchtig bekleideten und sichtlich erfreuten Frau aufgetan und der Mensch führte den Echsischen einige Stufen hinab in den Keller. Mit schnellem Handgriff hatte er das Gerümpel von der Nordwand weggeräumt und einen Durchgang freigelegt. Corwin trat hindurch und winkte dem Echs auffordernd zu. Der Durchgang wuchs bald zu einer Höhle an, die offensichtlich eine Öffnung zur Spalte hin hatte. Mit einer Laterne gab Corwin einige Zeichen zur gegenüberliegenden Seite hin und trat dann einen Schritt zurück. Mit einem sierrenden Geräusch schlug ein Pfeil in die Felswand ein, an dem ein Faden befestigt war. Corwin holte den Faden rasch ein, an den sich ein Band reihte, das wiederum von einem festen Strick abgelöst wurde. Flugs wurden die beiden Enden des Tauens an Vorrichtungen der Höhlenwand befestigt und ein Korb darangehangen.

**Vielleicht 23 Goldsonnen, wenn ich gut handel und seinen Kopf als Briefbeschwerer anbiete, das Risiko....** „25 Goldsonnen hatten wir ausgemacht, nicht wahr?“ Der Echs bezahlte, und schon war er auf dem Weg in die Oberstadt. Kopfschüttelnd schaute Corwin dem Echs noch einige Zeit nach, bis dieser in der Dunkelheit verschwunden war. **Ich bin einfach zu gut für diese Welt,** dann drehte er sich um und verließ schnell wieder das Gebäude. Sich heute näher mit der Besitzerin zu beschäftigen, erschien ihm doch ein wenig zu gefährlich, denn soweit er wußte, würde bald Ihr Ehemann nach Hause kommen.



„Irgendwelche Hinweise?“ der in kostbare Brokatroben gehüllte Mann hob fragend die Brauen, während er sich immer wieder mit einem seidenen Tuch die Schweißperlen von der fetten Stirn tupfte, die immer dann entstanden, wenn Hortega seinen gewaltigen Körper mühsam durch die Gegend wuchtete.

„Noch immer nichts, aber wir bleiben dran Herr.“ Efrahi Assouti empfand nicht gerade Zuneigung zu seinem Auftraggeber Hortega, aber immerhin bezahlte dieser in klingender Münze, da konnte man schon mal über Antipathien hinwegsehen. Enttäuscht fuhr Hortega fort: „Du weißt, daß ich Streicher brauche, er ist der Einzige, der mir den Weg in das Triumvirat bahnen kann. Einige Sätze von ihm und Sigénoff ist erledigt. Wir müssen ihn vor allem vor Derwell finden,“ ächzend ließ sich der Mann in einen Sessel fallen, der unter der plötzlichen Beanspruchung laut aufheulte: „Derjenige, der Sigénoff zu Fall bringt, wird die Früchte ernten. Und ich werde mich denjenigen, die mir diese Möglichkeit verschaffen, erkenntlich zeigen.“

„Wir werden Euch Streicher bringen, tot oder lebendig.“

Ein Ausdruck bemächtigte Hortegas Gesicht, den man weder als Zorn, noch als Mitgefühl, sondern eher als das milde Lächeln, welches man für einen absoluten Dummkopf empfindet, deuten konnte. Nachdem er seine Robe um den gewaltigen Berg, der seinen Bauch darstellte

neu geordnet hatte pumpten seine Lungen wieder Luft: „Tot bringt er mir nichts, es darf ihm nichts geschehen, erst muß er mir seine Aussage machen, also vergeßt nicht, rührt ihn nicht zu hart an, und paßt auf, daß er am Leben bleibt!!“

Efrah Assouti drehte sich um und verschwand aus dem Haus des Goldschmieds, er würde sich seine Goldsonnen verdienen, koste es was es wolle. Er würde so viel an diesem Job verdienen, daß er sich ein ganzes Heer an Helfern anwerben könnte und genau dies hatte er vor. Er mußte lediglich Derwells Leute ausschalten und Streicher zu Hortega bringen, wo lag da die Schwierigkeit?

Was Efrah Assouti nicht wußte, jedoch ahnte, war, daß ein Mann namens Alirion Donnerkopf fast zur gleichen Zeit von Askir Derwell, einem wohlhabendem Händler, denselben Auftrag bekommen hatte...



Feuchtigkeit brach den Schein der wenigen Fackeln auf den groben Steinwänden, und rythmisch trafen Wassertropfen auf dem Boden auf, vereinigten sich zu kleinen Rinnsalen, um irgendwie ihren Weg in die Kanalisation zu finden. Leicht hallten die Schritte Waszilles', der Schall wurde von den Wänden reflektiert und erfüllte als tausendfaches Echo den gesamten Hof mit einem leisen Summen. Im Halbschatten des Gemäuers wartete ein Trupp Soldaten auf den Mann, welcher neue Befehle für sie bringen würde. Hauptmann Larkur nahm Haltung an, als er Waszilles gewahr wurde. Mit seinen 1,92 Metern überragte er die meisten seiner Soldaten, die ihm treu ergeben waren und die in ihm mehr als nur einen Menschen sahen. Ein durchtrainierter Körper und harte Übungen hatten ihn zu einem überdurchschnittlich schnellen und guten Schwertkämpfer gemacht. Dichtes, weißes, streng geflochtenes Haar bildete einen Kontrast zu den schwarzen Augen in seinem regungsarmen Gesicht. Als perfektes, unbestechliches Werkzeug hatte Sigénoff Larkur bezeichnet. Er war ein Mann, der vielleicht sogar Dermon Waszilles überlegen war, auf jeden Fall war es gut, ihn auf der gleichen Seite zu wissen.

Dermon ließ den Anblick der Soldaten kurz auf sich wirken, bestieg einen schwarzen Hengst und musterte Larkur scharf. Wie auf ein geheimes Kommando hin saßen der Hauptmann und die Soldaten auf, und der ganze Trupp preschte durch die schweren Holztüren hinaus, in die Stadt Elek-Mantow hinein, teilte sich in mehrere Gruppen auf und begann mit der Suche nach Frederick Streicher.



Fröstelnd zog Corwin Dery den Fellmantel enger um seinen frierenden Körper. Mit wippendem Gang schlenderte er den Weg zurück zum Totenkopf, wobei er immer wieder argwöhnisch in die in Dunkelheit getauchten Gassen der Unterstadt hineinspähte - alles wie immer - obwohl, irgendwie fühlte Corwin sich heute beobachtet und dies lag nicht daran, daß seine Taschen wieder einmal voller Geld waren, nein, irgendwie hatten sich heute unsichtbare Augen auf seinem Rücken geheftet, ein Gefühl das er gewohnt war, das er aber trotzdem nicht im mindesten mochte. Leise vor sich hin summend setzte er seinen Weg fort - Da!! War das nicht eine Bewegung? Ein schleifendes Geräusch ertönte. Schnell forschte Corwin in seinem Gedächtnis nach, wer in diesen Tagen etwas gegen ihn haben könnte, doch er kam zu keinem befriedigendem Ergebnis, vielleicht sollte er sich heute doch nicht mehr betrinken und sich statt dessen in die Oberstadt absetzen, er hatte keinerlei Lust, heute noch irgendwelche Schwierigkeiten zu bekommen. Flugs machte er auf dem Absatz kehrt und suchte seinen Weg zur Brücke. ***Rodegar vielleicht - nein - den hab ich doch letzters erst ausbezahlt und seine Frau hat doch dicht gehalten, oder?***

In einiger Entfernung konnte er schon den hellen Schein der Fackeln sehen, die die Wächter der Brücke nachts immer entzündeten. Er beschleunigte seinen Schritt noch ein wenig mehr.

*Ich hab keine Angst, ich bin lediglich vorsichtig*, sagte er sich immer wieder, doch das Gefühl des Beobachtet werdens ließ ihn nicht los.

Dann ging alles sehr schnell, eine Hand fuhr aus dem Nichts heraus an seinen Hals, umklammerte ihn und zog ihn in eine dunkle, von halbverwestem Abfall stinkende Seitengasse hinein: „Wen haben wir den da? Frederick Streicher, wenn ich nicht irre, hähä, ich hatte mir das alles ein wenig schwieriger vorgestellt.“ Ein grobschlächtiger, reich mit Narben verzierter Mann hielt Corwin am ausgestreckten Arm einen Tritt über den Boden, präsentierte seinen Fang stolz den vier Männern, die er angeheuert hatte, während Corwin langsam die Luft knapp wurde, wild gestikulierend versuchte er auf den Mißstand mit seiner Luftröhre hinzuweisen. „Du bist mir eine hübsche Summe wert, mein Kleiner!“ Efrah Assouti packte den zappelnden Corwin, der aufs schärfste gegen eine derartige Behandlung protestierte, an den Handgelenken und seine Helfer zogen feste Stricke hervor, als am anderen Ende der Gasse plötzlich Tumult entstand, eine zweite Gruppe von einigen Männer rannte im Laufschrift auf sie zu - es waren Derwells Leute und Alirion Donnerkopf war brüllend an ihrer Spitze: „Laßt gefälligst Streicher los, der gehört uns!“

Völlig verduzt wandten sich Efrah und seine Männer um, *scheiße, Hortega hatte mich ja gewarnt*, dachte er. Donnerkopfs und Efrahs Männer standen sich jetzt Aug in Aug gegenüber und Assouti versuchte die Situation zu retten: „Nun ma ganz ruhig, eh. Wir haben ihn zuerst gesehen also gehört er uns!“

„Glaub sowat nich, ich hab ihn zuerst gerochen!“ Corwin rieb sich die schmerzenden Partien seines Halses während er mit wachsendem Interesse das Streitgespräch zwischen den beiden Gruppen verfolgte, sollte sich hier vielleicht die Möglichkeit ergeben, sich selbst an den Meistbietenden zu verkaufen - *äh...na ja*.

„Er gehört mir!“

„Nein mir!“

„Und ich sag dir, Streicher gehört mir, ich hab ihn zuerst gesehen!“

„Ja, dann versuch doch, ihn dir zu holen!“

Das ließ sich Donnerkopf nicht zweimal sagen, er holte aus, und seine Faust landete mit einem klatschenden Geräusch in Efrahs Gesicht, sofort war die Barriere überwunden, und die zehn Männer bildeten einen ineinander verknäulten Haufen, der sich schlagend, tretend und beißend durchzusetzen versuchte, Zähne flogen, Blut spritzte, und Ohren verlängerten sich auf wunderbare Weise.

„Äh, hallo? Darf ich auch mal was sagen?“ Keiner der kämpfenden Männer kümmerte sich mehr um Corwin, der unschlüssig daneben stand: „Äh, ich wollte nur andeuten, daß vielleicht...“ noch immer schien sich niemand für Corwin zu interessieren. „Nun, ich gehe dann mal, gell?“ Corwin ließ die Szene ein letztes Mal auf sich wirken, zuckte kurz mit den Schultern und nahm dann die Beine in die Hand, während er auf die Brücke zurannte.

„Verdammt, wo ist er hin?“ Donnerkopf hatte zuerst bemerkt, daß Dery verschwunden war, seinen Gegner noch an den Haaren gepackt, hielt er plötzlich inne, da auch ihm klar wurde, daß der Preis, um den sie hier eigentlich kämpften, verschwunden war. Auch Assouti bemerkte endlich Corwins Verschwinden, beide Gruppen sammelten sich und stoben suchend in entgegengesetzte Richtungen auseinander.



Unterdessen rannte Corwin auf die Brücke zu, die gerade von einem fünf- köpfigen Trupp berittener Soldaten, ihnen vorweg Hauptmann Larkur, überquert wurde. Mit vor Schreck geweiteten Augen stemmte Dery die Füße gegen den Boden - er hatte schon mehrmals erfolglos versucht den Hauptmann zu bestechen - rutschte noch einige Schritt weiter und schlitterte um die nächste Ecke. Doch die scharfen Augen Larkurs hatten das Ziel, auf das sie von Dermon Waszilles angesetzt worden waren, bereits ausgemacht. Den Pferden wurden die

Sporen gegeben und der Trupp preschte ebenfalls um die Ecke. Durch den Lärm auf den Plan gebracht rannte Donnerkopfs Gruppe ebenfalls hinterher, kurz gefolgt von Hortegas Männern unter Efrah Assouti...

Corwin war in eine Sackgasse geraten, *hmmm, jetzt wird's kompliziert, aber mit List und Tücke*...dachte es sich, zog sein mächtiges Breitschwert und erwartete die Soldaten. Larkurs Mund umspielte ein freudloses Lächeln, als er Dery erblickte, wollte sich der Mann doch tatsächlich mit ihm anlegen? Doch die Klinge in Corwins Hand, die ihn wie gesagt als Kämpfer auszeichnete, ließ ihn zögern, er zügelte sein Pferd und brachte den Trupp zum stehen. Larkur saß ab und zog nun ebenfalls sein Schwert, während er sich langsam auf Corwin zubewegte. Dieser vollführte indess - zu Larkurs grenzenlosem Erstaunen - tänzelnde Bewegungen und stieß gemurmelte Worte aus: „Oh Hangor, größter aller Götter, gib mir die Kraft, deine Gegner zu zerschmettern, nerik ob, disulem tajub!!“Larkur hielt inne, schon oft hatte er Gegnern gegenübergestanden, welche Magie im Kampfe benutzten, Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, sollte er sich auf einen Kampf einlassen - Larkur gab sich einen Ruck, er vertraute auf seine Klinge, und so bewegte er sich weiter auf Corwin zu. *Verdammter Mist, jetzt kommt der auch noch näher*. Anscheinend war dieser verdammte Hauptmann nicht von Corwins Fähigkeiten überzeugt, eine Annahme, die auf Gegenseitigkeit beruhte, denn Corwin wußte genau, daß er mit diesem Breitschwert nicht einmal Käse schneiden konnte, krampfhaft suchte er nach einem Ausweg. In diesem Moment rauschten Hortegas und Derwells Leute um die Ecke, nahmen blitzschnell wahr, daß sich die Soldaten dazu anschickten ihr Opfer zu töten, zögerten nur kurz, und stürzten sich sodann, in plötzlich aufkeimender Zusammenarbeit, auf die Uniformierten, schließlich hatten ihre Auftraggeber ihnen eingebleut, daß sie Streicher lebendig brauchten!

Die Situation hatte irgendwie etwas Paradoxes - dachte Corwin jedenfalls - erst wurde er von diesen Leuten verfolgt und nun retten sie ihn vor dem sicheren Tod durch die Soldaten. Während Soldaten und Wegelagerer eine kämpfende Masse bildeten drückte sich Corwin an dieser vorbei und versuchte seinen Weg über die Brücke endlich zu vollenden. Kurz vor der Brücke erblickte er einen zweiten Trupp Soldaten, ungefähr zehn Mann, an deren Spitze sich Dermon Waszilles bewegte. Als der Handlanger Sigénoffs Dery erblickte, zog er sein Schwert und preschte auf diesen zu. *Hoffentlich entwickelt sich das nicht zu einem allgemeinen Zustand*, dachte Corwin, wechselte die Laufrichtung um 90 Grad, glitt auf dem schneebedeckten Untergrund aus, rappelte sich wieder hoch und hetzte am Rande des Abgrundes entlang, Dermons Männer kurz hinter sich. Inzwischen hatten sich auch Donnerkopfs Männer wieder abgesetzt und schlossen sich Waszilles Leuten an, während Larkurs Soldaten und Efrah Assouti den Sinn ihres Gefechtes vergaßen und ebenfalls die Verfolgung aufnahmen. 25 Männer, von denen Corwin nicht einmal genau wußte, was sie eigentlich wollten, verfolgten ihn, während er am Rande des Abgrundes entlangrannte, Gerümpel auswich und sich einen Plan zurechtzulegen versuchte, wie er diesmal wieder entkommen könnte. Endlich hatten die Kavaleristen unter Larkur ihre Pferde wieder unter Kontrolle, überholten spielend Donnerkopfs Schergen und hatten bald mit Waszilles Soldaten aufgeschlossen, Corwin nur noch wenige Schritt vor ihnen. Er warf immer wieder gehetzte Blicke hinter sich auf seine Peiniger und musterte die umliegenden Häuser, es war klar, daß er nicht entwischen konnte, diesmal nicht - oder doch?

Es war soweit, Larkur hatte diesen Streicher endlich eingeholt, er zog sein Schwert, zum Schlag erhoben, und ließ es hinunterschnellen, als Dery sich abstieß und direkt in den Abgrund segelte....



Schnell erfaßte die Gravitation Corwins Körper und ließ ihn gleich einem Stein in die schwarze Tiefe des Abgrundes sausen.



**Hoffentlich, hoffentlich**, er breitete die Arme aus, versuchte, etwas zu fassen zu bekommen, von dem er nicht einmal wußte, ob es vorhanden war - noch vorhanden war. Dann durchzuckte seinen Körper eine gewaltige Erschütterung, seine Hände hatten etwas zu fassen bekommen, Vibrationen durchliefen alle Fasern seiner Muskeln, die Trägheit zerrte an seinem Griff, dann schwang sein Körper wieder nach oben und Corwin Dery hatte festen Halt - das Seil, mit dem der Echsische in die Oberstadt gelangt war, befand sich noch immer an Ort und Stelle, man hatte vergessen, es zu lösen, was ihm zweifellos das Leben rettete. **Ein Glück, daß ich ihn nicht verkauft habe, sonst hätte es jetzt kein Seil gegeben.** Ein Lächeln umspielte schon wieder seine Mundwinkel, **aber diese schlampige Arbeit muß aufhören, ich werde meinen Leuten mal Entsprechendes vorbeten.**



Ungläubig versammelten sich die Soldaten, Dermon Waszilles, Hauptmann Larkur, Efra Assouti, Alirion Donnerkopf und die gedungenen Männer am Rande des Abgrundes, starteten in den schwarzen Schlund, der das Ziel ihrer Jagd verschluckt hatte. Nachdenklich runzelte Dermon die Stirn: **Es war nicht einmal mein eigener Wille ihn zu töten...**

Larkur: „Damit wäre unser Auftrag erfüllt, Waszilles, ich hoffe ihr seit damit zufrieden“, ein verbitterter Unterton machte sich in seiner Stimme breit. „Sigénoff hatte es befohlen und somit hatten wir es auszuführen“, und mehr zu sich selbst fügte Dermon hinzu: „Wieder einmal...!“

Die Tür des Hauses in ihrem Rücken öffnete sich leise, und eine menschliche Gestalt schlich langsam, sich in den Schatten der Nacht verbergend, an der Gruppe vorbei. Doch dann hielt sie kurz inne, das Lächeln um die Mundwinkel und die blaßblauen Augen verstärkte sich noch um eine Spur, dann ging Corwin Dery leise vor sich hinsummend zu der Gruppe am Abgrund hinüber, schloß sich dieser an, in den Abgrund zu schauen, ließ ein verwundertes: „Ups, ist das tief!“ vernehmen und verschwand.



Die Frage die ihm schon den ganzen Tag das Hirn zermarterte war natürlich das „Warum“. Warum wurde er von einer ganzen Horde von Leuten verfolgt, die sich scheinbar nicht darüber einigen konnten, ob sie ihn töten oder retten sollten. Zumindest drei von ihnen kannte er sogar. Larkur gehörte zu diesen unangenehmen Menschen, die sich nicht einmal durch Geld bestechen ließen, Alirion Donnerkopf war ein stadtbekannter Schläger und Dermon Waszilles hatte er schon mehr als einmal bei Sigénoff angetroffen. Efra Assouti konnte man getrost zu dem gleichen Haufen wie Alirion zählen, aber weiter brachte ihn das auch nicht, er brauchte mehr Informationen. Vorerst war es allerdings von Vorteil, wenn er seine Gegner darüber im Unklaren ließ, daß er doch nach lebte: Ist man erst mal krepirt, lebt es sich ganz ungeniert. So, oder so ähnlich hatte es mal ein alter Bekannter von ihm ausgedrückt.

Er zog einen Kapuzenmantel über und mischte sich unter das bunte Treiben Elek-Mantows. Schnell überquerte er die Brücke über den Abgrund - er hatte sich erst einmal in sein Haus in der Oberstadt zurückgezogen - wobei er einen Passierschein benutzte, der auf den Namen Ignaz Tiridorr ausgestellt war, durchquerte mehrere Gassen des Rattenlochs, bahnte sich seinen Weg durch das allgemeine Treiben und gelangte schließlich zu einer heruntergekommenen Hütte, die sich windschief an der gesamten Häuserzeile anzulehnen schien. Auf ein bestimmtes Klopfsignal wurde ihm aufgetan und mit einem letzten Blick, mit der er sich vergewisserte, daß niemand ihn beobachtete, trat er ein. Rauchschwaden von rußenden Kerzen erfüllten den Raum, verschluckten fast die gesamte Helligkeit, die von den wenigen Lichtquellen ausging. Ein untersetzter, alter Mann erkannte ihn und führte Corwin zu einer Falltür im Boden, welche sich vorher unsichtbar im Lehm versteckt hatte, die Fugen sorgfältig zugespachtelt. Corwin stieg die Leiter unter der Falltür hinunter, folgte dem

anschließenden Gang und fand sich kurze Zeit später in einer geräumigen Halle wieder, die über und über mit Teppichen, Kisten, Truhen und allerlei sonstigem Diebesgut angefüllt war. An einem überladenen Tisch saß diejenige, die er gesucht hatte.

„Dominique, die Königin der Diebe, grüß dich mein Liebes.“ Aufgeschreckt zuckte die Frau zusammen, blickte sich um und ein sanfter Ausdruck machte sich in ihrem Gesicht breit, während sie sich erhob und freudig auf Corwin zueilte. Selbstgefällig breitete Corwin die Arme aus: „Komm zu mir mein Schatz!“ Dominique war eine schöne Frau in den Dreißigern, die sich in teure Stoffe kleidete, welche ihre weiblichen Körperformen vorteilhaft betonten. Sie eilte auf Corwin zu: „Sell, ich hatte solche Angst um dich, ich dachte schon, ich hätte dich für immer verloren, sie sagten, du seist getötet worden!“

Schluchzend warf sie sich Corwin in die Arme, gelangte mit ihrem rechten Bein zwischen die seinen und rammte ihr Knie ruckartig nach oben: „...und vielleicht wäre es besser, wenn es so gewesen wäre“, ihr Gesicht verzog sich und färbte sich vor Ärger rot: „Ich dachte du liebst mich und dann sehe ich dich mit irgendwelchen anderen Weibern herumhuren, du versprichst mir ewige Liebe und am nächsten Tag bist du weg, treibst dich ganze drei Monate in der Gegend herum und wagst es dann urplötzlich wieder aufzutauchen!“

Corwin konnte ihre Triaden nicht mehr so richtig wahrnehmen, er wälzte sich am Boden, sein Mundwinkel zuckten und konnten sich nicht entscheiden, ob sie sich zu einem Lächeln oder zu einer schmerzverzerrten Fratze verziehen sollten. Nach Atem ringend krümmte sich sein ganzer Körper zusammen. Stoßartig (immer noch nach Atem ringend) brachte Corwin hervor: „Aber Liebes, ich dachte..“

„Nenn mich nicht Liebes“.

„Aber Dominique, du glaubst doch nicht, daß..“

„Was soll ich verdammt noch mal nicht glauben.“

„Du weißt doch, ich habe immer nur dich geliebt, die anderen Frauen - äh - haben mir nichts bedeutet - ähm - ich meine, es gibt keine andere Frauen in meinem Leben als dich.“

Corwin hatte sich langsam wieder von der Erde hochgearbeitet und wurde prompt von einem linken Haken auf die Bretter zurückgeschickt.

„Keine anderen Frauen? Lügner, ich hab selbst gesehen, daß du Arm in Arm mit irgendwelchen Weibern herumlungerst, erst kürzlich im Totenkopf.“, diesmal war Corwin es, der sie unterbrach, wobei er mit einem leisen Knacken seinen Unterkiefer wieder einrenkte: „Ach so, im Totenkopf, aber Dominique.“ ein väterlicher Ausdruck machte sich in seinem Gesicht breit: „Das war doch meine Schwester.“

Stille breitete sich aus, Dominique rang anscheinend mit ihren Gefühlen, sollte sie ihm diese offensichtliche Lüge glauben oder ihn gleich jetzt und hier ins Jenseits befördern?

Doch lange konnte man einem Menschen wie Corwin sowieso nicht böse sein, sie kniete nieder und bettete seinen Kopf in ihrem Schoß: „Deine Schwester, oh mein Gott, ich dachte schon, du betrügst mich.“

„Aber nein, wie könnte ich, du bist meine einzige Liebe, das weißt du doch mein Schatz.“

**Hoffnungslos** - Corwin würde sich nie ändern, man mußte ihn halt so nehmen, wie er war, vielleicht mochte sie gerade dies an ihm.

Mißtrauisch blickte Corwin nach oben, direkt in ihr Gesicht. **Wieso weiß sie immer so genau über mich Bescheid? Wieso kann ich ihr nichts vormachen, bei allen anderen gelingt das doch auch, oder?** „Äh, Liebes, darf ich jetzt aufstehen?“ Dominique trat einen Schritt zurück, und Corwin rappelte sich erneut vom Boden auf, die Hände zur blitzschnellen Abwehr bereit. Ein böses Funkeln loderte in ihren Augen, doch langsam machte sich ein Ausdruck der Fürsorge breit: „Ich hab dir doch nicht wehgetan, oder?“ Ein heißer Schmerz durchloderte Corwins Männlichkeit bei dieser Andeutung und leicht zuckte er zusammen - die Waffen der Frauen.

„Ich brauche deine Leute, Dominique - äh..Liebling.“

Dominique wollte schon wieder aufbegehren, aber mit einem Seufzer ergab sie sich in ihr Schicksal, das sie ereilt hatte, als sie Corwin vor über zwei Jahren kennengelernt hatte, noch am gleichen Abend rief sie eine Versammlung der Diebesgilde ein, und das Räderwerk setzte sich ruckartig in Bewegung, während vermummte Gestalten sich über ganz Elek-Mantow verteilten.

Corwin hatte indes Dominique schon wieder verlassen und trieb sich erneut in der Oberstadt herum, wo er der Reihe nach verschiedene Lokale, Herbergen und Schenken aufsuchte, in denen er Wirte und Angestellte kannte. Zögerlich betratt er die Herberge zum roten Hahn und unterhielt sich kurz mit dem Portier: „Grüß dich, Ulf, wie steht’s mit dem Geschäft?“

„Man kann nicht klagen, aber was zum Teufel machst du hier, du weißt doch, daß der Chef dich zum Teufel wünscht.“

Das war es, was Corwin wissen wollte, und setzte seinen Weg zur nächsten Herberge fort, wo sich das Spiel so oder ähnlich wiederholte, bis er sich schließlich zufrieden zurücklehnen konnte. Die Maschinerie war in Gang gesetzt, und das einzige was es jetzt noch zu tun gab, war warten.



Corwin war in die Taverne „Totenkopf“ zurückgekehrt, wo er seine Informanten erwartete, Rauchschwaden wälzten sich gemächlich durch den Schankraum, Bier ergoß sich über Tische und Fußboden, und sogar Kam Tak saß wiedereinmal an dem kleinen Tisch in der Ecke. Corwin liebte diese Kneipe irgendwie, man war hier unter Gleichgesinnten, und niemand kümmerte es, wenn man nicht unbedingt ein 'ehrenwerter Herr' war. Kam hatte mal wieder einen Auftraggeber und wieder einmal hoffte Corwin insgeheim, daß es niemand sei, der Kam auf Corwin selbst ansetzen würde, vielleicht sollte er doch irgendwann mal eine größere Investition wagen und sich die Loyalität Kams sichern, doch hatte er dem Assasinen nicht kürzlich erst einen Gefallen getan - fast umsonst? Sicherlich war Kam ihm so dankbar, daß er sowieso keinen Auftrag Corwin betreffend annehmen würde, *a propos dankbar*, kraftvoll stieß sich Corwin von seinem Stammpfad an der Theke ab und schlenderte mit seinem üblichen wippenden Gang auf den inzwischen frei gewordenen Platz neben Kam Tak zu. Kam sah ihm mißtrauisch entgegen, er zählte Corwin nicht gerade zu seinen Freunden. Corwin und Kam Tak unterhielten sich kurze Zeit, dann reichte Corwin ihm einen größeren Beutel Goldsonnen hinüber...

Gut drei Stunden und etliche Bier später öffnete sich die Tür, und Dominique persönlich trat ein - Corwin Dery wußte sofort, daß sie bereits alles erfahren hatte, was er wissen wollte - sie winkte kurz, und der 'Händler' und sie verschwanden an einen sicheren Ort.

„Du bist in Schwierigkeiten!“

„Das bin ich immer, erzähl mir was Neues“, antwortete Corwin leicht genervt.

„Nein, ich meine in echten Schwierigkeiten, nicht dieses Geplänkel, mit dem du dich sonst immer herumschlägst. Meine Diebe haben herausgefunden, daß drei Gruppen nach dir suchen, deren Auftraggeber Hortega, Derwell und sogar Sigénoff sind, wobei erstere dich lediglich finden wollen - frag mich nicht, was die genau wollen - , Sigénoff aber hat seine Schergen losgeschickt, um dich ins Jenseits zu befördern - vielleicht komme ich ihnen aber auch zuvor, wenn ich dich noch einmal mit einer anderen Frau sehe!!“

„Ja aber warum bei Hangor wollen sie das tun?“

„Ich weiß nicht genau, aber du scheinst etwas zu wissen, was Sigénoff gar nicht gefallen würde, wenn es Derwell, Hortega oder irgendein anderer erfahren würden.“

Siedend heiß fiel Corwin die alte Geschichte mit Sigénoffs Vorgänger im Triumvirat wieder ein, deshalb also hatten es alle auf ihn abgesehen, deshalb verfolgten ihn diese Leute einmal um ihn im nächsten Moment vor dem Tod durch die Soldaten zu bewahren...

„Äh...ah ja! Und was schlägst du vor?“

„Setz dich ab, bis Gras über die Sache gewachsen ist, ich schlage so ungefähr hundert Jahre vor“, wobei ihre Augen angriffslustig loderten, obwohl Corwin natürlich wußte, daß sie es nicht so gemeint hatte. Dominique liebte ihn, er wußte zwar nicht warum und es wäre ihm auch mehr oder weniger gleichgültig gewesen, wenn da nicht Dominiques Position innerhalb der Diebesgilde gewesen wäre, aber sie hatte recht, wenn man einen Triumviratsangehörigen, sowie die zwei einflußreichsten Männer ganz Elek-Mantows gegen sich hatte, sollte man vielleicht doch mal wieder an eine längere Reise denken. Corwin gab Dominique einen flüchtigen Kuß und verschwand nach kurzem Abschied. Lange schaute Dominique hinter ihm her, wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel und hoffte, daß sie ihn irgendwann einmal wiedersehen würde.



Die einbrechende Nacht tauchte das Rattenloch in gepenstische Schatten, übertünchte das allgegenwärtige Elend und deckte die Hoffnungslosigkeit, mit der die Bewohner wie mit einem Fluch beladen waren, gnädig mit einer leichten Schneedecke zu. **Scheißwetter für eine Reise, da gibt's doch sicher noch eine andere Möglichkeit.** Vor sich hin summend, streifte Corwin durch die Straßen, auf der Suche nach dem Zufall, der es ihm ermöglichen würde, seinen Kopf mal wieder aus der sich zuziehenden Schlinge zu retten. Doch heute wollte ihm nichts einfallen, er sollte die ganze Sache mal ordentlich überschlafen. Corwin machte sich also auf den Weg in die Oberstadt, wo er zur Zeit wohnte, die eigentlichen Besitzer des ansehnlichen Hauses waren über den Winter in wärmere Gefilde verreist und die Frau des Hauses hatte ihm als Anerkennung für so manche gemeinsam verbrachte Nacht den Schlüssel überlassen, eine Begebenheit, die Dominique hoffentlich nie erfahren würde. Langsam ging er auf die Brücke zu.

„Bassierschein biddä!“

Tief in Gedanken versunken, langte Corwin in seinen Beutel, griff wahllos einen seiner Passierscheine heraus und reichte ihn der Wache. Diese vertiefte sich kurz in die Lektüre - lesen gehörte nicht zur allgemeinen Ausbildung der Wachen - und schaute dann Corwin ungläubig an.

„Einen Moment biddä..“

Nun war es an Corwin, verdutzt zu gucken, denn die Wache ließ ihn stehen und verschwand im Wächterhaus. **Äh...ah ja, genau.** Ein beunruhigender Gedanke machte sich in Corwins Unterbewußtsein breit, klopfte fordernd ans Großhirn und versuchte an die Oberfläche des Denkens vorzubrechen. Dann zog sich Corwins Nackenhaut unangenehm zusammen, er riß seinen Beutel auf, schaute seine Passierscheine durch und... **Arggh, großer Fehler,** schoß es ihm in den Sinn, er hatte der Wache ausgerechnet den Schein, der auf den Namen Frederick Streicher ausgestellt war, gegeben. In diesem Moment war es auch schon zu spät, die Türen des Wachhauses flogen auf, und mehrere Bewaffnete stürmten heraus, Corwin setzte zu einem Sprint an, entwischte den zugreifenden Händen und rannte in die Oberstadt hinein, eine ganze Horde schreiender Soldaten hinter sich.



„Sie haben ihn, er ist zwei Straßen weiter!“ Donnerkopfs Männer hatten den Tumult gehört und sofort griffen sie zu ihren Waffen und folgten ihrem Anführer aus dem Haus. Ein Schatten löste sich von der Wand und schlich davon, er wollte seinen Auftraggeber Efrah Assouti unterrichten.



Corwin hetzte die Straße entlang, bog um eine Ecke, stürzte zu Boden und rutschte (Füße voran) direkt in den schräg gegenüberliegenden düsteren Hauseingang, wo er zusammengekauert liegen blieb. Die Soldaten hatten endlich die Biegung erreicht und hetzten

die Straße entlang, vorbei am Versteck ihres Ziels. *Wuff, das war mal wieder knapp*, Corwin rappelte sich auf, verließ den Eingang und machte sich in entgegengesetzter Richtung auf den Weg, der ihm von plötzlich um die Ecke biegenden Männern, Donnerkopf an ihrer Spitze, versperrt wurde. Dery beschrieb in der Luft eine 180-Grad-Wendung und rannte hinter den Soldaten her, die schon außer Sichtweite waren, während die Schergen Derwells die Verfolgung aufnahmen.



Larkur war ebenfalls hinter Streicher hergerannt, Dermon Waszilles hatte darauf bestanden, daß der Hauptmann heute persönlich die Wache übernehmen sollte - im Gegensatz zu allen anderen war Waszilles nicht vom Tode Streichers überzeugt gewesen.

Was blieb ihm anderes übrig? Er hatte es sich also im Wachhaus gemütlich gemacht und einen seiner Männer draußen postiert. Dann war plötzlich die allgemeine Hektik aufgekommen, ein Mann namens Streicher begehrte Übergang über die Brücke. Ganz so dämlich hatte Larkur diesen Mann eigentlich nicht eingeschätzt, aber wenn er schon mal da war, wollte er ihn auch schnappen. Sie traten also vor das Haus und konnten gerade noch mitbekommen, wie Streicher Hals über Kopf das Weite suchte. Sofort rannten sie hinter ihm her, kreuz und quer durch die inzwischen dunklen Straßen, herum um eine Biegung und weiter die Straße hinunter - doch Streicher war nach der Biegung wie vom Erdboden verschluckt, Larkur führte seine Männer noch um die nächste Kurve, dann war er sich sicher, daß er ihn endgültig verloren hatte. „Verdamnte Scheiße nochmal!“

Larkurs Wut war verständlich, schließlich hatte er selbst Dermons Gedanken, daß Streicher überlebt haben könnte, als 'völlig gegenstandslos' abgetan, und nun war er vom Gegenteil überzeugt worden und hatte ihn auch noch entkommen lassen. Wutentbrannt trat er auf die Straße ein, die nun wirklich gar nichts dafür konnte, als er plötzlich schnelle Schritte hörte, interessiert horchte er auf, die Schritte näherten sich schnell, dann bog Streicher um die Ecke, grüßte entschuldigend (er wirkte etwas verlegen) und rannte mitten durch seine völlig verduzten Soldaten hindurch und war schon wieder hinter der nächsten Biegung verschwunden. Larkur hatte nicht sofort die Verfolgung aufgenommen, denn er sträubte sich dagegen einen Mann ohne ordentliches Gerichtsverfahren ins Jenseits zu befördern, so wie Dermon es von ihm gefordert hatte. Als er gerade wieder zum Sprint ansetzen wollte, näherten sich erneut schnelle Schritte. Eine ganze Gruppe von Männern - ihren Anführer hatte er doch kürzlich erst irgendwo gesehen - hetzte an ihnen vorbei. Dann war wieder Stille. *Äh...ah ja*, dachte sich Larkur und wollte jetzt endlich die Verfolgung aufnehmen, als erneut ein schnelles „Tap, Tap, Tap“ Besuch ankündigte. Eine zweite Gruppe von Männern - auch deren Anführer kam Larkur irgendwie bekannt vor - rannte die Straße hinunter und schloß sich Streicher und der ersten Gruppe an. „Na, das wird sich doch hoffentlich nicht zum Volkssport entwickeln, auf Männer, hinterher!!!“ Die Soldaten setzten sich in Bewegung.



„Irgendwie schaffe ich es immer wieder in Schwierigkeiten zu kommen, verdammt noch mal, wie soll ein ehrenwerter Händler wie ich in solch einer Stadt ein ordentliches Geschäft aufbauen?“ sprach Crowin mehr zu sich selbst, während er der langsam aufsteigenden Panik und natürlich seinen Verfolgern zu entkommen suchte. Vorbei an mehreren großen Häusern, einer Gruppe von Halbwüchsigen ausweichend, und herum um die nächste Ecke - wo er mitten in einen großgewachsenen, in schwarze und purpurne Kleidung gewandeten Mann hineinlief. „Ho, ho, immer langsam“, sprach dieser fast freundlich zu Corwin, während sich beide wieder aufrappelten. Der Mann trug ein Wappenhemd und Pluderhosen, ein Kettenhemd sowie einen Helm. Ein sorgfältig gestutzter Vollbart, pechschwarzes Haar, schulterlang, und ein roter Umhang, der einen gewaltigen Anderthalbhänder nur teilweise

verberg, rundeten das Bild ab. In Gedanken schlug Corwin sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, Hangor hatte ihn also doch nicht verlassen, denn von diesem Mann, der vor ihm stand, hatte Corwin schon des öfteren gehört.

„Oh, äh, Yanes Hesvitiel.... **ähm, wie war noch mal der Name**, d'Ibrisco...“

„Yanec...d'Ibrisco!“

„Ja, genau, d'Ibrisco, Euch hatte ich gesucht!!“

Yanec verzog leicht daß Gesicht, er kannte diesen seltsamen Mann nicht, der ihn mitten in der Nacht suchte, ihn über den Haufen rannte und den er noch nie zuvor gesehen hatte.

„So habt Ihr mich denn gefunden.“

„Herr Hesvitiel, Ihr werdet verfolgt, ich habe eben eine Gruppe von Männern belauscht, die Euch töten wollen, fragt mich nicht warum, aber sie wollen Euch töten - und mich auch, als sie bemerkten, daß ich sie belauscht hatte.“

„Mich töten?“Die Brauen Yanecs hoben sich zweifelnd: „Wer?“

„Ich weiß nicht genau wer“, Corwin hippelte nervös von einem Bein aufs andere: „Aber dahinten kommen sie!“Yanec folgte Corwins ausgestreckter Hand mit den Augen und sah eine Gruppe von Männern auf sich zurennen. Als er Corwin noch eine weitere Frage stellen wollte war dieser verschwunden. Yanec stellte sich Donnerkopfs Schergen in den Weg, den Anderthabhänder zum Schlag erhoben. Die Männer waren viel zu verduzt, als daß sie die Situation richtig einschätzen konnten, sie sahen nur, daß sie schon wieder jemand daran hindern wollte, das Ziel ihrer Jagd zu erreichen. Zwei von ihnen stürzten sich sofort auf Yanec, die anderen zogen ihre Waffen. Ein gewaltiger Fehler, wie sie später feststellen sollten, den Yanec war unter anderem ein Mann des Stahles, ein Kämpfer, der es durchaus auch mit fünf Gegnern aufnehmen konnte. Während sich Yanec mit Donnerkopfs Gruppe beschäftigte, stürzte eine weitere Gruppe an ihnen vorbei, gefolgt von einigen Soldaten, die sich ebenfalls nicht um sie kümmerten.



Corwin hatte wieder einige Momente gewonnen, die ihm vielleicht für einige weitere Maßnahmen ausreichen sollten. Er schaute sich suchend um, wo war bloß der Mann, den er für solch eine Situation angeheuert hatte? ***Es ist wirklich schwer gutes Personal zu finden***, dachte er sich und hetzte weiter, während die Schritte und Schreie hinter ihm schon wieder lauter wurden. „Pssst!“Corwin blieb abrupt stehen, solch ein simples `Pssst` konnte manchmal weitreichende Folgen für einen Mann in seiner Situation haben.“Hier hinein...“eine Tür öffnete sich einen Spalt und Corwin flutschte geschmeidig hindurch. Es war Rüdiger von Selm, einer seiner alten Bekannten, dem er mal durch ein kleines Geschäft eine Lizenz für seinen Laden besorgt hatte und den er heute Mittag auf seine Schuld aufmerksam gemacht hatte. Rüdiger zog Corwin durch die Kammer, die Treppe hinauf, durch eine weitere Tür und durch eine Lucke hindurch auf den Dachboden.

„Verhalt dich still!“

„Mir würd' nichts Gegenteiliges einfallen!“

Doch Rüdiger hatte sich verrechnet, die scharfen Augen Efrahs Assoutis hatten Corwin im letzten Moment bemerkt. Die Männer hielten sich nicht erst damit auf, höflich anzuklopfen sondern stürmten die Tür. Als diese endlich nachgab, waren auch Larkurs Soldaten um die Ecke und hinein gings. Rüdiger von Selm kam gar nicht erst zum diskutieren, ein Schlag mit der flachen Seite eines Säbels ließ ihn bewußtlos zusammensinken. Ihre eigentliche Aufgabe vergessend, nämlich die Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung, arbeiteten Larkurs Soldaten und Hortegas Männer kurzzeitig zusammen, die Wohnung war schnell auf den Kopf gestellt, und man arbeitete sich zum Dachboden vor. Larkur gebot der ganzen Horde Ruhe, lauschte kurz, dann warf er die Luke auf und schnellte in den Dachboden, wo er gerade noch

zwei in einer Dachöffnung baumelnder Beine gewahr wurde, die zweifelsohne Streicher gehören mußten. Larkur warf sich nach vorn und bekam ein Bein zu fassen.



Die Situation gefiel ihm gar nicht, Rüdiger von Selm hatte ihn hier auf den Dachboden verschleppt, wo es nicht eine einzige weitere Fluchtmöglichkeit gab, und schon hörte er seine Verfolger in die Wohnung eindringen, an Rüdiger verschwendete er keinen Gedanken, zumindest hatte er seine Schuld bei Corwin beglichen, obwohl Corwin vergessen hatte, den Zins zu fordern. Gehetzt sondierte er die Situation, und sein Blick fiel auf das lockere Geflecht des Daches, kurz entschlossen stieß er sich ab, bekam einen Dachbalken zu fassen, trat mit dem Fuß auf das Dach ein und hangelte sich zu der so entstandenen Öffnung, durch die er zu entkommen suchte. Fast war er hindurch, als sich kräftige Hände um sein Bein schlossen und ihn in das Haus zurückzuholen drohten. Ein gequälter Gesichtsausdruck machte sich auf Corwins Gesicht breit, als seine Arme, mit denen er sich auf dem Dach abstützte, langsam nachgaben, schon wollte die Gravitation ihren Tribut fordern, als sich weitere kräftige Arme um seinen Oberkörper schlossen, Kam Tak, der Mann, den er angeheuert hatte, war ihm vom Dach aus zur Hilfe gekommen.

„Du bist verdammt spät dran, du, du...“

„Ich, ich...?“

„Nun zieh endlich, ich will nicht ewig hier hängen bleiben!!“

Kam Tak war ein Mann, den man leicht unterschätzen konnte, lediglich 1,60 Meter groß, mit Bauchansatz. Seine Haut war braungebrannt und am ganzen Körper mit auffälligen, häßlichen rosafarbenen Narben gezeichnet. Das lange schwarze Haar hatte Kam mit runden Metallringen zurückgebunden, so daß er bei seiner Arbeit - er gehörte zu der ehrenwerten Sparte der Meuchelmörder und war wahrscheinlich der beste seiner Zunft - nicht behindert wurde. Corwin und Kam kannten sich schon seit längerer Zeit flüchtig, Corwin hatte Kam schon betrogen oder geholfen, wofür er sich natürlich jedesmal gehörig entlohnen ließ, allerdings gehörte Kam zu den Leuten, denen gegenüber sich sogar Corwin ein wenig mulmig fühlte, denn Kam war schnell mit seinem schwarzen Schwert mit den drei Spitzen und Corwin war sich nicht sicher, ob Kam es auch ihm gegenüber benutzen würde.

Die Muskelpackete auf Kams Oberarmen spannten sich und Corwin schoß wie ein Korken durch die Dachöffnung, als er darauf hinweisen wollte, daß damit die Bezahlung, welche er Kam im Totenkopf hatte zukommen lassen, noch nicht aufgebraucht war, war der Assasine bereits verschwunden. *Äh...na ja*, dachte sich Corwin und war auch schon wieder unterwegs, denn Larkurs Kopf zeichnete sich schon in der Öffnung ab. Der Reihe nach schwangen sich die Verfolger durch die Dachluke, sahen gerade noch ihre Vorgänger in der Dunkelheit verschwinden und nahmen ebenfalls die Verfolgung auf, während Corwin über die Dächer Elek-Mantows mit langen Sätzen hinwegrang und einen möglichst großen Vorsprung herauszuarbeiten versuchte.

Plötzlich hielt Corwin inne, eine Schlucht zwischen zwei Häusern ließ ihn zögern, dann nahm er einen kurzen Anlauf und sprang darüber hinweg, flog durch die Luft, rutschte ab und bekam gerade noch den Dachsim zu fassen.

Das Feld der Verfolger hatte sich durch die Dachluke in die Länge gezogen, ganz hinten liefen die Männer Assoutis. Plötzlich griff ein unsichtbarer Arm nach dem letzten, eine geschwärzte Klinge mit drei Spitzen reflektierte das Mondlicht nur schwach und der letzte der Verfolger brach gurgelnd, im eigenen Blute erstickend, zusammen. Inzwischen hatte Larkur das Dachende erreicht, er parierte prompt, sah Corwin in 5 Meter Abstand hilflos hängen: „Gib mir die Armbrust“, wies er kalt einen nachfolgenden Soldaten an, der ihm die todbringende Waffe widerspruchslos überreichte. Langsam versammelten sich die Soldaten am Rande des Daches, beobachteten gespannt das Ende des Dramas.

Und wieder verrichtete Kam Tak bei einem weiteren von Assoutis Männern den Auftrag, für den er bezahlt worden war, wiederum blieb der letzte ohne ersichtlichen Grund für immer zurück, Assoutis Männer schauten sich kurz um, ein Geräusch hatte sie aufmerksam gemacht, doch ihnen zeigte sich nur das friedliche Dachleben Elek-Mantows - Kam verstand sein Handwerk.

Larkur spannte die Armbrust, Corwin versuchte sich am gegenüberliegenden Dach hochzuziehen - erfolglos, er gehörte nicht zu denen, die ihren Körper täglich trainierten, *was man vielleicht ändern sollte*, schoß es Corwin durch den Kopf. Larkur setzte an, als Assoutis Männer endlich die Soldaten erreichten, die Situation wahrnahmen und Larkur im Moment des Schusses anstießen - Hortega brauchte Corwin lebend.

Der Aufschlag des Bolzens explodierte nur Pfeilbreiten neben Crowins Kopf, den er doch noch zu behalten wünschte, Larkur stieß ein unwilliges Knurren aus, und gebot seinen Soldaten für Ruhe zu sorgen, die sich sofort Efrah und seine Männer annahmen, die jetzt tatenlos zusehen mußten, wie Streicher getötet werden würde.

Corwin versuchte erneut sich hochzuziehen, doch seine Kräfte hatten sich weitgehend verbraucht, müßsam drehte er den Kopf und versuchte zu sprechen: „Hey, Soldat, laß uns...(ächz)..doch in Ruhe darüber unterhalten, es gibt bestimmt eine würdigere Möglichkeit über solch existente Grundlagen zu diskutieren!“ Corwins Stimme ließ langsam Panik heraushören, etwas, was man bei ihm sonst nicht kannte.

„Du hast Pech, Junge, ich handel nicht, ich führe aus“, eisige Kälte sprach aus Larkurs Stimme, er hatte einen Auftrag auszuführen und bestechlich war er nicht. *Auch das noch*, dachte Corwin, *es gibt mindestens tausend Soldaten in der Stadt, und ich gerate immer wieder an den gleichen...*

Kam Tak beobachtete die Situation, doch mit den Soldaten würde er sich nicht anlegen, er mußte jetzt an sich selbst denken, er hatte seinen Auftrag größtenteils ausgeführt, und jetzt mußte er an seine eigene Sicherheit denken.

Larkur erhob erneut die Armbrust, zielte, zögerte noch ein wenig und schoß. Mit einem sierrenden Geräusch durchschnitt der Bolzen die Luft, spaltete die gasförmige Materie und bahnte sich seinen Weg auf Corwins Körper zu. Kurz bevor er in menschliches Fleisch eindringen konnte, ließ Corwin sich fallen...



Die vier Gestalten hatten die Verfolgung machtlos beobachten müssen, zwar wären sie aufgrund verschiedener, schon lange zurückliegender Geschäfte dazu verpflichtet gewesen, Corwin zu helfen, aber diese Verpflichtung ging nicht soweit, daß sie sich mit der Stadtwache anlegen würden. Sie beobachteten also, wie Corwin über die Dächer gejagt wurde und wurden auch Zeuge, als eben dieser hilflos am Dachsim hing und die Soldaten eine Art Zielschießen auf ihn verübten. Doch ihre Branche brachte es mit sich, daß sie findig waren, denn dies mußte man sein, brachte man sich selbst mit dem Eigentum anderer durchs Leben. Als sie Corwin dort hilflos hängen sahen hatten sie schnell gehandelt.



Corwin fiel wie ein Stein dem Erdboden entgegen, der, jetzt zwar noch etliche Meter entfernt erscheinend, ihm viel zu schnell entgegenkam. Zwar war es nicht das erste Mal, daß er sich in solch einer Situation befand (man bedenke den gerade zurückliegenden Fall in den Abgrund), doch beim letzten Mal hatte er wenigstens eine Möglichkeit gesehen, wie er sich retten konnte.

Corwins Körper schnellte auf den Boden zu und...fiel direkt in das aufgespannte Tuch von vier Gestalten. Verblüfft blieb Corwin einen Moment reglos liegen, überprüfte seine Gliedmaßen und stellte zu seiner Zufriedenheit fest, daß er immer noch als Ganzes innerhalb



Koatliteks existierte. Die vier Gestalten halfen ihm auf, durch kurzen Blickkontakt war klar, daß sie ihre Schuld bei Corwin als beglichen ansahen und verschwanden.

Erneut schlug ein Bolzen neben Corwin in die Straße ein, fluchend schmiß Larkur die Armbrust hinterher, während Corwin der Beschäftigung nachging, die anscheinend zu einer Art ständiger Tätigkeit für ihn geworden war - nämlich rennen.

Die Verfolger waren nicht so deprimiert, wie man es vielleicht annehmen sollte, schnell war eine Möglichkeit gefunden das Dach zu verlassen und in verschiedenen Richtungen stoben sie auseinander.

Corwin indes lief auf die Brücke zu, ihm war der Spaß gründlich verdorben, er hatte sich - nach langem, gewissenhaftem Überlegen - dazu durchgerungen, Dominiques Vorschlag anzunehmen und sich abzusetzen. Er hetzte die Straßen hinunter, blieb vor einer Kurve stehen, ordnete schnell seine Kleidung und schlenderte dann, scheinbar einen Spaziergang machend, auf die Brücke über der Schlucht zu.

„Bassierschein biddä!“

Corwin reichte der Wache seinen Passierschein (diesmal den richtigen, der mit Frederick Streicher war ja auch nicht mehr in seinem Besitz, **und der hatte mich 100 Goldsonnen gekostet**), wobei er sich immer suchend umblickte und seine Suche schließlich belohnt wurde, als er drei Soldaten in einiger Entfernung auf ihn zuhasten sah.

„Wat is denn jetzt los, eh?“ Die Wache hatte ihre Kollegen erblickt und hielt kurz inne.

„Na die werden mal müssen“, Corwin versuchte einen gelangweilten Gesichtsausdruck hinzukriegen.

„Müssen?“, völlige Verständnislosigkeit sprach aus dem Gesicht des Brückenwärters.

„Na müssen! Jeder muß mal Müssen, manche müssen mehr Müssen, andere müssen weniger Müssen. Manche wiederum müssen mehr mal täglich Müssen und andere sparen sich das auf, is doch klar, dann müssen sie halt nur einmal Müssen. Müssen jedenfalls müssen sie alle.“

„Äh...ja.“

„Auf Toilette gehen, Mann.“

Die Wache schaute Corwin an, schaute dann zu den wild gestikulierenden Soldaten, den Sinn ihrer Schreie nicht wahrnehmend, blickte wieder zu Corwin und entschied dann, daß seine Kollegen anscheinend Hilfe bräuchten: „Jop, verschwinde!“ sprach der Mann zu Corwin und eilte den drei Soldaten entgegen.



Corwin Dery hatte sich in die Berge abgesetzt, er hatte nicht einmal in einem seiner Unterschlupfe haltgemacht, sondern war direkt aus Elek-Mantow geflüchtet.....jetzt saß er resignierend, den Fellmantel ein wenig enger um seinen frierenden Körper schlingend, auf einem Felsplateau, rings um ihn die winterliche Landschaft und sann darüber nach, ob es nicht noch eine andere Möglichkeit gäbe. Nach Elek-Mantow konnte er nicht zurück, anscheinend suchte die halbe Stadt nach ihm, und er hatte sein Glück schon dermaßen strapaziert, daß er sich nicht mehr darauf verlassen konnte. Corwin würde sich in einen der anderen Oststaaten absetzen, es gab da mehrere Ecken, die er kannte und die sich für einen Mann wie ihn als lohnend erweisen könnten. Mühsam richtete er sich auf, warf noch einen Blick auf die Stadt (nur um zu schauen, ob ihm jemand folge) und versuchte dann ächzend den Berg zu überwinden.

Leise Musik wurde ihm vom Wind um die roten, inzwischen gefühllosen Ohren geweht, setzte sich in seinem Hirn fest und wirkte beruhigend auf seinen Geist. Die lückenhaften Fetzen flößten ihm Mut ein, doch wer sollte sich hier in der eisigen Welt der Berge aufhalten und dazu noch Violine spielen? Machten sich schon jene Vorstellungen in seinem Geist breit, von denen die Menschen behaupteten, daß sie eine Erleichterung des Todes darstellten? Corwin hielt den Atem an, horchte genauer - tatsächlich, Musik, leise Violinenmusik erscholl

aus unbestimmter Entfernung, schwang mit dem Wind einen einsamen Tanz. Verwirrt stieß Corwin den angehaltenen Atem aus, schüttelte den Kopf und horchte erneut. Die Musik war immer noch da, schwermütig, unverständlich, Töne, die die Depressionen eines ganzen Volkes auszudrücken schienen.

Corwin gab sich einen Ruck, erklimmte einige weitere Sprünge des Berges und konnte in Pfeilschußweite die dunkle Öffnung eines Stollens erkennen, aus dem sich wie eine zarte Schlange Rauchschwaden herauswanden. Die Kälte und seine schmerzenden Glieder vergessend schlich er sich behende an den Stollen heran, in dem er inzwischen den warmen Schein eines einladenden Feuers erkennen konnte, die Violinenmusik war nun deutlich zu vernehmen, anmutend, wie der Klageschrei eines ausgesetzten Kindes. Lautlos betrat Corwin die von Menschenhand geschlagene Höhle, tastete sich vorsichtig an der Felswand entlang und erblickte hier in der Einöde der Berge einen Menschen, der die Schwermut seiner Seele durch den Klang des Violinenspiels ausdrückte. Der Mann war wohl einen Daumen kleiner als Corwin, ca. 175 Pfeilbreiten, obwohl das in seiner sitzenden Haltung schwer abzuschätzen war. Ein weites Leinenhemd, eine bunte Weste sowie eine uralte fleckige Lederhose zeichneten ihn als Mitglied des fahrenden Volkes aus.

An seinem rechten Oberarm trug er ein breites Lederband aus Schlangenleder, das jetzt teilweise von dem Hemd verdeckt wurde. Das Gesicht war wettergegerbt, hervorstehende Wangenknochen, eisgraue Augen und lange, fast schwarze Haare ließen auf ein Alter um die 30 gezählten Winter schätzen. Corwin war unschlüssig, einerseits froh er am ganzen Körper und das warme Feuer lud zum Verweilen ein, doch andererseits hatte er in den letzten Tagen nicht gerade gute Erfahrungen mit neuen Bekannten gemacht. Nervös (und wegen der Kälte) trat er von einem Bein aufs andere und sprang dann kurz entschlossen in das Zwielflicht des Feuerscheins. Der Mann blickte verwundert auf, hielt in seinem Violinenspiel inne. Eine steile Zornesfalte auf der Stirn und zwei zu schmalen Schlitzern verengte Augen, die tückisch funkelten, hätten Corwin fast zurückweichen lassen, wäre da nicht der schwermütige, in den hintersten Winkeln der Augen versteckte Ausdruck gewesen, der den Mann in tiefe Trauer zu hüllen schien.

„Äh, einen wunderschönen guten Tag wünsche ich, ich hoffe, ich komm' nicht ungelegen, doch hörte ich Eure Musik von fern, doch entschuldigt, ich habe mich noch nicht vorgestellt, man nennt mich Sell.“

Der Mann schien mit seinen Gefühlen zu ringen, doch verschwanden Jähzorn und Reizbarkeit hinter einem Gefühl der Leere, mit stummem Blick musterte er Corwin, dessen drahtigen Körper die Kälte deutlich anzusehen war, mit einem Wink der rechten Hand bedeutete er Dery neben ihm Platz zu nehmen, legte die Violine beiseite und ergriff den dampfenden Kessel, welcher sich über dem Feuer befand.

„Ich heiße Euch willkommen, Sell“, der Mann ließ eine schwärzliche Flüssigkeit in ein Trinkgefäß rinnen: „Man nennt mich Karec.“

Mißtrauisch beobachtete Corwin Karec, Corwin gehörte zu den Menschen, die sich nicht auf ihren ersten Eindruck verließen. Karec hatte inzwischen zwei Tassen mit der schwärzlichen Flüssigkeit gefüllt, dann holte er einen kleinen Beutel hervor und entnahm ihm einen weißlichen, nur teilweise durchsichtigen Kristall, ließ ihn in einem der Gefäße versinken, wo er sich langsam auflöste. Dann reichte er Corwin die Tasse mit dem Kristall und nippte selbst an der anderen Tasse: „Dies wird Euch aufwärmen.“

***Ist das ein verdammter Test oder was?*** Corwin war sich keineswegs sicher, ob er das Angebotene wirklich trinken sollte, doch dann trafen sich die Augen der beiden Männer, und eine Veränderung ging in beiden vor. Sie hatten einander direkt in die Herzen geblickt und eine Seelenverwandschaft festgestellt, diese beiden Männer, hoch über der Stadt Elek-Mantow, in den verschneiten Massiven der umgebenden Berge, waren vom gleichen Schläge.

Corwin probierte das Gebräu und war angenehm überrascht, es belebte und wärmte von innen, hatte dabei den Geschmack einer süßen Frucht. „Wie nennt ihr dieses Getränk, Karec?“

„Da, wo ich herkomme, nennen wir es Kaffee mit Zucker, Freund.“

***Kaffee mit Zucker? Auf Ideen kommen die Leute...***



Karec und Corwin hatten wirklich mehr gemein, als man auf den ersten Blick denken könnte, beide schwiegen sich über ihre Vergangenheit aus, beide lebten zum größten Teil auf Kosten anderer, und beide hatten anscheinend etwas zu verbergen, was sie dem anderen unmöglich mitteilen konnten. Doch innerlich hatten beide schon die Entscheidung getroffen, die das Tor zu echter Freundschaft aufstößt, die den Weg ebnet, über den gegenseitiges Vertrauen, ein Gefühl, das beide bisher nicht kannten, in ihre Herzen dringen konnte. Weder Karec noch Corwin erzählten viel über sich, sie wollten keine Lügen als Barriere aufbauen, doch sich ihre Geheimnisse mitzuteilen, dafür war es zu früh.

Insgesamt verbrachten sie vier Tage innerhalb der Höhle, lernten sich besser kennen und schätzen, bis Corwin schließlich die Geschichte der letzten Woche erzählte und in Karec einen wertvollen Verbündeten, eben einen Freund fand. Karec hingegen überwand seine Traurigkeit, von der Corwin nicht wußte, worauf sie gründete.

„Kannst du deine Feinde nicht besiegen, verbünde dich mit ihnen.“ Karec zitierte einen Satz aus seinem umfangreichen philosophischem Wissen, der eigentlich nur so dahingesagt, genau das ausdrückte, was Corwin bisher als die Möglichkeit gesucht hatte, doch noch in Elek-Mantow zu bleiben. Corwin erstarrte, blickte Karec an, wandte sich dorthin, wo die Stadt der zwei Gesichter lag und blickte wieder zu Karec. Ein breites Lächeln umspielte seine Mundwinkel und kleine Freudenfältchen zeichneten sich um seine blaßblauen Augen, ein Plan war gefaßt, Corwin würde mit Karec nach Elek-Mantow zurückkehren.



Dermon Waszilles saß tief in Gedanken versunken über einem gewaltigen Stoß Papiere, die sich mehr oder weniger geordnet auf seinem Schreibtisch ausbreiteten. Der geschmackvoll eingerichtete Raum war sein Arbeitszimmer innerhalb Sigénoffs Amtssitz. Ein lautes Klopfen ließ Waszilles unwillig aufblicken und mit einem lauten „Herein“ betrat ein Soldat den Raum, der Dermon einen versiegelten Umschlag überreichte. „Oberst, ein Schreiben für Euch.“ Waszilles nahm den Brief entgegen und entließ den Soldaten mit einem Kopfnicken. Er brach das Siegel und vertiefte sich in den Text:

„Werter Herr Waszilles,

sicherlich sind Euch die Ereignisse der letzten Tage ebenso unangenehm wie mir. Aus diesem Grunde schlage ich ein Treffen vor, bei dem wir sicherlich eine Lösung finden werden, die uns beiden zum Vorteil gereicht. Findet Euch heute gegen Mitternacht in der Taverne 'Totenkopf' ein.

gez. Frederick Streicher“

Dermon Waszilles starrte noch lange auf den Text, wie hatte dieser Streicher es erneut geschafft nach Elek-Mantow zu gelangen und wie sollte eine Lösung aussehen? Fragen, für die er keine Antwort aufzuweisen hatte. Abrupt stand er auf und machte sich fertig, auch sein Kopf hing an einem seidenen Faden, sollte Signoff erfahren, daß Streicher immer noch lebend in Elek-Mantow verweilte. Aber für ganz so dumm hatte Dermon Streicher eigentlich nicht gehalten, er würde sich mit ihm treffen - Waszilles zog die Schublade seines Schreibtisches auf, entnahm ihr einen schlanken Dolch, schraubte an der Klinge herum, die einen

Einfüllstutzen freigab, füllte diesen mit einer klaren Flüssigkeit und verstaute den Dolch sicher in einer festen Lederscheide an seinem Gürtel.



Corwin kauerte auf dem Dach eines baufälligen Lehmbaus direkt gegenüber des 'Totenkopfs', in dem in den nächsten Minuten Waszilles auftauchen sollte. Karec wartete schon im Schankraum, Corwin war nicht ganz so leichtsinnig gewesen, sich auf die Ehrenhaftigkeit des Vertrauten von Sigénoff zu verlassen. Am anderen Ende der Straße verharrten einige Gestalten, im Stroh eines Heuwagens verborgen, und einige Straßen weiter wartete Dominique mit einigen ihrer Leute auf den Startpfeiff. Der Schneefall hatte Elek-Mantow heute einmal verschont, doch die schneidene Kälte dieser Jahreszeit ließ den Atem in kleinen Wolken kondensieren, die Dunkelheit, die sich über dem ganzen Lande ausgebreitet hatte wurde nur hier und da von einigen Lichtpunkten, die aus den Ritzen von Fensterläden und Türen drang, unterbrochen. Das ganze Rattenloch war in trügerische Stille getaucht, doch von der Oberstadt her näherten sich dunkle Silhouetten, deren Waffen im fahlen Mondlicht verräterisch glänzten. Eine hochgewachsene, stämmige Gestalt, ganz in enganliegende schwarze Gewänder gehüllt, führte diese an. Durch kurze Handzeichen verteilte Dermon Waszilles seine Leute rund um den Totenkopf. Es war den Soldaten deutlich anzumerken, daß ihnen der Einsatz im Rattenloch nicht paßte - sie waren unruhig. Dermon stieß die schwere Holztür zum Totenkopf auf, Tabakschwaden und Bierdunst schlugen ihm wie eine Wolke entgegen, doch er hatte hier etwas zu erledigen, so daß er ohne zu zögern eintrat. Sofort verstummten die Gespräche, ein Soldat in der Unterstadt!?! Viele Augenpaare hefteten sich an Waszilles Körper, der mit durchdringendem Blick die Gäste musterte, doch den, den er suchte, fand er nicht. Seine Linke ruhte gemächlich auf dem gewaltigen Schwert an seiner Seite, ließ die Bewohner der Unterstadt innehalten und sich um ihre eigenen Sorgen kümmern. Dermon wurde bald nicht mehr beachtet, dachte er jedenfalls, denn plötzlich löste sich eine drahtige Gestalt aus dem Schatten der hinteren Tische und näherte sich Waszilles. Karec forderte Waszilles auf, ihm zu folgen. Dermon war ein wenig verwirrt, hatte er Streicher doch unterschätzt?

Zögerlich folgte er Karec aus dem Totenkopf, während sich innerhalb der Schankstube die Stimmung wieder deutlich entspannte. Dermons Soldaten sahen ihren Oberst wieder aus der Schenke treten, doch das ausgemachte Zeichen, auf das sie zuschlagen sollten, blieb aus. Dermon folgte einem ihnen unbekanntem Mann. Sich in den Schatten der Nacht verbergend, folgten sie den beiden.



Corwin konnte ein Lachen nur schwer unterdrücken, hatte er Waszilles also doch richtig eingeschätzt, dachte er sich amüsiert, während er beobachtete, wie mindestens zehn Soldaten sich aus den Schatten lösten und Karec und Dermon folgten. Corwin gab ein kurzes Leuchtzeichen in Richtung Straße und als Dermon und Karec an dem Heuwagen vorbeigingen, kam Bewegung in diesen. Vier Männer und Frauen schoben mit aller Kraft, und die Straße war unpassierbar, Dermon von seinen Untergebenen abgeschnitten. Dann ging alles ziemlich schnell, Dermon wurde von Karec mit vorgehaltenem Dolch nachdrücklich dazu aufgefordert, sich etwas zu beeilen, während die vier Leute vom Heuwagen sich darum kümmerten, daß die Soldaten noch einige Schwierigkeiten mit dem Wagen haben würden. Waszilles zögerte nur kurz, er war ganz offensichtlich überrumpelt worden, also folgte er jetzt Karec im Laufschrift durch die Gassen des Rattenlochs, schließlich war er gekommen, um Streicher zu treffen.

Karec führte den Oberst der Stadtwache kreuz und quer durch die Stadt, klopfte endlich an eine Tür, die aussah, wie jede andere auch und wurde von Dominique eingelassen, die die Tür hinter Waszilles wieder sorgfältig verschloß.

Dermon wurde es nun doch etwas mulmig, insgesamt sechs Personen hielten sich innerhalb des Raumes auf und niemand ließ sich dazu herab mit ihm zu reden, um ihn über den Sinn der ganzen Sache aufzuklären: „Wo ist Streicher?“

Verwundert blickte Karec auf: „Streicher? Wer ist denn das nu wieder?“

Doch bevor irgendwas Falsches erzählt werden konnte, fuhr Dominique dazwischen: „Keine Sorge, der kommt, ich weiß zwar nicht wann, aber er kommt.“

Schon nach einiger Zeit flog die Hintertür auf und Corwin trat ein: „Gestatten, Frederick Streicher“, waren die kurzen Worte zur Begrüßung.

Dermons Hand schloß sich um den Griff des Dolches an seinem Gürtel, doch Karec's Hand umfaßte sein Handgelenk: „Ts, ts, wer wird denn gleich“, mit einer schnellen Bewegung hatte Karec den vergifteten Dolch an sich gebracht und verstaute ihn sicher: „Wenn Ihr mir nun noch Euer Schwert überlassen könntet, keine Angst, ich werde es gut für Euch aufbewahren!“

Widerwillig überließ Dermon auch seine letzte Waffe Karec.

„Also“, fuhr Corwin fort: „laßt uns eine Lösung finden!“



Heftige Schneefälle überzogen das Land und die Stadt Elek-Mantow mit einem dichten Schleier aus gefrorenem Wasser, deckten das Elend der Unterstadt und den verschwenderischen Prunk der Oberstadt mit einem monotonen Tuch aus leuchtendem Weiß zu, ließen den Unterschied vergessen und die Stadt harmonisch zu einem Ganzen werden. Nur die Schlucht inmitten der Häuser, einem weit geöffneten Schlund der Wesenheiten tief unter der Erde gleich, ließ die Teilung Elek-Mantows noch erkennen.

Zwischen den Schatten des Rattenloches verließen drei Männer die schützende Geborgenheit und die wohlige Wärme eines Hauses, das sich windschief an die gesamte Häuserzeile anzulehnen schien. Ihre Schritte wurden durch den teppichartig ausgebreiteten Schnee gedämpft, und kein Geräusch drang mehr als einige Schritte weit in die angrenzenden Gassen. Die Wachen der Brücke hatten sich eng in ihre Fellmäntel eingewickelt, um sich gegen die schneidende Kälte zu schützen, heißen Atem ausstoßend, der sofort zu Nebelschleiern kondensierte.

Drei Männer hielten direkt auf die Brücke zu, und ohne Probleme gelangten sie in die Oberstadt - die Stadtwache würde es niemals wagen, ihren Oberst Dermon Waszilles anzuhalten, egal welche Begleiter er bei sich hatte...

Dermons Seelenleben war aufgewühlt, focht einen inneren Kampf zwischen bedingungslosem Gehorsam und der Möglichkeit ganz von vorne anzufangen - ohne einen Triumviratsangehörigen Sigénoff, der jeden seiner Schritte überwachte, kontrollierte, begutachtete, billigte oder verbot. Er würde seinen Schwur brechen, und auch die Stadt Elek-Mantow würde er verlassen müssen, doch dieser Streicher hatte ihm ein akzeptables Angebot gemacht - eines, das ihn in einen der anderen Oststaaten führen würde, weit weg von den Intrigen des Triumvirates...

Die drei Männer, Dermon, Karec und Corwin, erreichten den Regierungspalast Sigénoffs, einen prächtigen Bau aus schwerem Granit, reich verziert mit architektonischen Spielereien, die jetzt ein Ufer für den herabfallenden Schnee bildeten. Schwer gerüstete Stadtgardisten bewachten den Eingang, ließen nur wenige Menschen durch das schwere Tor in die Hallen der Macht ein. Als sie der drei Männer gewahr wurden, versperrten sie ihnen sofort den Weg, doch als Dermon Waszilles' hochgewachsene Gestalt aus den Schatten der Nacht sichtbar wurde, nahmen sie Haltung an und ungehindert konnten Karec, Corwin und Waszilles passieren...



62, diese Zahl schwirrte völlig Zusammenhangslos in Sigénoffs Unterbewußtsein herum, **hmmm, wenn ich 62 mit 4,11 multipliziere, kommt ungefähr 255 heraus...**

Ein leises Klopfen an der Tür ließ Sigénoff in seinen Gedanken innehalten: „Herein!“ Dermon Waszilles öffnete die Tür und trat in die Schreibstube des Triumviratsangehörigen ein: „Ich habe Nachricht von Streicher für Euch.“

Sigénoff sprang erleichtert auf: „Ihr habt ihn endlich erwischt?!?“ Ein hämischer Ausdruck von Freude bemächtigte sich Sigénoffs Gesicht, das jedoch zu einer steinernen Fratze gefror, als Corwin Dery und ein weiterer Mann hinter Dermon den Raum betraten. Eine eiskalter Hauch umwirbelte Sigénoffs Herz - Corwin Dery schien kein Gefangener zu sein, im Gegenteil, es schien, als würde er diese Männer anführen....



Als Corwin, Karec und Dermon das Gebäude wieder verließen, lebte Sigénoff bereits nicht mehr, von mehreren Messerstichen erstochen lag er in seinem eigenen Blute. Waszilles hatte seine Abhängigkeit gebrochen, und Corwin hatte mit Karec die Vorbereitungen getroffen, die ihn für immer aus Elek-Mantow befreien würden. Schon wenige Stunden später befand er sich auf dem Weg in einen anderen Staat, dorthin wo ihn niemand finden würde.

Doch damit waren die Probleme Corwins noch lange nicht gelöst, zwar ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß Sigénoff ermordet worden war und alle hielten Waszilles für den Täter - er war schließlich als letzter bei ihm gesehen worden - doch Hortega und Derwell wollten nicht so recht daran glauben, schon weil sie immer noch Aussichten auf den nun frei gewordenen Triumviratsplatz hatten. Doch derjenige würde den Platz bekommen, der den Mörder finden würde. Corwin war also schon aus dem Grund keineswegs aus dem Schlamassel heraus, da er immer noch derjenige war, der wahrscheinlich etwas mehr wußte, als alle anderen. Zu diesem Zeitpunkt trafen unter anderem zwei Briefe bei zwei verschiedenen Männern Elek-Mantows ein:

Der erste war ein Schreiben an Askir Derwell und enthielt ungefähr diesen Text:

*Werter Herr Derwell,  
wenn Ihr den Mörder Sigénoffs sucht, solltet Ihr Euch ein wenig näher mit dem Goldschmied Hortega beschäftigen.  
gez. Streicher*

Das zweite Schreiben bekam ein Goldschmied namens Hortega:

*Werter Herr Hortega,  
solltet Ihr daran interessiert sein, den Mörder Sigénoffs zu stellen, wäre es sicherlich von Nutzen, würdet Ihr einmal den Händler Derwell genauer unter die Lupe nehmen.  
gez. Streicher*

Was in den folgenden Wochen und Monaten folgte, war ein seltsamer Tumult, der die Bürger Elek-Mantows allerdings nur wenig berührte. Plötzliche Angriffe von Straßenbanden aufeinander, ein gewisser Alirion Donnerkopf und ein Efrah Assouti an der Spitze, die beiden wohlhabensten Männer der Stadt sparten nicht mit gegenseitigen Beschuldigungen, nicht-existente Indizien wurden gesucht, Einbrüche in Hortegas und Derwells Häuser, Mordanschläge, Verfolgungsjagden nach einem Phantom, dazwischen wieder Anschuldigungen von Hortega, daß Derwell etwas mit dem Tod Sigénoffs zu tun hätte, dann die gleichen Anschuldigungen von Hortega an Derwell, ausgedehnte nächtliche Schlägereien zwischen rivalisierenden Banden, hin und wieder ein „bedauerlicher“ Unfall, Mordanschläge

auf höhergestellte Personen (Hortega und Derwell) und irgendwo mittendrin, von den meisten eigentlich unbeachtet: Corwin Dery alias Streicher und ein Mann namens Karec, beide irgendwo in den Tumulten dieser aufgewühlten Zeit, beide eigentlich größtenteils unbeteiligt und doch wissend worum es ging. In Sicherheit und doch in großer Gefahr schlugen sich die beiden gegenseitig aus allem wieder heraus... doch dies ist eine andere Geschichte...(äh..na ja).

**Ende**

## Kettenreaktion

Oliver Nothers

Diese Nacht war es wieder laut gewesen. Hamaliel wunderte sich immer wieder, wie Loredana trotz dieses Krachs offensichtlich gut schlafen konnte - bei ihm war das jedenfalls nicht der Fall. Allerdings - woran es auch immer liegen mochte, er war mit dieser Tatsache eigentlich ganz zufrieden, ersparte ihm das doch jede Menge lästiger Erklärungen. Solange sie ihn nicht beim Frühstück darauf ansprechen würde, ließe er auch nichts über irgendwelche "Vorkommnisse" in der gestrigen Nacht verlauten. Und wieder einmal schien er Glück zu haben - Loredana schien von all diesem Getöse nicht das mindeste mitbekommen zu haben. Was für einen festen Schlaf dieses Mädchen doch haben mußte! Diesmal hätte der Lärm wirklich Tote aufwecken können. Um sich dessen zu versichern, daß ihnen eine derartige "Überraschung" nicht unbedingt so bald wieder widerfahren würde, beschloß Hamaliel, nachdem Loredana erst einmal aus dem Haus war, den Keller einmal wieder einer gründlichen Inspektion zu unterziehen. Und es stellte sich alsbald heraus, daß dies wohl ein guter Gedanke gewesen war: Kaum hatte er die schwere Kellertür entriegelt und geöffnet, da fiel ihm auch direkt auf, was nicht in das übliche Bild dieses Raumes paßte: Mitten in einem der Kreise, die den Boden schon seit einigen Jahren "verzierten", lag ein einzelnes Schmuckstück - eine goldene Kette. Beim näheren Betrachte fielen Hamaliel so einige Einzelheiten auf, wie zum Beispiel das große Medaillon, daß mit einem großen, blauen Edelstein verziert war, wie auch einige kleinere Kettenstücke, die in einzelne Kettenglieder links und rechts von dem Medaillon eingehängt waren. Ein hübsches Stück, soviel war sicher, und es mochte eine ganze Stange Geld wert sein, aber so einige Eigenschaften dieser Kette gefielen Hamaliel ganz und gar nicht - allen voran die Tatsache, daß sie so einfach in seinem Keller aufgetaucht war. Daß irgendwelche Gegenstände sporadisch in seinem Keller auftauchten und nirgendwo anders vermißt wurden, war mittlerweile ja nichts neues, nur hatten eben die meisten dieser Gegenstände die Angewohnheit, nicht unbedingt zur Verbesserung gegebener Situationen beizutragen - nicht alle, zum Glück, das eine oder andere mal waren auch nützliche "Kleinigkeiten" dort aufgetaucht, die so manchem aus verzwickten Lagen heraushelfen konnten. Normalerweise erkannte er ja zumindest eine Gewisse "Tendenz" solcher Gegenstände, aber bei dieser Kette war es anders. Sie hatte definitiv eine Aura, soviel war sicher, man konnte fast meinen, daß das jeder ungeübte sogar schon spüren mochte, aber es gelang ihm nicht, diese irgendwo einzuordnen. Seltsam, seltsam... Nun, er würde schon noch herausfinden, was es mit diesem Kleinod auf sich hatte, da war er ganz sicher. zuerst einmal nahm er es an sich, verschloß den Keller wieder so fest wie es eben nur ging, und machte sich auf den Weg in sein Arbeitszimmer. Dort legte er die Kette erst einmal auf den Tisch, und überlegte, wie man dieser "Sache" wohl auf den Grund gehen könne.



Langsam ließ der Sturm nach. Oh, war das ein grandioses Gefühl gewesen! Vish'a'ir mußte ihn wirklich ganz besonders mögen, daß er ihm einen solchen Blizzard geschenkt hatte... Scree-Fro'Gar-Croo war gerade erst wieder aus seinem ekstaseähnlichen Zustand erwacht. Er hatte keine Ahnung, wie lange er mit diesem Blizzard geflogen war, geschweige denn wo er jetzt gelandet war. Das Schneetreiben hatte jetzt schon einige Zeit nachgelassen, und der Wind nahm auch immer mehr und mehr ab. Die Wolkenfetzen waren auch schon weniger geworden, mittlerweile konnte er schon wieder erkennen, was sich auf dem Boden unter ihm abspielte - oder zumindestens, daß dort unten etwas war. Sicher war jedenfalls, daß, was immer da unten war, um einiges tiefer lag als seine Heimat. Aber irgend etwas ging dort unten vor sich, er konnte in seinem Sinkflug erkennen, daß sich dort etwas bewegte...





Heute hatte Loredana vor, einmal so richtig ausgiebig auf Entdeckungsreise zu gehen. Vor nicht allzu langer Zeit hatten einige Nushq'qai ein Lager am Stadtrand aufgeschlagen - vielleicht würde sie sich da mal umsehen. Aber auch die Unterstadt selber hatte mal wieder einen ihrer berüchtigten Streifzüge verdient. Lange hatte sie sich nicht mehr einfach so unter die Leute gemischt - Hamaliel sah das nicht gerne, aber was Hamaliel nicht sah, das könnte ihn auch nicht allzu sehr aufregen. Sie machte sich auf den Weg Richtung Südwesten, mitten durch die Unterstadt. Ob am zweischneidigen Schwert wieder ein paar ach so tapfere Krieger herumstehen würden? Sie sahen schon oft verwegen aus, diese Söldner... sie genoß es manchmal, den ein oder anderen von ihnen zu provozieren... mal sehen, worauf das heute hinauslaufen würde.



Was war denn das gewesen? Ein ziemlich großer, schwarzer Schatten war dort eben an seinem Fenster vorbeigehuscht - aber nicht etwa seitwärts, sondern von oben nach unten! Selbst wenn dieses... was immer es sein mochte, das würde er schon noch herausfinden... in die Schlucht verschwunden war, er würde dieser Sache auf den Grund gehen... er glaubte, so etwas wie Flügel an dem Schatten erkannt zu haben, aber einen so großen Vogel hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Die Kette würde erst einmal zu warten haben - ach was, die würde schon nicht wegkommen, es hatte sich bisher noch niemand aus Elek-Mantow getraut, in sein Haus einzubrechen... Die Leute hatten einfach viel zu viel Angst, was das anging... wenn er die Mutmaßungen darüber hörte, mit welcher "Magie" er wohl seine Besitztümer gesichert haben sollte...



Am zweischneidigen Schwert waren zwar ein paar Söldner gewesen, aber die waren allesamt entweder unausgeschlafen, besoffen von der letzten Nacht, oder schlichtweg unattraktiv. Manche paßten sogar in alle drei Kategorien. Aber sonderlich gestört hatte das Loredana nicht, sie war einfach weitergegangen, und mittlerweile hatte sie auch schon wieder etwas entdeckt, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Aus dem Eckhaus am Südrand der Stadt strömte ihr Weihrauchduft in die Nase - bis vor kurzem hatte dieses Haus doch noch leergestanden... Das mußte ausgekundschaftet werden! Und schon hatte Loredana ihren Kopf zwischen den Türpfosten des kleinen Hauses hindurchgesteckt und machte erst mal ein ziemlich erstauntes Gesicht. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein Standbild - ein Standbild einer Gottheit, so mochte man mutmaßen. Es hatte eine menschliche Statur, aber katzenähnliche Züge, ja, es sah sogar überhaupt so aus, als wäre es eine Katze in humanoider Form, und sie hatte... Flügel! Feuerschalen waren auch in diesem Raum, von denen schien der Duft auszugehen... Und der ganze Raum war mit bunten Tüchern geschmückt worden... grün, gelb, gold... das sah schön aus sehr - da kniete ja jemand vor der Statue! Und diese Gestalt begann gerade, sich zu erheben und zu Loredana herumzudrehen. Und dieses... dieses... Wesen schien dieser Statue zu ähneln! Es hatte ein braunes, gestreiftes Fell, und blickte mit katzenhaften grünen Augen in ihre Richtung! Das Wesen hatte zwar keine Flügel, aber auch so war ihr das nicht geheuer. Vielleicht hatte sie ja eine religiöse Zeremonie unterbrochen? Das wollte sie gar nicht mehr so genau herausfinden, und so schnell, wie ihre anfängliche Neugier nun der Furcht gewichen war, machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte zurück zu ihrer Behausung. Das mußte sie einfach Hamaliel erzählen!



Judith war ein wenig überrascht. Sie hatte auf ihrer Reise schon einige andere Wesen getroffen, und alle ihre Reaktionen waren verschieden gewesen - aber noch nie war jemand einfach vor ihr weggelaufen. Und warum diese Menschlein jetzt so schnell Fersengeld gegeben hatte, konnte sie wirklich nicht verstehen. So furchterregend konnte sie doch gar nicht

aussehen... entweder hatte sie einfach Angst vor Katzen, oder... ach, es war einfach schade... diese Menschin war das erste Wesen, daß einmal in ihren Schrein hineingesehen hatte... Sie hätte sich gerne ein wenig mit ihr unterhalten, aber da würde sie wohl auf den nächsten warten müssen...



Interessant sahen diese Na'garnishkas ja schon aus... einige von ihnen standen jetzt am Rand dieser Felsspalte, durch die er eben ein paarmal geflogen war, und sie schienen ihn zu beobachten... Vermutlich hatten sie noch nie einen Ruda-K'shin in voller Lebensgröße gesehen, dachte sich Scree-Fro'Gar-Croo. Er nahm sich vor, sich die Na'garnishkas mal ein wenig genauer anzuschauen.



Hamaliel war wirklich überrascht - nein, überrascht war gar kein Ausdruck, er war fasziniert. Da flog doch tatsächlich ein Wesen mitten über der Spalte in der Luft herum, ein Wesen, wie er es noch nie vorher gesehen hatte. Es war schwarz, ungefähr einen Sprung groß, und hatte Federn wie ein Vogel. Auch die Flügel, die klauenähnlichen Füße und der Schnabel wirkten vogelartig, aber ansonsten sah es humanoid aus - es hatte Arme, die zwar gefiedert waren, aber in menschenähnliche Hände ausliefen. Wo mochte diese Kreatur wohl hergekommen sein? Er spürte, daß es sich um ein vollkommen natürliches Wesen handelte, ein Wesen der Welt Koatlitek - aber wo auf dieser Welt existierten solche... komischen Vögel?



"Hamaliel!" Loredana rief schon an der Tür nach ihm, und nachdem niemand darauf reagierte, versuchte sie es noch ein paarmal, während sie hektisch durch ihrer beider Behausung streifte. Schließlich kam sie zu dem Resultat, daß er wohl irgendwo in der Stadt unterwegs sein mußte, da er sonst um diese Tageszeit eigentlich immer zu Hause war. Plötzlich blieben ihre Augen an einem Schmuckstück hängen - eine Kette war es, um genau zu sein, eine Kette mit einem großen, blauen Edelstein, die dort einfach so mutterseelenallein auf dem Tisch lag... das war doch gar nicht typisch für Hamaliel... einfach etwas so liegenzulassen, und dann zu gehen... es sei denn... es sei denn, er wollte ihr diese Kette... Natürlich! So mußte es sein! Er wollte, daß sie die Kette findet! Sie probierte sie direkt an, und sie lag sehr angenehm um ihren schlanken Hals. Sie wurde nicht so recht schlau aus Hamaliel... wieso schenkte er ihr eine Kette? Nun ja, das würde sich schon noch von selber aufklären... Sie würde ihn ganz einfach suchen gehen, das war das beste.



Woher hatte diese Göre nur eine so kostbare Kette her? Das war eine so seltene Gegebenheit, die mußte einfach umzusetzen sein... Corwin überlegte gerade, wer eine solche Information wohl gebrauchen konnte... und auch, wo diese Kette wohl herkommen mußte. Aber - Moment, wo war die Kette denn jetzt geblieben? Himmel, dieses Mädchen mußte wirklich naiv sein... nicht nur, daß sie eine solche Kette offen durch die Südstadt trug, nein, sie hatte nicht einmal gemerkt, wie dieser Tagedieb Reexor ihr das Kleinod bei einem - nach seiner Auffassung - übermäßig auffälligen Rempler entwendet hatte... Nun ja, auch diese Information würde sich verwerten lassen...



"Hamaliel, endlich finde ich dich!" Loredana lief auf den soeben Begrüßten zu. "Wo hast du denn gesteckt? Ach, übrigens, danke für die Kette." "Kette? Wieso... Oh nein, die Kette... wo hast du sie?" "Na um den Hals, siehst du do... Scheiße! Sie ist weg!" "WAWAWAWAAAAAS? Weg? Einfach WEG? Hast du eigentlich noch alle Tassen

im Schrank?" Hamaliel war mit einem mal hellwach. "Weißt du eigentlich, in was für Schwierigkeiten du mich da wieder bringst? Nicht auszudenken, wenn... Los, ab nach Hause, und da bleibst du erst mal, habe ich mich klar ausgedrückt? Na los, beweg dich schon! Ich habe schließlich noch einiges zu tun!" Eine deutliche Geste in Richtung Haus unterstrich seine Forderung noch einmal, worauf sich Loredana auch prompt in Richtung Haus in Bewegung setzte. Hamaliel hingegen begab sich erst einmal in Richtung Brücke. Er mußte diese Kette wiederbekommen, es war viel zu gefährlich, daß so etwas in freiem Umlauf war... und er wußte schon, wer ihm dabei helfen konnte.



Reexor frohlockte. Da hatte ihm dieser Nushq´qai doch tatsächlich zehn Goldsonnen für diese Kette bezahlt... nicht schlecht... wenn es nur jeden Tag so laufen würde... Wie er dieses frisch "verdiente" Geld wohl anlegen sollte? Er hatte da schon so einige Gedanken...



Hamaliel hatte die Stelle erreicht, an der er jemanden zu treffen gedachte - keinen anderen als Shamino. Er blickte über den Rand der Spalte, und konnte mit Mühe gerade einmal ein paar Füße erkennen, die in schwarzen Lederstiefeln steckten, und, der Haltung nach zu urteilen, zu jemandem gehörten, der dort unten mehr oder weniger faul herumhing. "He, Shamino, aufwachen!" "Was gibt's?" Mit einem Mal war Shamino wach, und behende auf den Rand der Spalte emporgeklettert. "Nun ja, ich brauche deine Hilfe..." Viel brauchte ihm Hamaliel ja nicht zu erklären, aber auf jeden Fall machte er es Shamino glaubhaft, daß diese Kette in den falschen Händen gefährlich werden konnte. Eine ausführliche Beschreibung des fragwürdigen "Schmuckstücks" gab er ihm außerdem, wie auch die Order, das ganze so unauffällig und blutarm wie möglich durchzuführen - notfalls würde er, Hamaliel, die Kette ihrem neuen "Besitzer" auch abkaufen, wenn nicht anders dranzukommen wäre. Ohne weitere Zeit zu verlieren, machte sich Shamino auf die Suche - und er wußte auch schon, bei wem er die anfangen würde...



Nun war er diesem Nushq´qai quer durch die ganze Südstadt gefolgt - Wo, zum Brenner, wollte dieser Typ bloß hin? Aha, jetzt ging er in ein Gebäude... aber das war doch Rominas Ramschlade! Wollte er die Kette etwa dort verschachern? Ein wenig ungewöhnlich vielleicht, aber dann doch wieder nicht ganz dumm... Corwin überlegte immer noch, was es wohl mit dieser Kette auf sich haben mochte, als der Nushq´qai den Laden wieder verließ. Dem ungewohnt großen Volumens seines Geldbeutels nach zu urteilen, mußte er einen ganzen Batzen Geld für dieses Teil bekommen haben... Ja, er hatte es tatsächlich an Romina weiterverkauft, wie Corwin nach einem flüchtigen Blick in den Eingang von Rominas Ramschlade feststellen konnte. Das gute Stück schmachtete schon zwischen allem möglichen anderen Plunder in einer der vielen Vitrinen.

Mittlerweile war es Nachmittag geworden, aber Shamino hatte nun auch den gefunden, den er gesucht hatte. Das hieß, noch nicht ganz... der Gesuchte kam gerade, verfolgt von irgendwelchen Leuten, die Straße heruntergerannt. Shamino duckte sich in die dunkle Ecke einer kleinen Seitenstraße und wartete ab. Das klappte ja noch viel besser, als er es sich erhofft hatte - und es würde vor allem viel preiswerter ablaufen! Er zählte rückwärts: "Drei... Zwei.. Eins..."



Urplötzlich fühlte sich Corwin am Kragen gepackt und mit Schwung in eine dunkle Seitengasse bugsiiert. Dann erkannte er, wer dort vor ihm stand, und wußte nicht so recht, ob

er einen Seufzer der Erleichterung oder er Verzweiflung ausstoßen sollte. Der Finger, den Shamino an seine Lippen hielt, machte ihm die Entscheidung insofern einfacher, daß er erst einmal überhaupt keinen Laut von sich gab. Dann begann Shamino zu sprechen: "Guten Abend, Sell, schön, daß wir uns mal wiedersehen." Ob das so schön war, darüber mochte man ja streiten, dachte sich Corwin, aber er beschloß, sich erst einmal nichts anmerken zu lassen. "Sag mal", setzte Shamino fort, "Du hast ja diese Tendenz, immer alles zu wissen, was eigentlich keiner wissen sollte... Du hast nicht zufällig irgendwo gesehen, daß dieses Teil hier irgendwo aufgetaucht ist?" Er hielt ihm eine Zeichnung der Kette vor die Nase. "Schon möglich... Weißt du, ich bin im Moment gerade wieder mal knapp bei Kasse..." "Oh, dem können wir abhelfen... weißt du, da, wo du landest, wenn DIE DA dich erwischen, brauchst du sowieso kein Geld mehr..." Shamino machte eine Bewegung in Richtung Hauptstraße, wo Corwins Verfolger gerade mit einer - zugegebenermaßen nicht allzu sorgfältigen - Suchaktion begannen. "Du würdest doch nicht..." Ein Blick auf Shaminos kühles lächeln genügte, um Corwin davon zu überzeugen, daß er ihn ohne mit der Wimper zu zucken... bei dem Gedanken graute ihm. "Also gut, die hatte heute morgen so ein Mädchen an..." "Weiß ich schon, die hat sie nicht mehr. Wer hat sie ihr geklaut?" "Ach, das war nur Reexor..." Shamino wollte gerade umdrehen und sich auf die Suche nach Reexor machen, als Corwin fortsetzte: "Aber der hat sie auch nicht mehr..." "Nein? wer denn?" Shamino blickte Corwin finster an. Wenn dieser Tunichtgut ihn zum Narren halten wollte, dann war er hier aber an den falschen geraten! "Nun, Reexor hat sie einem Nushq'qai verkauft." Großartig! Gerade jetzt, wo eine ganze Sippe Nushq'qai am Stadtrand ihr Lager aufgeschlagen hatte... und für Shamino sahen sie alle gleich aus. "Weißt du sonst noch etwas? Los, spuck's aus, ich habe einen verdammt kurzen Geduldssaden!" Mit einem flüchtigen Blick auf die Hauptstraße, der ihm leider keine allzu guten Aussichten bescherte, ließ Corwin Shamino auch seine letzte Information bezüglich der Kette wissen - da war ihm seine Gesundheit doch einiges mehr wert als das Geld, was er damit hätte machen können. "Der Nushq'qai hat die Kette bei Romina versetzt - und jetzt laß mich endlich los, bevor die mich auch noch hier suchen, und du hast mich hier nicht gesehen, okay?" "Sicher, Sell..." Shamino lächelte, als er Corwin hinterhersah, wie er in einem ziemlichen Tempo in den dunklen Gassen der Unterstadt verschwand. Er wußte, was er wissen mußte.



"Im Ramschladen also? Nun gut, dann ist ja noch nicht alles verloren." Hamaliel schien weder so richtig erfreut noch allzu unglücklich über die Auskunft zu sein, die ihm Shamino soeben hatte zukommen lassen. "Na gut, dann werde ich mich mal direkt auf den Weg dorthin machen... Du hast was bei mir gut." Mit diesen Worten verabschiedete sich Hamaliel von Shamino, und ging schnellen Schrittes geradewegs zu Rominas Ramschladen.



"Kundschaft!" krächzte Myrrlon, als Hamaliel das kleine, mit allem möglichen Tand vollgestopfte Haus betrat. "Seid begrüßt, seid begrüßt, womit kann ich dienen?" Voller Elan kam Romina, eine kleine, quirlige Frau mit braunen Locken kam um die Ecke gewieselt. "Ich wollte mich eigentlich nur mal umschaun." brummte Hamaliel, was zu Folge hatte, daß er fortlaufend von Romina umgarnt wurde, die ihm alle möglichen Dinge schmackhaft zu machen versuchte. Dummerweise war die Kette nicht darunter, und er wollte sich nun einfach Zeit sparen, als er sie konkret nach diesem Schmuckstück fragte. "Oh, da muß ich euch leider enttäuschen, Herr, aber dieses Stück ist gerade erst gekauft worden, von einer jungen Dame... Sie war kaum aus der Tür, als ihr hereinkamt... He, Herr, wo wollt ihr denn so schnell hin?" das hörte Hamaliel schon gar nicht mehr. Er war aus der Tür gestürzt, um die besagte Kundin zu finden, und - da war ja die Kette! Nur einige Sprung weiter in Richtung des "Succube" ging

eine junge Frau mit der Kette um den Hals die Straße entlang - aber das, was er nun erkannte, gefiel ihm gar nicht. Er hatte diese Frau schon einmal gesehen - flüchtig, aber damals hatte er auch schon erkannt, was es mit ihr auf sich hatte... Verdammt! Warum mußte ausgerechnet sie diese Kette haben?



"Bleib sofort stehen!" Yssa fuhr herum, um den, der sie da so rüde angesprochen hatte, mit einem eiskalten Blick abzuspeisen, besann sich dann aber doch eines besseren. Sie hatte diesen Mann schon einmal gesehen - und ihr war schon damals ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen. Er gehörte zu der Sorte von Sterblichen, die Macht über Sphärenwesen hatten. Und in ihrem jetzigen Zustand war sie für ihn vermutlich nicht einmal die Mühe wert. Hoffentlich hatte er das nicht gemerkt. "Ja, was ist?" Hoffentlich sah er ihr ihre Aufregung nicht an. Mittlerweile war er nähergekommen. "Versuche nicht, deine wahre Natur zu verbergen, ich weiß sowieso, was du bist." "Ich aber auch, was du bist!" Yssa versuchte, ihn einzuschüchtern, was ihr aber nicht allzu gut zu gelingen schien. "Du willst doch bestimmt nicht, daß die Stadt erfährt, was du bist, oder, Dämonologe?" "Nicht unbedingt. Aber ich will eigentlich keinen Ärger mit dir - gib mir nur die Kette!" "Kommt gar nicht in Frage! Außerdem, was willst DU damit? Die Kette nützt dir doch gar nichts." "Nein?" "Nein. Und deshalb werde ich sie auch behalten." Hamaliel war ziemlich überrascht von der Dreistigkeit dieses Sukkubus. "Na gut, aber sei gewarnt, ich werde dich im Auge behalten, und wenn du dir irgend etwas zu schulden kommen läßt..." Er hatte keine Lust, jetzt in aller Öffentlichkeit seine arkanen Kräfte spielen zu lassen. Das würde nur unnötige Aufmerksamkeit erregen, und außerdem war es anstrengend. "Was sollte ich denn schon machen? Ich mache nur meinen Job... Das, was ich am besten kann." Yssa lächelte ihn an. "Ja, eben!" entgegnete Hamaliel mit einem ebenso wissenden wie kühlen Lächeln.



Das Ereignis mit der Kette lag schon fast einen Monat zurück, als Hamaliel den Keller wieder einmal betrat. Auf dem Boden lag ein Anhänger in Form eines Tigerkopfes. Ohne weiter über diese Reaktion nachzudenken, griff sich Hamaliel den Anhänger, schloß den Keller hinter sich, und schmiß das verdammte Ding einfach aus dem Fenster. So eine Odyssee würde es wegen so etwas nicht mehr geben, und er hatte jetzt einfach keine Lust, sich damit abzugeben. Hoffentlich würde dieses Teil nicht gerade Loredana in die Finger geraten...

Fortsetzung folgt...

## Des einen Freud ist des anderen Tod

Kai-Florian Richter

- 1 -

„Noch einmal vielen Dank, daß Du gekommen bist.“

Feran kam auf ihn zu, so glücklich wie Chatsar ihn noch nie gesehen hatte, in seinem Arm seine Versprochene, Daria, ein wirklich sehr hübsches Mädchen. Sie war klein, nur etwa 3 Tritt groß, hatte langes, glänzenschwarzes Haar, leuchtendgrüne Augen und dunkle Haut. Sie paßte wirklich gut zu Feran, auch gesellschaftlich, sie war Dienstmädchen bei einem reichen Händler.

„Aber das ist doch selbstverständlich. Natürlich komme ich, wenn einer meiner Freunde Versprechen feiert.“

Wenn er ehrlich war, hatte ihn Jaga gedrängt zu gehen, eigentlich wollte er sie und seine Tochter Freya nicht allein lassen. Doch Jaga hatte darauf bestanden, hatte gesagt, er solle nicht so übertrieben ängstlich sein. Und sie hatte recht, er hatte viel Spaß, auch wenn es mit ihr viel schöner wäre. Chatsar liebte traditionelle Feste, zur Geburt Freyas hatte es ein Willkommensfest gegeben, und auch diese Versprechensfeier lief nach der alten Tradition ab. Begonnen hatte sie damit, daß sich alle Gäste im Saal versammelt hatten und schweigend auf die Ankunft der Versprochenen warteten, in der Mitte auf einem Podest die Eltern der beiden. Dieses Warten dauert im allgemeinen etwa eine Viertelstunde, eine lange Zeit, wenn man mit all den Leuten, denen man so viel zu erzählen hat, nicht reden darf. Auch heute kam Feran eine Viertelstunde nach den Gästen, Huckepack auf seinem Rücken Daria, der Tradition entsprechend begann er, den Saal zu umrunden. Dies stellt oftmals eine nahezu unmögliche Aufgabe dar, heute jedoch nicht, schließlich war Feran etwa eineinhalb Pfeillängen größer als Daria und fast doppelt so schwer. So umrundete er trotz der Rufe wie „Sie fällt gleich“ oder „Weiter kommst Du nicht“ ohne Mühe den Saal und ging schließlich zum Podest. Dort ging er in die Knie und Daria kletterte von seinem Rücken. Nachdem sie dann zu ihren Eltern auf das Podest gestiegen waren und diese geküßt hatten, küßten sie sich. Damit waren sie einander versprochen und konnten im nächsten Jahr mit 18 den Bund fürs Leben eingehen. Und da sie die Umrundung ohne Sturz überstanden hatten, versprach es ein sehr glückliches Leben zu werden.

Chatsar mochte diese Zeremonie, weil sie einfach gut zu der fröhlichen Stimmung einer Versprechensfeier paßte, auch wenn die Zeremonie keinerlei religiöse Bedeutung zu haben schien und zugegebenermaßen recht albern war, wahrscheinlich einer der Gründe, warum diese Art von Feier kaum noch begangen wurde.

„Das ist das erste mal, daß Du mich Freund nennst, Chatsar. Das ist eines meiner schönsten Versprechensgeschenke.“

Feran riß Chatsar aus seinen Gedanken. Ja, Feran war sein Freund, seit jenen Tagen im Nebel, wo sie diese merkwürdige Sekte fanden, hatten sie fast täglich miteinander zu tun, und im Laufe der Zeit war Freundschaft entstanden, genauso wie zu Mira.

Doch was sollte er noch dazu sagen?

„Darf ich Dir in aller Freundschaft Daria für einen Tanz entführen?“

„Ah, deshalb die Freundschaft, na ja, dann such ich mir eben eine andere!“ antwortete Feran lachend.

„Ich werde wohl gar nicht gefragt, wie? Chatsar, ich freue mich auf den Tanz, lassen wir den Treulosen ruhig gehen!“ fügte Daria lächelnd hinzu.

Damit führte sie Chatsar auf die Tanzfläche, wo sie zu der wirklich ausgezeichneten Musik tanzten. Diese Feier mußte die Eltern und auch Feran und Daria ein Vermögen kosten, aber schließlich feierte man nur einmal Versprechen in seinem Leben, und wenn die beiden

Familien weiter der Tradition folgten, so würden Feran und Daria den Bund fürs Leben bei einem einfachen Essen im Beisein eines Priesters schließen.

„Wie geht es Freya?“ fragte Daria.

„Sehr gut, sie ist gesund. Natürlich wacht sie noch mehrmals in der Nacht auf, aber ansonsten ist sie ein sehr ruhiges Kind.“

„Ich möchte auch Kinder haben, viele Kinder.“

„Ich bin sicher, die werdet ihr haben. Ihr werdet ein glückliches Paar sein.“

Daria lachte. „Weil Feran mich einmal um den Saal getragen hat?“

„Nein, weil ihr sehr gut zueinander paßt. Und weil Feran ein ehrlicher Junge ohne viele Flausen im Kopf ist. Und weil ich darauf achten werde, daß ihr keinen Blödsinn macht.“

„Na, da haben wir ja schon fünf Aufpasser, damit kann ja nichts mehr schiefgehen.“

Der Tanz war zu Ende, Daria streckte sich und gab Chatsar einen leichten Kuß auf die Wange.

„Vielen Dank nochmal, fürs Kommen, für den Tanz und für die Fürsorge.“

Damit entschwand sie wieder zu Feran.

- 2 -

Chatsar verließ das Fest kurz nach Mitternacht, nachdem er mit allen Gästen gemeinsam auf Feran und Daria einen Becher Wasser getrunken hatte.

„Auf das ihr in Zukunft etwas Besseres haben könnt!“ so lautete der Trinkspruch. Es war wirklich zu hoffen, die beiden waren einfach wunderbar. Sobald Freya alt genug war, mußten sie die beiden unbedingt einmal besuchen. Oder Jaga und er würden sie einladen.

Er schloß das Seitentor auf, betrat das Grundstück und wanderte den schmalen Kiespfad an den Cariannußsträuchern vorbei auf die kleine Seitentür zu, die zu ihrer Wohnung führte.

Auch diese öffnete er mit einem Schlüssel, zog seine Schuhe aus, nahm sie in die Hand und schlich die schmale, steile Treppe hinauf. Oben öffnete er die Haustür, stellte die Schuhe neben die anderen vor die Tür und betrat die Wohnung.

Er schlich, sein Hemd aufknöpfend, ins Schlafzimmer und betrachtete dort die friedlich schlummernde Freya, während er sich auszog. Dann kroch er ins Bett und zog Jaga vorsichtig ein Stück Decke weg. Er versuchte sie nicht zu wecken, schließlich schliefen sie durch das kleine Kind keine Nacht mehr durch. Doch sie drehte sich um und murmelte im Halbschlaf.

„War's schön?“

Chatsar küßte sie auf die Stirn und antwortete „Wundervoll, die beiden passen einfach zusammen, und die Feier war so, wie ich sie mag. Aber nun schlaf, den Rest erzähle ich Dir Morgen.“

Zwei Stunden später schreckten er und Jaga auf. Freya hatte zu schreien begonnen.

„Steh Du bitte auf und bring sie mir“

Chatsar stand auf, trat an Freyas Bett, wickelte sie aus einigen der Decken und hob sie vorsichtig hoch.

„Ist ja gut mein Schatz, jetzt geht's zu Mama.“

Er gab Jaga Freya in den Arm und setzte sich daneben. Während Jaga versuchte Freya zu beruhigen, erzählte Chatsar von der Feier.

„Also, Du mußt Daria unbedingt kennenlernen. Sie ist wunderschön, natürlich nicht so schön wie Du, aber ich glaube ich werde mir eine Freundin zulegen...“

„Untersteh Dich, Du siehst Deine Tochter nie wieder!“ Jaga lachte.

„Oh, das ist ein kleines Opfer das ich gerne aufbringe.“ auch Chatsar lachte.

„So, sie schläft wieder, ich bringe sie zurück ins Bett.“ Jaga stand auf.

Fünf Minuten später waren auch Jaga und Chatsar wieder eingeschlafen, nur um drei Stunden später wieder geweckt zu werden. Total übermüdet standen beide auf, in einer Stunde müßten sie ohnehin hoch, und begannen den Tag.

Chatsar war gerade hinter dem Vorhang, der das Bad vom Schlafzimmer trennte, und Jaga gab Freya die erste Mahlzeit des Tages, als ein Schrei durch das Haus gellte.

„Er ist tot. Jemand hat ihn umgebracht!“

- 3 -

„Ich kann nur noch einmal betonen, wie leid es mir um Ihren Vater tut.“ Larkur saß auf dem Sessel, Keriam gegenüber, der das Gesicht hinter seinen Händen verbarg.

„Ich kann es kaum fassen.“ fuhr Larkur fort.

Die Tatsache, daß Larkur bereits um halb sechs Uhr morgens hier war und solche Worte sagte, zeigte, wie bedeutend Gsaxio gewesen war.

Chatsar war gleich, nachdem er den Schrei gehört hatte, nach unten gelaufen. Am Fuße der Treppe traf er zwei Dienstmädchen, die bleich und leise weinend Richtung Küche gingen.

„Was ist passiert?“ fragte er.

„Der Herr ist tot! Ermordet!“

Chatsar eilte zu Gsaxios Schlafzimmer, wo er Keriam über seinen Vater gebeugt fand. Die Decke und das Laken waren rot vor Blut.

„Oh, das ist ja entsetzlich!“, entfuhr es ihm.

Keriam schrak hoch und starrte Chatsar aus tränenden Augen an.

„Warum? Was hat er getan? Wer tut so was?“

„Ich weiß es nicht, ich habe keine Ahnung. Es tut mir unheimlich leid. Darf ich mal sehen, vielleicht weiß ich dann mehr?“

Keriam trat stumm einen Schritt zurück.

Chatsar beugte sich nun ebenfalls über Gsaxios Leiche, der Hals wies einen sauberen Schnitt von einem Ohr zum anderen auf.

„Das war ein Profi, wir müssen die Stadtwache verständigen. Freya, lauf bitte zur Wache und sage dort, was passiert ist, sie sollen einen Offizier schicken. Und sage auch, daß ich später zum Dienst komme, ich bleibe erst mal hier!“

Freya, die gerade mit heißem Tee für Keriam gekommen war, stellte das Tablett ab und ging wieder. Als sie gerade an der Tür war, schaute Keriam auf und sagte leise:

„Sag' ihnen, Larkur möchte bitte kommen.“

Und nun saßen sie im Wohnzimmer, Keriam auf dem Sofa, Larkur ihm gegenüber auf einem Sessel und Chatsar auf einem Holzstuhl an der Seite.

„Hatte ihr Vater irgendwelche Feinde?“ Larkur fing nun an, die üblichen Fragen zu stellen.

„Nein! Das heißt, er war Kaufmann, wie sie ja wissen, da hatte er natürlich einen Haufen Konkurrenten. Aber ich glaube nicht, daß einer von denen ihn umbringen würde.“

„Wie sieht es in der Familie aus, oder bei den Bediensteten?“

„Die Familie? Unmöglich! Ich bin der einzige, der mit ihm im Haus lebt, die anderen kümmern sich nie um ihn, also warum sollten sie ihn umbringen? Außerdem leben sie über 6 Tagesritte von hier. Und die Bediensteten? Chatsar, sag' selbst, glaubst Du, daß einer von ihnen Gsaxio umbringen würde?“

Larkur und Keriam wendeten sich Chatsar zu.

„Nein, das glaube ich eigentlich nicht. Vor allem nicht so wie es passiert ist, das war ein Meuchler, und solche Leute kosten einen Haufen Geld.“

„Nun, dann habe ich erstmal keine Fragen mehr, ich kann nur noch einmal versichern, wie leid es mir tut.“ Larkur stand auf.

„Werden Sie das Schwein finden?“

„Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht. Wie Chatsar schon sagte, war es ein Profi. Und wir haben keine Spuren gefunden, ja wir wissen noch nicht einmal, ob oder wie der Täter ins Haus



gekommen ist. Eine offizielle Untersuchung wird zu meinem größten Bedauern wahrscheinlich nicht viel einbringen. So leid es mir tut.“

Larkur ging, drehte sich an der Tür aber noch einmal um.

„Chatsar, vergiß Deinen Dienst nicht.“ dann ging er.

Chatsar erhob sich ebenfalls, doch Keriam blickte ihn an und bat ihn, sich wieder zu setzen.

„Chatsar, du mußt mir helfen. Ich muß einfach wissen, wer es getan hat!“

„Aber, wie Larkur schon sagte, kann die Wache nicht viel machen...“

„Ach, vergiß die Wache, du sollst es herausfinden, privat und ohne Uniform. Ich zahle Dir bei Erfolg eine Goldsonne, außerdem bekommst Du 25 Silbersonnen für die Ermittlungen.“

„Ich weiß nicht...“

„Chatsar, bitte! Als trauernder Mann und Arbeitgeber Deiner Frau kann ich ja wohl ein wenig Unterstützung verlangen!“

„Also gut, aber meinen Dienst muß ich trotzdem versehen. Die Ermittlungen kann ich nur in meiner Freizeit führen. Und deshalb muß ich jetzt auch los!“

„In Ordnung, ich lasse das Geld nach oben bringen. Vielen Dank, Chatsar“

Damit ging Chatsar nach oben, zog sich um und ging zur Wache.

- 4 -

„Gib mir endlich das Kraut!“ Sariel Mizgar fauchte sein Gegenüber an. Er brauchte dringend seine Pfeife.

„Immer langsam, das muß genau gewogen werden! So, hier ist es.“

„Was, mehr nicht?“ Sariel starrte ungläubig auf das kleine Häufchen Rauschkraut, das ihm der Händler auf einem Geria-Blatt hinhielt.

„Was erwartest Du denn für zwei Bronzesonnen, dafür darfst Du immerhin das Blatt behalten.“

Der Mann lachte und schloß die Luke, durch die er seine Kräuter verkaufte.

„Idiot!“ sagte Sariel, packte aber das Blatt, wickelte es zusammen und steckte es in seinen Beutel, dann verließ er das Haus und trat auf die enge Gasse mitten in der Unterstadt.

„Nun werde ich die Pfeife aber wenigstens genießen. Ich geh' dahin, wo die Schlange nicht hinkommt.“

Mit solchen und ähnlichen Gedanken ging Sariel durch die Unterstadt, ohne auf seine Umgebung zu achten. Plötzlich tauchte ein Mann vor ihm auf. Sariel stieß gegen ihn, der Mann strauchelte.

„Paß doch auf, Du Idiot!“

Doch Sariel ging einfach weiter seinem Ziel entgegen, hatte den Zusammenstoß offenbar nicht registriert.

Nach etwa einer Viertelstunde gelangte er dann schließlich in die Randbezirke der Unterstadt. Hier standen die Häuser der Ärmsten der Armen, das Bild war geprägt von einfachsten Holzkonstruktionen, viele davon wenig mehr als ein Gerüst mit einer Holzplatte als Dach. Auf den Gassen, die wie zufällig durch diese Barackensiedlung führten, lag noch mehr Dreck als in der Unterstadt selbst, überall waren abgemagerte Kinder, Hunde und Ziegen, die Sariel aus merkwürdig leeren Augen anstarrten.

Doch er bemerkte auch dies nicht, sondern ging langsam, aber konstant, weiter in Richtung eines kleinen Tals, das außerhalb der Stadt lag.

Dort angekommen setzte er sich auf einen flachen Stein und schaute sich erstmal um. Das Tal war recht klein, etwa 30 Sprünge im Durchmesser, fast rund und von hohen, fast senkrechten Felswänden umgeben. Es enthielt wenig mehr als loses Geröll in verschiedensten Größen und Formen, ein wenig Moos und eine kleine Pfütze, die entstand, weil Wasser aus einer der Felswände tropfte.

Und an eben dieser Pfütze stand ein fast 1 Sprung großer Mann mit nacktem Oberkörper. Er drehte Sariel den Rücken zu, so daß Sariel nicht erkennen konnte, was der Mann tat.

Sariel wollte sich schon seiner Pfeife zuwenden, als der Mann sich umdrehte. Entsetzt ließ Sariel Pfeife und Kraut fallen, sein Mund klappte auf und seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten.

Der Mann war kein Mann sondern ein Dämon. Da, wo sein Bauchnabel sein müßte, war ein Schlund und um diesen Schlund saßen mehrere Tentakeln. Etwas derart scheußliches hatte Sariel noch nie gesehen, nicht einmal in seinen schlimmsten Rauschkraut-Halluzinationen.

Er sprang auf, schrie einmal schrill und rannte, rannte so schnell er konnte in Richtung Unterstadt. Er lief und lief, ohne sich einmal umzuschauen, bis er schließlich in einer Gasse mitten in der Unterstadt zusammenbrach und starb.

Die armen Menschen, die dies beobachteten, wurden zu Tode erschrocken, denn während Sariel starb, wurde noch einmal seine Magie aktiv. Sie zeigte Bilder von schrecklichen Kreaturen, einer riesigen, sechsköpfigen Schlange, die in allen Farben schillerte, Hunden, die Feuer ausstießen, einem Dämonen, der einen Menschenkörper besaß, aber statt eines Kopfes ein riesiges Maul mit Tentakeln hatte und noch einige andere Kreaturen der finstersten Alpträume.

Doch die meisten sahen die letzten Figuren schon nicht mehr, denn spätestens nach dem Dämon war die Straße leergefegt, hatten alle Menschen die Flucht ergriffen.

Chatsar kam etwa eine Stunde zu spät zum Dienst, da seine Geschichte aber durch Larkur bestätigt wurde, blieb dies ohne Folgen für ihn. Die Patrouille durch die Unterstadt mußte er aber dennoch durchführen, etwas was ihm wenig Freude bereitete.

Die Unterstadt deprimierte ihn, die vielen armen Leute, der viele Dreck, sie bereitete ihm aber auch Angst wegen der vielen engen, verschlungenen Gassen und den vielen Meuchlern und dem Haß auf die Wache als Symbol für die Oberstadt.

Um kurz nach acht Uhr machten sich er, Feran, Mira und zwei weitere Soldaten mit Kurzschwertern und Hellebarden bewaffnet auf in die Unterstadt.

Sie überquerten die Brücke, auf der wie immer um diese Zeit reger Verkehr herrschte. Leute kamen aus und gingen in die Unterstadt, meist Menschen, die dort auch zu leben schienen. An den Rändern der Brücke hatten Händler kleine Stände aufgebaut und verkauften Obst, Gebäck und Spielzeug. Doch alle wichen den fünf Soldaten aus, die in Formation, Chatsar vorneweg, im Gleichschritt marschierten.

Chatsar fand es einerseits beruhigend, daß die Leute so viel Respekt gegenüber der Wache hatten, andererseits wünschte er sich oft mehr Anerkennung.

Schließlich hatten sie die Brücke passiert und betraten durch die Wache die Unterstadt. Nun begann eine Wanderung durch schmale Gassen, bei der vermutlich wieder nichts passieren würde, die Leute hier schienen Soldaten riechen zu können.

Doch, als sie mal wieder eine Ecke erreicht hatten, rannte plötzlich ein etwa 25jähriger Mann um die Ecke und prallte voll gegen Chatsars Brustpanzer. Chatsar taumelte drei Schritt rückwärts, der Mann fiel nach hinten und blieb völlig außer Atem liegen.

Sofort umringten ihn die anderen Soldaten. Der Mann setzte sich auf und blickte von einem zum anderen.

„Gut, das ich Euch treffe!“, stieß er keuchend hervor und rieb sich die Rippen.

Jemand in der Unterstadt freute sich, die Wache zu sehen. Das hieß, es war entweder etwas schreckliches passiert oder der Mann hatte etwas zu verbergen.

„Ihr freuen euch? Warum?“ fragte Chatsar.

„Ich, habe ich das gesagt?“ Der Mann tat unschuldig.

„Nun hört aber auf!“ Chatsar wurde ärgerlich. „Sagt, was los ist, oder wir müssen Euch mitnehmen!“

„Äh, also, drei Gassen weiter ist jemand gestorben. Sie können es gar nicht verfehlen, hier um die Ecke und dann immer geradeaus. So, ich muß jetzt aber weiter.“

„Nichts da, Ihr kommt mit und zeigt uns die Stelle.“

„Nein, bitte nicht, ich will da nicht zurück!“

„So, und warum nicht?“

„Ich möchte nicht darüber reden, bitte, es ist zu schrecklich!“

„Nun stellt Euch nicht so an, sagt schon.“ Chatsar fragte sich, ob der Mann sich den Toten nur ausgedacht hatte.

„Dämonen!“ preßte der Mann hervor.

„Dämonen? Was für Dämonen?“

„Dämonen haben ihn getötet, ich habe es gesehen. Schreckliche Ungeheuer.“

„Nun, das wollen wir uns mal ansehen, kommt mit.“

„Nein! Alles, nur das nicht!“ Der Mann versuchte, wegzulaufen

„Feran, Sarak, packt ihn und bringt ihn mit.“

Damit ging Chatsar zielstrebig in Richtung der angeblichen Leiche. „Dämonen, lächerlich“, dachte er. Natürlich war er sich sicher, daß es Dämonen gab, aber sie waren Wesen der Nacht, sie würden nie am hellichten Tag jemanden mitten auf der Straße töten, nicht einmal in der Unterstadt, wo so ziemlich alles möglich war. Oder etwa doch? So ganz sicher war er sich nicht, doch wollte er sich das nicht eingestehen.

Schließlich kamen sie an die Stelle, die der mittlerweile wild um sich schlagende und verzweifelt schreiende Mann angegeben hatte. Tatsächlich, dort lag jemand am Boden. Eine kleine Gestalt, etwa 3 Tritt groß, zusammengekrümmt, in einen langen Leinenmantel gewickelt, dessen Kapuze fast das ganze Gesicht bedeckte. Das, was man vom Gesicht sah, war durch einen wirren Bart verdeckt. Kein Zweifel, der Mann war tot, doch von Dämonen war weit und breit nichts zu sehen. Das einzige, was für die Geschichte des Mannes sprach, war, daß der unvermeidliche Ring von Neugierigen einen großen Abstand zur Leiche bildete.

Um sicherzugehen, beugte Chatsar sich hinab und schlug die Kapuze zurück.

„Laßt ihn los!“ befahl Chatsar „Mira, Feran und Sarak, holt noch ein paar Leute, damit wir ihn hier wegschaffen können. Jekub und ich bleiben hier und passen auf, daß die Dämonen nicht wiederkommen.“

Mit einem Lächeln zog er sich einige Tritt von der Leiche zurück, holte seine Pfeife heraus und stopfte sie. Er glaubte zwar immer noch nicht, daß Dämonen den Mann getötet hatten, obwohl seine Augen vor Angst geweitet waren. Dennoch konnte ein wenig Abstand nicht schaden.

Die anderen waren mittlerweile losgezogen, um Verstärkung und einen Wagen zu holen. Chatsar haßte es, die Patrouille in der Unterstadt aufzuteilen, doch blieb ihm nichts anderes übrig.

„Hätte der Mann nicht woanders herumlaufen können?“ dachte er.

- 5 -

Chatsars Dienst dauerte sieben Tage, in dieser Zeit konnte er sich nicht um die Ermittlungen kümmern, mit denen Keriam ihn beauftragt hatte, auch wenn er oft daran dachte.

Am Abend des siebten Tages suchte er dann Larkur in seinem Zimmer auf. Er klopfte an die Tür und betrat den Raum, nachdem Larkur „Herein!“ gerufen hatte. Er grüßte vorschriftsmäßig.

„Ah, Chatsar, was führt Dich zu mir?“

„Ich wollte mich erkundigen, ob was herausgekommen ist.“

„Bei was? Ach, Du meinst den Mord an Gsaxio. Nun, wie erwartet nicht viel. Die Dienstboten waren es nicht, der Sohn wohl auch nicht. Es war eben ein bezahlter Mörder.“

„Ich habe doch nun drei Tage frei...“

„Ja, und?“

„Keriam hat mich gebeten, in diesen Tagen zu versuchen, den Mörder zu finden.“

„Oh, na ja, was Du in Deiner Freizeit machst, ist Dein Problem, ich glaube jedoch nicht, daß Du viel herausfinden wirst.“

„Hast Du eine Idee, was ich tun soll?“ Chatsar wußte zwar selbst schon in etwa, was er tun wollte, aber ihm war Larkurs Meinung sehr wichtig, schließlich hielt er ihn für einen der besten Soldaten, eine Art Vorbild. Deshalb war er auch zu ihm gekommen und nicht zu seinem Vorgesetzten.

„Nun, die Ermittlungen wirst Du wohl in der Unterstadt führen müssen. Da kommt der Mörder mit ziemlicher Sicherheit her. Der Auftraggeber sitzt natürlich in der Oberstadt oder kommt aus einer anderen Stadt, aber den wirst Du ohne Mörder kaum finden.“

Chatsar nickte. „Vielen Dank für die Hilfe, Larkur. Bis bald!“ Chatsar drehte sich um, und wollte den Raum verlassen.

„Chatsar?“ Chatsar drehte sich noch einmal um.

„Sei vorsichtig, das kann gefährlich werden.“

„Ja, nochmals danke.“ Damit verließ Chatsar das Zimmer und machte sich auf den Heimweg.

- 6 -

In dieser Nacht schlief Chatsar noch schlechter als sonst. Denn neben den häufigen Störungen durch Freya machte er sich Sorgen. Schon vor dem Besuch bei Larkur war er sich sicher gewesen, daß er in die Unterstadt müsse, doch hatte er versucht, diesen Gedanken zu verdrängen. Er haßte die Unterstadt, hatte Angst vor ihr und den Menschen, die dort lebten. Diese Angst empfand er schon auf Patrouille, und da waren sie zu fünft, gepanzert und gut bewaffnet, doch morgen würde er alleine sein und nur sein Kurzschwert mitnehmen. Und außerdem wollte er ja nicht nur einen Spaziergang machen, sondern Fragen stellen.

Am nächsten Morgen wachte Chatsar dann noch müder auf, als er am Abend zuvor gewesen war, er wusch sich, rasierte sich und zog sich an. Erst dann berichtete er seiner Frau von seinen Plänen.

„Du willst allein in die Unterstadt?“

„Ich will nicht, ich muß!“

„Du mußt? Warum? Wer zwingt Dich?“

„Keriam.“

„Keriam hat Dich gebeten, den Mörder zu suchen. Er zwingt Dich nicht!“

„Doch, er sagt es zwar nicht so, aber dennoch zwingt er mich.“

„Wie?“

„Durch das Geld, das er zahlt. Und durch seine Worte :'Ich bitte Dich als trauernder Mann und als der Arbeitgeber Deiner Frau' oder so ähnlich.“

„Oh, bei Mantowin! Chatsar, ich habe Angst!“

„Ich auch.“

„Bitte, sei so vorsichtig wie möglich.“

„Das werde ich, auf jeden Fall. Ich komme spätestens heute abend wieder.“

Das war jedenfalls, was Chatsar hoffte, doch er fürchtete, gar nicht mehr wiederzukommen. Mit solchen Gedanken verließ er nach einem ausgiebigen Frühstück das Haus und machte sich über die Brücke auf den Weg in die Unterstadt. Heute wichen keine Menschen vor ihm zurück, heute mußte er ausweichen, um mit niemandem zusammenzustoßen.

Schließlich war er in der Unterstadt angekommen, nun mußte er sich endlich entscheiden, was er zuerst tun wollte. Er entschloß sich, die unangenehmste Aufgabe zuerst zu erledigen. Gsaxio war von einem bezahlten Mörder umgebracht worden, und zwar von einem professionellen, das zeigte die Wunde am Hals. Also beschloß Chatsar zuerst mit einem professionellen Mörder zu sprechen, und Kam Tak war einer der wenigen, die Chatsar bekannt waren und von dem er wußte, wo er sich aufhielt. So machte Chatsar sich, nervös umblickend und auf Geräusche hinter sich achtend, auf den Weg zum 'Totenkopf', Kams Stammkneipe und Büro. Er hoffte, daß Kam schon am Morgen dort war.

Schließlich erreichte Chatsar die Kneipe, die er von seinen Patrouillengängen zumindest schon von außen kannte. Ein Gebäude, daß den Eindruck machte, jederzeit auseinanderzufallen, die Fassade bröckelte ab, lediglich die Holztür, durch die Chatsar nun trat, wirkte sehr stabil.

Vermutlich war sie das einzige, daß von dem Haus stehenbleiben würde. Bei seinem Blick ins Innere der Kneipe überkam Chatsar plötzlich der Gedanke, es wäre eigentlich gut, wenn die Kneipe jetzt sofort einstürzen würde. Sie war bereits jetzt recht gut besucht, überwiegend von Menschen, denen Chatsar nicht einmal in Uniform begegnen wollte. Und alle drehten sich sofort zu ihm um und erkannten, daß er nicht hierher gehörte.

Dennoch betrat er die Kneipe und ging auf den Wirt, einen grobschlächtigen, dümmlichen Mann zu, der hinter der Theke stand und ihn, ebenso wie alle anderen, von oben bis unten musterte.

„Guten Tag. Ich suche Kam.“ Chatsar beschloß, das es keinen Sinn hatte, irgendjemanden durch irgendeine Geschichte zu täuschen.

Der Wirt nickte nur in eine Ecke, in der Chatsar, als er sich umdrehte, Kam entdeckte. Er sah noch grausamer aus, als Chatsar ihn nach den Beschreibungen vorgestellt hatte. Er hatte langes, zum Zopf gebundenes, schwarzes Haar und war über und über mit Narben auf seiner dunklen Haut bedeckt, sein linkes Auge bedeckte eine Augenklappe. Er saß an einem Tisch, an die Wand gelehnt und beobachtete Chatsar, er schien jederzeit aufspringen zu wollen, um Chatsar entweder anzugreifen oder zu fliehen.

Chatsar hatte plötzlich das Bedürfnis, sich umzudrehen und wieder zu gehen. Er hatte zwar gehört, daß Kam in letzter Zeit umgänglicher geworden war, doch glaubte er dies nun nicht mehr.

Dennoch machte er zögernd einige Schritte auf Kam zu, der sich aufrecht hinsetzte. Er schien tatsächlich zu lächeln, so daß Chatsar dann schließlich doch an den Tisch trat.

„Guten Tag, Herr Tak.“

„Guten Tag.“ die Antwort war recht freundlich.

„Bitte, darf ich mich setzten?“

„Wenn es etwas geschäftliches ist, habe ich nichts dagegen einzuwenden.“ Kam war erstaunlich freundlich, immer noch lächelte er.

Chatsar drehte den Stuhl so, daß er zumindest einigermaßen die Kneipe überblickte, denn auch wenn Kam anscheinend keine Gefahr mehr darstellte, so waren noch genug andere hier, die gefährlich waren.

„Ich hätte einige Fragen.“

„Ich hoffe, Du bist Dir klar darüber, mit wem Du redest, Wache.“ Kams Stimme klang immer noch überaus freundlich und auch sein Lächeln war geblieben, doch waren diese Worte eine eindeutige Warnung, und daß Kam wußte, wer er war, beunruhigte Chatsar noch mehr.

Dennoch antwortete er: „Selbstverständlich, doch nehme ich an, daß ich nicht der erste von uns bin, der mit Euch redet...“

„Oh, bitte, meine Kunden gehen Dich nichts an.“ fuhr Kam, immer noch freundlich, dazwischen.

„Äh, was ich sagen wollte, ist, daß ich selbstverständlich bezahle.“ Damit holte der zunehmend verunsicherte Chatsar eine Silberpersonne aus der Tasche. Er hielt so viel Geld für ein paar Fragen zwar für weit übertrieben, da es jedoch nicht sein Geld war, und er nicht vorhatte, den Rest zu behalten, hatte er beschlossen, die 25 Silberpersonen großzügig auszugeben.

Er legte die Münze auf den Tisch und Kam legte sofort die Hand darüber.

„Willst Du Dich umbringen? So viel Geld zeigt man hier nicht offen!“ zischte Kam, um dann in seinem gefährlich freundlichen Ton fortzufahren.

„Also, was willst Du wissen?“ Die Münze war mittlerweile verschwunden.

„Es geht um den Mord an Gsaxio. Ich möchte nicht behaupten, daß Ihr ihn umgebracht hättet, dann wäre ich nicht privat hier, aber vielleicht wißt Ihr etwas, daß Ihr mir sagen möchtet?“

„Nein.“ Wieder lächelte Kam. „Ich denke, damit ist unser Geschäft beendet. Guten Tag.“

Damit lehnte Kam sich wieder an die Wand.

Chatsar blieb nichts anderes übrig, als aufzustehen, den Stuhl wieder hinzustellen und zu gehen. Weitere Fragen hätten nur dazu geführt, Kam zu provozieren, das war offensichtlich.

Seine erste Station war also ein Fehlschlag gewesen, doch Chatsar hatte nicht viel anderes erwartet. Er verließ die Kneipe und machte sich auf die Suche nach Almir, einem Bettler, der als eine der besten Informationsquellen in Elek-Mantow galt.

- 7 -

Er fand ihn schließlich nach etwa sechs Stunden Suche in der Unterstadt. Es war nicht so, daß Almir sich versteckt hatte oder vor Chatsar geflohen war, die Unterstadt war einfach zu groß und zu verwinkelt. Und die Leute, die Chatsar nach Almir gefragt hatte, hatten bei weitem nicht alle freundlich oder wahrheitsgemäß geantwortet.

Chatsar fühlte sich in seinem Verdacht bestätigt, die Leute hier könnten die Stadtwache riechen, vielleicht lag es aber auch daran, daß man ziemlich deutlich sah, daß Chatsar aus der Oberstadt stammt.

Nun sah er Almir an eine Hauswand gelehnt stehen, er sah aus wie jeder Bettler, den er heute getroffen hatte, die Kleidung war zerrissen, die Haare fettig und den Schmutz an den Händen sah Chatsar schon aus fünfzehn Tritt Entfernung.

Chatsar ging auf den Mann zu, der schon lange auf ihn aufmerksam geworden war, Almir streckte die Hand aus und bat um ein Almosen.

„Hier, dies ist für Dich.“

Der Bettler starrte ungläubig in seine Hand, dort lag eine blitzende Silberpersonne, die den Mann für lange Zeit mit dem Nötigsten versorgen könnte.

„Oh, mein Herr, vielen Dank, Ihr seid zu großzügig...“

„Ich habe ein paar Fragen.“

„Ja, selbstverständlich, mein Herr, was wollt ihr wissen?“

„Was wißt ihr über Gsaxio?“

„Nun, er ist tot, mein Herr...“

„Das weiß ich! Was könnt ihr mir über seinen Tod sagen?“

„Er wurde ermordet, von einem Söldner, wie es heißt.“

„Kennt ihr seinen Namen?“

„Nein. Es tut mir leid, mein Herr.“

„Könnt ihr ihn beschreiben?“

„Nein, aber vielleicht kann euch Corwin helfen.“

„Corwin?“

„Corwin Dery.“

„Wer ist das?“

„Ihr kennt Corwin Dery nicht?“

„Nein, sonst würde ich nicht fragen!“

„Corwin ist Schmuggler und Hehler, er kann alles besorgen und kennt jeden. Er ist etwa so groß wie Ihr, recht dünn. Er hüpfte ständig auf und ab und ist übernervös... Er hatte im übrigen auch mit Gsaxio geschäftlich zu tun.“

„Ah, ihr meint Irad Bjaghas!“

„Nun, wenn Ihr ihn denn nun unter diesem Namen kennt... Meiner Meinung nach heißt er Corwin.“

„Wißt ihr sonst noch etwas? Gibt es irgendwelche Zeugen?“

„Nun, fragt Hesvites Schatten...“

„Hesvites Schatten?“

„Diese Information kostet noch etwas.“

Das war wirklich unverschämt. Für das Geld das Chatsar dem Mann gegeben hatte, hätte er ihn kaufen können. Zudem war sich Chatsar sicher, daß der Mann gar nicht wußte, was Hesvites Schatten war. Er drehte sich um und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Er mußte nun diesen Corwin finden, was, soviel er wußte, für ein Mitglied der Stadtwache so gut wie unmöglich war. Keriam mußte ihm dabei helfen.

Doch für heute war es zu spät. Er wollte nach Hause zurückkehren und mit Keriam sprechen. Vor allem wollte er aber zurück zu Jaga und Freya.

So ging er durch die Unterstadt, in Gedanken versunken, als plötzlich vier Gestalten vor ihm auftauchten, die ihm den Weg versperrten.

Alle hatten sie Dolche in der Hand und drangen auf ihn ein. Chatsar schaffte es gerade noch, sein Kurzschwert zu ziehen, als der erste auch schon zustieß. Chatsar sprang zurück, so daß das Messer nur seinen weiten Ärmel aufriß, dann machte er wieder einen Schritt vorwärts und schlug dem Mann seinen Dolch aus der Hand. Der Mann schrie auf, dieser Schlag hatte ihn zwei Fingerkuppen gekostet. Doch nun kamen die anderen drei gleichzeitig auf ihn zu. Sie bildeten einen Halbkreis, so daß Chatsar zurückweichen mußte. Er blickte sich blitzschnell um, konnte jedoch keine gute Stelle zur Verteidigung entdecken. In diesem Moment setzte der Linke der Dreien zum Angriff an, Chatsar konnte sich gerade noch zur Seite drehen, doch der Dolch erwischte ihn voll im Arm. Chatsar schrie kurz auf, parierte dann jedoch den nächsten Stoß des Mannes und sprang zurück um den Angriff von vorne aus dem Weg zu gehen. Dieser war etwas zu schwungvoll ausgeführt, so daß der Mann zu nah an Chatsar herankam. Mit einem präzisen Schlag stach Chatsar zu und der Mann sank gurgelnd zu Boden und würde vermutlich nie wieder aufstehen.

Doch die Wunde in seinem Arm begann zunehmend zu schmerzen, lange würde Chatsar nicht durchhalten, vor allem weil einer der Männer nun versuchte, hinter Chatsar zu gelangen.

„Was geht hier vor?“ eine laute, tiefe Stimme hallte plötzlich hinter Chatsar durch die Gasse. Die beiden Angreifer blickten auf, erschrakten und waren ebenso schnell verschwunden, wie sie gekommen waren.

Chatsar drehte sich um, wischte sein Schwert an der Hose ab, steckte es weg und preßte seine freigewordene Hand auf die Wunde. Vor ihm stand ein riesiger Kerl, bekleidet mit schwarzer und purpurner Kleidung, sein Wappen auf dem Hemd wies ihn als Phantomkrieger aus. Er hatte schwarzes, schulterlanges Haar und einen Vollbart. In seiner Hand war ein beeindruckender Anderthalbhänder.

„Vielen Dank, mein Herr, gepriesen sei Hesvite für euer Erscheinen.“ Im Allgemeinen war Chatsar mehr dem Stadtgott zugewandt, doch in dieser Situation schadete es nichts, auch dem Gott der Träume zu danken.

„Zeigt mir mal Eure Wunde!“ forderte der Mann.

Chatsar nahm die Hand von der Wunde und der Mann riß das Hemd noch weiter auf, es war ein tiefer Schnitt, doch Chatsar konnte den Arm noch bewegen. Der Mann riß den Rest des Ärmels ab und verband damit notdürftig die Wunde.

„Ihr solltet sie zu Hause waschen und frisch verbinden.“  
„Ja, vielen Dank. Übrigens mein Name ist Chatsar Hlac.“  
„Ich bin Yanec Hesvitiel d'Ibrisco, Missionar des Hesvite-Ordens.“ Damit beugte er sich über den am Boden liegende Mann.  
„Für den kann ich nichts mehr tun. Wo wollt Ihr hin?“  
„Zurück in die Oberstadt.“  
„Ich werde Euch bis zur Brücke begleiten. Kommt!“  
„Hier dies ist für Euch“ Chatsar gab dem Mann zwei Silbersonnen.  
„Ich nehme kein Geld, das eben ist Teil meiner Aufgabe!“  
„Betrachtet es als Spende für den Orden.“  
„Gut, Hesvite bringe Euch erholsamen Schlaf, auf das der nächste Tag besser werde!“  
Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, doch als sie fast bei der Brücke waren, blieb Chatsar stehen.  
„Darf ich Euch etwas fragen?“  
„Sicher, was wollt Ihr wissen?“  
„Könnt Ihr mir etwas über Hesvites Schatten sagen?“  
„Nein, der Gott hatte bisher noch nicht die Gnade, mit mir direkt zu reden. Ich kann Euch also nicht sagen, ob er einen Schatten hat.“  
„Oh, ich glaube, daß Hesvites Schatten irgendeine Organisation ist, ich dachte, sie sei vielleicht Teil des Ordens.“  
„Nein, tut mir leid, ich habe noch nie davon gehört. So, ich muß jetzt noch andere Unglückliche retten, ich wünsche Euch eine gute Nacht. Vergeßt das Traumland nicht!“  
Mit diesen Worten ging der Mann wieder in die Unterstadt zurück. Chatsar blickte ihm noch einen Moment nach, drehte sich dann um und ging über die Brücke zurück nach Hause, er war sich nicht sicher, ob der Krieger die Wahrheit gesagt hatte.

- 8 -

Er hatte kaum die Tür zur Wohnung aufgeschlossen, als Jaga die Treppe runter gelaufen kam.  
„Mein Gott, was ist passiert?“ Entsetzt blieb sie vor ihm stehen.  
Chatsar, der ziemlich blaß war und den mittlerweile leichte Schwindelanfälle plagten, so daß er für den Heimweg rund eine Stunde gebraucht hatte, versuchte zu lächeln.  
„Jemand wollte eine Besitzumverteilung vornehmen, doch der Besitzer wollte nicht so recht... Wie geht es Freya?“  
„Sie schläft. Aber das ist momentan nicht so wichtig, wie geht es Dir?“  
„Oh, es geht so.“  
„Warum hast Du Dich eingemischt?“  
„Eingemischt? Oh, ach so, der Besitzer war ich, mir blieb also kaum etwas übrig. Aber ich hatte die Hilfe von einem Phantomkrieger, er nennt sich Yanec Hesvitel Dibrisko, oder so ähnlich.“  
Jaga schaute ihn etwas ungläubig an.  
„Komm mit nach oben, ich muß das waschen und neu verbinden.“  
„Ja.“  
Mit Hilfe des Geländers erklimmte Chatsar die Treppe und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er war sehr müde, nachdem er letzte Nacht kaum geschlafen hatte, den ganzen Tag durch die Stadt gegangen war und nun den Schock durch die Wunde erlitten hatte.  
Jaga hatte mittlerweile Wasser zum Kochen aufgesetzt, nahm nun den Behelfsverband ab und zog Chatsar das restliche Hemd aus.  
„Das sieht ja scheußlich aus! Damit bist Du durch die Stadt gegangen?“  
„Nein, nur nach Hause, den ganzen Tag ist nichts passiert, erst als ich fast zu Hause war, fielen sie über mich her.“



„Und, hast Du etwas herausgefunden?“

„Nein, eigentlich nicht.“ Jetzt wo Chatsar sich noch einmal an die heutigen Gespräche erinnerte, stellte er fest, daß er tatsächlich nichts von Bedeutung herausgefunden hatte. Er war enttäuscht, auch wenn er im Grunde bereits vorher damit gerechnet hatte. Vielleicht würde das Gespräch mit Corwin noch etwas ergeben, falls er ihn denn finden würde.

Das Wasser war nun warm, Jaga holte es und noch ein Tuch, mit dem sie dann die Wunde auswusch, eine recht schmerzhaft Angelegenheit. Dann verband sie sie mit einem sauberen Leintuch und machte eine Armschlinge.

„Morgen gehst Du zu einem Heiler!“

„Das ist überhaupt nicht nötig, aber ich muß jetzt zu Keriam, ich muß ihn um etwas bitten.“

„Nein, auf keinen Fall, Du gehst jetzt ins Bett!“

Im Grunde hatte Jaga recht, er konnte wirklich noch Morgen mit Keriam sprechen.

„Also gut, aber nur wenn Du mitkommst.“

„Ich komme gleich nach, ich muß noch einige Dinge erledigen.“

„Beeile Dich!“

Chatsar zog, so gut es ging, seine Kleider aus und kletterte ins Bett. Dann beobachtete er seine Frau, die Freyas Windeln von der Leine im Zimmer nahm, zusammenlegte und gegebenenfalls ausbesserte.

Er döste ein und wachte erst wieder auf, als seine Frau die Decke zurückschlug. Sie kletterte ebenfalls nackt ins Bett und kuschelte sich an ihn, er stellte wieder einmal fest, wie schön sie war. Er streichelte ihr übers Haar.

„Ich liebe Dich.“

Dann begann er wieder einzudösen und war schließlich eine Minute später eingeschlafen.

- 9 -

Chatsar war so müde, daß er kaum wach wurde, als Freya sich in der Nacht meldete. Am nächsten Morgen fühlte er sich wieder ausgeruht, doch sein verletzter Arm war taub, er hatte offensichtlich eine längere Zeit darauf gelegen.

Jaga nahm den Verband ab, wusch die Wunde noch einmal und massierte den Arm. Als das taube Gefühl nachgelassen hatte, legte sie ihm wieder einen Verband um. Dann gingen sie mit Freya zusammen in die Küche, um zu frühstücken.

Anschließend wollte er mit Keriam sprechen, der sich zu dieser Zeit vermutlich in seinem Arbeitszimmer aufhielt. Dort ging Chatsar hin und klopfte an die Tür.

„Herein!“

Chatsar öffnete die Tür, trat ein und schloß sie wieder. Keriam saß am Schreibtisch über irgendwelche Papiere gebeugt. Nach einigen Augenblicken blickte er auf.

„Ah, Chatsar! Wie geht es Dir? Ich habe schon von Deinem Arm gehört, es tut mir sehr leid.. Was kann ich für Dich tun? Aber bitte, halte mich nicht zu lange auf, ich versuche mich in die Geschäfte meines Vaters einzuarbeiten.“ Keriam machte keinen übermäßig traurigen Eindruck, doch vielleicht überspielte er seine Trauer auch geschickt.

„Kennt Ihr einen gewissen Corwin Dery?“

„Ich habe schon von ihm gehört. Warum? Was ist mit ihm? Er wird meinen Vater doch nicht getötet haben, nach dem, was ich gehört habe, wäre das sehr merkwürdig.“

„Nein, nein, ich möchte mit ihm reden, und ich glaube, Ihr habt größere Chancen, ein Treffen mit ihm zu vereinbaren als ich. Würdet Ihr das bitte tun, es ist wichtig für meine Nachforschungen.“

„Aber selbstverständlich, ich versuche ihn noch heute zu erreichen, doch vor Morgen wird es wohl nichts werden. Dann hast Du also was herausgefunden?“

„Nein, noch nichts, was mich weiterbringt. Ich hoffe, daß Corwin etwas weiß.“

„Nun, wie gesagt, ich werde Kontakt aufnehmen. Und nun, wenn nichts mehr ist, möchte ich gerne weiterarbeiten. Ich wünsche Dir noch einen Guten Tag, Chatsar.“ Damit beugte sich Keriam wieder über die Papiere.

Chatsar verließ das Zimmer wieder, er hatte plötzlich das Gefühl, daß Keriam die Sache nicht mehr wichtig war. Er hatte die Befürchtung, daß das Treffen mit Corwin nie stattfinden würde.

So verbrachte er diesen Tag in großer Unruhe und ständigem Grübeln. Er half seiner Frau so gut es ging im Haus und machte einen langen Spaziergang mit Freya, während dem sie die meiste Zeit schlief.

Doch war er nur halb bei der Sache, ständig mußte er an das Gespräch mit Keriam und an sein merkwürdiges Verhalten denken.

Am Abend jedoch bekam er eine schriftliche Nachricht von Keriam, der auf einem Empfang war, daß er mit Corwin ein Treffen am nächsten Morgen vereinbart hatte. Corwin würde vor dem Hinkenden Hirschen warten. Diese Nachricht überraschte Chatsar, der im Laufe des Tages endgültig zu der Überzeugung gelangt war, daß Keriam kein Interesse mehr hatte.

Am nächsten Morgen machte sich Chatsar auf den Weg zum Hinkenden Hirschen. Er trug zusätzlich zu seiner üblichen Kleidung noch einen weiten Umhang mit Kapuze, die er tief ins Gesicht gezogen hatte, damit ihn Corwin nicht gleich erkennen konnte. Dies führte allerdings dazu, daß er von der Wache angehalten wurde, die ihn jedoch wieder gehen ließen, als sie erkannten, wen sie angehalten hatten. Schließlich kam er so zum Hinkenden Hirschen, wo Corwin schon nervös auf und ab ging und sich zu allen Seiten umblickte. Er entsprach der Beschreibung, war etwa so groß wie Chatsar, dünn und trug eine geflickte Lederhose und ein braunes Leinenhemd. Er entdeckte Chatsar, wich zwei Schritte zurück und fragte: „Wer seid Ihr?“

„Ich komme von Keriam und möchte mit Euch sprechen.“

„Das beantwortet nicht meine Frage, bitte nehmt die Kapuze ab.“

„Bitte, bleibt, ich möchte nur mit Euch reden!“ Mit diesen Worten nahm Chatsar die Kapuze ab.

„Mein Name ist Chatsar Hlac.“

„Ihr gehört zur Wache.“ Corwin war noch einen Schritt zurückgegangen.

„Stimmt, doch ich komme wirklich in Keriams Auftrag.“

„Eure Frau arbeitet bei ihm.“

„Ja, stimmt auch. Ich hätte einige Fragen zu Gsaxios Tod.“

„Das kostet Euch eine Kleinigkeit.“

„Hier, Ihr erhaltet noch einmal dasselbe, wenn Ihr mir etwas brauchbares sagt.“ Chatsar warf Corwin fünf Silbersonnen zu.

„Oh, für das Geld finde ich bestimmt etwas heraus, kommt in etwa fünf Stunden noch einmal hierher.“

„Wißt Ihr denn nichts darüber?“

„Nur, das es ein Söldner getan hat. Doch ich finde bestimmt heraus, wer es war.“

Damit verschwand Corwin und Chatsar glaubte eigentlich nicht, daß er in fünf Stunden wiederkommen würde, doch Chatsar würde auf jeden Fall kommen.

Da er bis dahin nichts besonderes vorhatte, beschloß er, in einer großen Runde nach Hause zurückzukehren. So ging er etwa eine Stunde durch die Oberstadt und nahm seiner Frau dann Freya für etwa drei Stunden ab, dann machte er sich wieder auf den Weg.

Er mußte eine ganze Weile auf die Rückkehr Corwins warten und wollte gerade aufgeben, als dieser doch noch um die Ecke kam. Er blickte sich einmal gründlich in alle Richtungen um und trat dann auf Chatsar zu.

„Ich weiß, wer es war. Sie ist aber nicht in der Stadt, sondern mit einer Karawane irgendwo im Süden. Den Auftraggeber kenne ich leider nicht.“

„Wie heißt sie?“

„Das spielt keine große Rolle, oder?“

„Oh, doch, das tut es. Sie wird ja wohl einmal wiederkommen, oder nicht?“

„Wer weiß... Ihr Name ist Rejaka, sie ist selten lange an einem Ort sondern reist von Stadt zu Stadt. Deshalb bin ich nicht sicher, ob sie noch einmal wiederkommt.“

„Könnt Ihr herausfinden, wer ihr den Auftrag gegeben hat?“

„Ich kann es versuchen, doch zunächst hätte ich gerne mein Geld.“

„Selbstverständlich.“ Wieder wechselten fünf Silbersonnen den Besitzer. Immer noch fand Chatsar, daß er mit dem Geld viel zu großzügig umging.

Sobald Corwin das Geld erhalten hatte, verschwand er mit den Worten „Ich melde mich wieder“ um die Ecke. Diesmal war Chatsar sich sicher, daß er es wirklich tun würde.

- 10 -

Zuerst wollte Chatsar Keriam von seinem Gespräch mit Corwin berichten, doch entschied er sich dafür, damit zu warten, bis sich Corwin noch einmal gemeldet hatte, zumal Keriam nicht nach dem Gespräch fragte.

Am nächsten Morgen mußte Chatsar wieder zum Dienst, ohne daß sich Corwin gemeldet hatte.

Auch an den ersten beiden Tagen, die ereignislos verliefen, meldete er sich nicht. Doch am Ende des zweiten Tages führte ein junger Soldat einen Mann zu Chatsar, der sich gerade in seinem Quartier befand.

„Dieser Mann hier möchte Euch sprechen.“ Der Soldat salutierte und der Tonfall machte deutlich, was er von dem Mann hielt.

Tatsächlich war er ziemlich schmutzig und trug zerrissene Kleidung, doch seine Augen wirkten sehr wach.

„Vielen Dank. Du kannst gehen.“ Chatsar entließ den Soldaten mit einer Handbewegung und forderte den Mann mit einer anderen auf, sich zu setzen. Der Soldat ging mit lautem Stiefelklacken.

„Ich habe Nachricht von Corwin.“ sagte der Mann, nachdem er sich gesetzt hatte und überreichte Chatsar ein Stück Pergament.

„Seid begrüßt, Chatsar. Ich konnte leider nicht herausfinden, wer der Auftraggeber ist, es gab niemanden, der auch nur eine Idee hätte. Ihr müßt wohl warten, bis Rejaka zurückkehrt, doch fürchte ich, wird das sehr, sehr lange dauern. Sie ist, wie ich hörte, tot, von einem wilden Tier zerfetzt. Mehr kann ich nicht für Euch tun, seid aber bitte so gut und übergebt dem Überbringer eine Silbersonne. Corwin Dery“

Chatsar ließ die Nachricht zweimal, dann blickte er auf. Damit waren seine Ermittlungen endgültig gescheitert, er würde nicht mehr weiterkommen. Er mußte es dringend Keriam sagen.

Doch zunächst mußte er um Erlaubnis bitten, die Nacht zu Hause verbringen zu dürfen.

Der Mann hatte sich mittlerweile erhoben und hielt Chatsar die offene Hand hin. Chatsar starrte zunächst darauf, dann gab er dem Mann zwei Bronzesonnen.

„Ich habe leider nicht so viel Geld hier. Bitte kommt in zwei Stunden zum Haus des Händlers Gsaxio. Dort werdet Ihr Eure Silbersonne erhalten. Vielen Dank für die Nachricht.“

Ohne ein Wort zu sagen, ging der Mann wieder.

Auch Chatsar ging, und zwar in das Zimmer seines Vorgesetzten. Er bat darum, wegen einer dringenden persönlichen Angelegenheit den Abend zu Hause verbringen zu dürfen, eine Bitte der auch nachgekommen wurde, wenn er pünktlich wieder zum Dienst erschiene.

Also holte Chatsar die Nachricht und eilte nach Hause. Dort ging er, nachdem er seine Frau kurz begrüßt hatte, gleich zu Keriam, der wieder im Arbeitszimmer war.

„Hallo, Chatsar, ich dachte, Du hättest Dienst und wärst in der Kaserne?“

„War ich auch, doch ich habe wichtige Neuigkeiten über den Tod Eures Vaters.“

„Dann weißt Du also, wer ihn getötet hat?“ Keriam war aufgesprungen.

„Ja und Nein. Ich kenne den Namen der Söldnerin, doch sie ist tot. Den Auftraggeber wird man nie herausfinden.“

„Oh, das ist nicht so schlimm, ich möchte Dir etwas erzählen...“

- 11 -

Etwa fünf Minuten später rannte Chatsar die Treppe zu seiner Wohnung hoch. Er riß die Tür auf und rief nach seiner Frau.

„Was ist denn?“ Jaga kam hinter dem Vorhang hervor.

„Pack unsere Sachen, wir ziehen sofort aus!“ Chatsar war bleich vor Schreck und gerötet vor Zorn gleichzeitig.

„Was? Wieso? Warum sollten wir ausziehen? Die Wohnung kostet nichts, sie ist groß genug und außerdem arbeite ich hier.“

„Nicht mehr!“

„Wie, nicht mehr? Nun erzähl mir endlich, was los ist. Bist Du verrückt geworden? Wie siehst Du überhaupt aus?“

„Ich nicht, Keriam!“

„Keriam? Was hat er getan?“

„Er hat...“ Chatsar brach zusammen und fing an zu schluchzen. Jaga eilte zu ihm, nahm ihn in Arm und streichelte ihn übers Haar.

„Ist ja gut. Chatsar, was ist bloß los mit Dir? Nun sag, was hat er?“

„Er hat ihn umgebracht!“

„Wen? Oh, seinen Vater? Er hat doch nicht seinen Vater umgebracht? Nicht Gsaxio!“

„Doch! Das hat er getan.“ Chatsar hatte sich wieder einigermaßen unter Kontrolle.

„Und weißt Du, was er gesagt hat? Weißt Du es? Er hat gesagt, der Alte habe lang genug gelebt, nun sei er dran mit den Geschäften! Und mich hat er benutzt! Er wolle nur sichergehen, daß wirklich niemand Verdacht schöpft. Und dann wollte er mir auch noch Geld zahlen! Für meine Bemühungen und meine guten Dienste, hat er gesagt!“

„Hast Du es genommen?“

„Bist Du verrückt? An den Kopf geworfen habe ich es ihm! Und nun gehen wir!“

Chatsar begann, die wenigen Sachen, die ihnen gehörten, zusammenzupacken, während Jaga Freya beruhigte, die von Chatsars Gebrüll wachgeworden war. Eine halbe Stunde später machten sie sich, bis oben hin bepackt, auf den Weg zu Chatsars Eltern.

An der Tür stand Keriam und lachte ihnen hinterher.

## Geistesflucht

André Wiesler

„Die hat's aber von mir gekriegt, sag ich dir!“. Die gebrüllte Äußerung des Mannes wurde mit gröhlichem Gelächter bedacht. Die Stimmung im „Zweischneidigen Schwert“ war gut, gerade eben hatte ein mehr als großzügiger Mensch eine große Summe Geld in die Kraft der Recken investiert, die sich nun von ihrem Vorschub einen schönen Abend machten. Sie selbst mit ihren Frauengeschichten und ihren Liebesabenteuern übertrumpfend saßen sie zusammen, 10 an der Zahl, jeder von ihnen für eine Goldsonne die Woche angeheuert, beginnend am nächsten Morgen. Alles Männer. Der Herr hatte keine Frauen gewollt.

Melirae stieß ein verächtliches „Pah!“ aus. Ihr Gegenüber, ein kräftiger Multorier blickte auf und schätzte sie durch zusammengekniffene Augen ein. Seine Hand entfernte sich wieder von dem abgegriffenen Knauf seines Schwertes und er wandte sich erneut seinem Bier zu.

Sie könnte jeden dieser Kerle da drüben mit einer Hand niederringen, und trotzdem war ihr Angebot abgelehnt worden. Wütend erhob sie sich, was erneut mit einem mißtrauischen Blick ihres Tischnachbarn bedacht wurde. Sie nahm den schwere Eisenkrug mit Branntwein, der vor ihr stand, setzte ihn an und leerte ihn mit drei kräftigen Schlucken. Dann ließ sie den Krug auf den Tisch knallen und stapfte wütend auf die Tür der Schenke zu. Der Multorier schaute ihr nachdenklich hinterher, ließ seinen Blick kurz über die matt glänzende Schneide ihrer breiten Axt gleiten und drehte sich wieder nach vorne.

Draußen brüllte ein kräftiger Wind und drohte die Tür aufzureißen, doch die Hallakine hatte den Eisenring fest im Griff. Schnee peitschte ihr ins Gesicht, suchte sich den Weg in ihren Ausschnitt und klebte an ihren ledernen Beinkleidern. Als wollte sie den Wind zum Verstummen bringen, brüllte Melirae auf: „Verdammt!“ und schlug gegen einen Fensterladen. Das laute Pochen wurde nur im Inneren des Hauses vernommen, draußen riß der Sturm jeden Laut gleich in Stücke und ließ ihn ungehört verklingen.

Mißmutig stapfte die Kämpferin los. Ihr Geld war fast aufgebraucht und zu essen hatte sie auch nichts mehr. Sie hatte so gehofft am heutigen Abend eine Heuer zu erhalten. Allein das Wetter, daß sie an ihre Heimat erinnerte, versöhnte sie ein wenig. Wenn es doch bloß ein bißchen kräftiger schneien würde.



Draußen vor dem Fenster heulte der Sturm. Dies war einer der vielen Augenblicke, in denen Torador froh war, ein warmes Zimmer vorzufinden, wenn er aus der Lyzeum kam. Der Abend war mal wieder länger geworden, als er eigentlich hätte sein sollen. Der junge Mann lehnte sich nach hinten und ließ die Knochen knacken. Der Wind heulte erneut auf und die schweren Vorhänge wurden leicht hin und her bewegt. Torador nahm einen weiteren Schluck Wein aus seinem silbernen Krug und biß von dem süßen Brot ab. Dann schob er beides nach hinten, stützte erneut den Kopf auf die Hände, die Ellenbogen auf dem Tisch, und vertiefte sich in die Studie von „Pe Mel Akabs Studie des toten Geistes“. Das dicke Buch war in Schweinsleder gefaßt, die Seiten aus dickem Pergament, die Zeichen mit schwarzer Tinte geschrieben. Das Studium war mühsam, denn das Buch war in der Schrift der alten Gelehrten verfaßt, eine Sprache, die Torador große Probleme bereitete.

Wenige Augenblicke später war er bereits tief in die Zeilen des Buches vergraben und sog das Wissen in sich auf.

Plötzlich heulte der Wind lauter, das Fenster wurde aufgedrückt, die schweren Vorhänge wurden von dem Sturm nach hinten gerissen und flatterten wie Seide, die Kerzen erloschen. Torador sprang auf und stemmte sich gegen die Läden. Mühsam schloß er sie, hackte den eisernen Haken ein und blieb dann schwer atmend stehen. Die Vorhänge ruhten auf seiner Schulter. Er drehte sich unter ihnen hervor und wischte sich die naße Strähne aus dem Gesicht. Schon dieser kurze Augenblick hatte ausgereicht um ihn vollständig zu durchnässen. Seufzend drehte er sich zu dem Schreibtisch

um, legte ein Stück weiße Seide zwischen die Seiten des Buches und schloß es. Nun hatte es keinen Sinn mehr, sich an der Übersetzung zu versuchen, seine Gedanken waren zu durcheinander. Er entkleidete sich und schlüpfte unter die weiche Daunendecke. Nach einem kurzen Schaudern war er eingeschlafen.



Der Weg durch die Stadt war lang, aber wenigstens war momentan außer ihr fast keiner unterwegs. Sie wandte sich nach links und ließ die Straße mit der Schenke hinter sich. Momentan war sie sehr schlecht gelaunt und das zeigte sich auch überdeutlich in ihrem grimmigen Gesichtsausdruck.

Als sie an der halbzerfallenen Tür ihrer Unterkunft angekommen war, die nur von einem Riegel im Inneren geschlossen gehalten wurde, war die Nacht schon fast wieder vorbei. Sie hob die mittlerweile doch recht klamme Faust und schlug dreimal kräftig gegen die Tür, die unter ihren Hieben erzitterte. Dann wartete sie einen Augenblick und klopfte erneut zweimal. Wenige Momente später sah Melirae am Zittern der Tür, daß sich im Inneren des Raumes jemand an dem Riegel zu schaffen machte, Geräusche waren über das Heulen des Sturmes nicht zu hören.

Im selben Moment, in dem sich die Tür öffnete, vermeinte sie einen Schatten auf dem Dach des Nachbarhauses auszumachen. Ihre Hand zuckte zu dem Schaft ihrer Axt. Ihre immensen Armmuskeln spannten sich an, als sie das schwere Beil mit einem Ruck aus der komplizierten Konstruktion aus Lederriemen befreite und von ihrem Rücken nahm. Sie blickte in die Nacht, die Augen dünne Schlitze, doch der Sturm machte es unmöglich auch nur das nächste Haus genau zu erkennen. Wahrscheinlich hatte sie sich geirrt.

Im Türrahmen stand Bleik. Er blickte sie an, seine buschigen Augenbrauen nach oben gezogen, mit leicht schräg gelegtem Kopf: „Kommst Du jetzt rein, oder was?“

Melirae blickte ihn kurz an und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Er trug nur einen Lendenschurz, trotz der Kälte, und eine dicke Decke lag über seinen Schultern. Er war ein immenser Mann, so ganz nach ihrem Geschmack. Nicht nur, daß er sie selbst noch um einige Pfeilbreiten überragte, nein, er hatte auch noch unglaubliche Muskeln. Noch nie vorher hatte sie einen solchen Mann gehabt.

Sie legte ihm die Hand auf die Brust, er zuckte ob ihrer Kälte zusammen und ließ sich in den Raum der kleinen Hütte drücken. Bleik war einer der wenigen Männer, die ihrer Kraft standhalten konnten. Stolz erzählte er stets, wie er einen Belakar-Ochsen mit bloßen Händen zu Boden gerungen hatte, und wenn er dabei seine mächtigen Oberarme anspannte und sein Kreuz zu einem riesigen Dreieck aufblähte, konnte man ihm fast glauben.

„Wie war’s?“ fragte er und seine dröhnende, dunkle Stimme vermischte sich mit dem Gebrüll des Sturmes zu einer Symphonie der Kraft. Melirae drückte die Tür zu und schob die schwere Eisenstange in die Halterungen. Dann drehte sie sich um und schlug ihm mit der geballten Faust in den Magen. Bleik stöhnte auf und machte einen halben Schritt nach hinten. Dabei beugte er aber nicht mal den Oberkörper: „So schlecht, ja?“

Dann ließ er die Decke zu Boden fallen, ging leicht in die Knie, drehte eine Schulter nach vorne und startete einen Rammangriff. Melirae versuchte zur Seite auszuweichen, stieß aber gegen den dreibeinigen Tisch, der daraufhin polternd umstürzte und die Reste eines kargen Mahls auf den Boden verstreute. Bleik traf sie, fest genug um ihr Gleichgewicht zu stören und hob sie dann auf die Schultern. Mit zwei Schritten war er in der Mitte des Raumes und ließ sie aus niedriger Höhe auf das Fell plumpsen, daß ihnen als Bettersatz diente. Kaum hatte er sie losgelassen, schlang sie ihre Beine um seine Hüfte und warf sich mit aller Macht zur Seite. Auch er ging krachend zu Boden und sie rollte sich auf ihn, holte weit aus und stoppte ihren gewaltigen Hieb erst kurz vor seiner Nase.

Der Hüne lachte schallend und streckte die Arme nach hinten: „Du hast gewonnen, ich erzittere vor dir, gewaltige Kriegerin!“

Melirae lächelte und ließ ihren Kopf dann sinken, um ihn in den Hals zu beißen. Er schlang seine Arme um sie und küßte sie, erst wild und leidenschaftlich, dann sanfter.

Was als Ringkampf begonnen hatte, endete in einem Spiel der Liebe, sanfter als man es beiden ob ihrer Gestalt zugetraut hätte. Schließlich schiefen sie ein, erhitzt von dem Akt der Leidenschaft und Arm in Arm.



Ein leises Klopfen weckte ihn und zuerst war er sich nicht sicher, wo er sich befand. Dann aber erkannte er die Stimme von Elrind, dem Hausdiener: „Werter Herr, ich bitte sie zu erwachen. Ihre Frau Mutter wünscht das Morgenmahl mit ihnen einzunehmen.“

Torador öffnete mühsam die Augen, gähnte ausgiebig und unterbrach Elrinds Litanei dann mit den Worten: „In Ordnung Elrind, ich bin wach. Teile meiner Mutter bitte mit, daß ich sie sofort nach einem heißen Bad im Speisesaal treffen werde!“

Mit einem genäselten „Sehr wohl.“ entfernte sich Elrind. Torador schlug die Decke zur Seite, schwang die Beine aus dem Bett und blieb einen Moment auf der Bettkante sitzen um etwas wacher zu werden und rieb sich die Augen. Mit einem weiteren Gähnen schlurfte er zu den Klingelseilen an der Wand. Sie waren fein säuberlich in goldenen Ringen von der Decke bis nach unten geführt und ein jedes mit einer kleinen Marmortafel beschriftet. Sie waren eine Idee von Fandragol gewesen, einem jungen und aufstrebenden Architekten, der die Unterstützung seiner Mutter genoß. Torador zog an dem Bändel, welches mit „Bad“ beschriftet war und hüllte sich dann in seinen schweren Brokatbademantel.

Während er darauf wartete, daß ihm ein Klingeln die Bereitschaft des Zubers signalisierte, schlenderte er zu seinem Schreibtisch und begutachtete seine Notizen. Die letzten Zeilen waren doch sehr unsauber geschrieben. Es wurde Zeit, daß er endlich lernte einen geregelten Tagesablauf zu leben. Er konnte sich kaum mehr daran erinnern, wann er das letzte mal nach dem Abendmahl zu Bett gegangen und nicht erst durch den Ruf des Dieners erwacht war.

Eine kleine Glocke ließ ihr fröhliches Bimmeln erklingen. Torador erhob sich, schnürte erneut den Gürtel des Bademantels und überquerte den breiten, mit rotem Teppich ausgelegten Flur, um in das Badezimmer zu gelangen. Die Bilder und Skulpturen in dem langen Gang nahm er schon nicht mehr wahr, so oft hatte er sie gesehen.

Im Badezimmer wartete Elien auf ihn, eine der vielen Mägde, die seine Mutter eingestellt hatte. Wie alle anderen, die er zu Gesicht bekam, war sie ausgesprochen attraktiv und leicht bekleidet. Ihre weite, weiße Bluse gestattete dem Interessierten tiefe Einblicke und ihr kurzer blauer Rock verbarg wenig von ihren wohlgeformten Schenkeln. Seine Mutter schien der Meinung zu sein, daß ein Mann in seinem Alter seine Lust ausleben sollte und versuchte ihm alle Möglichkeit dazu zu geben. Torador aber war nicht interessiert. Es war nicht so, als hätte er keine Gelüste und als wäre der Anblick einer schönen Frau nicht erregend für ihn, aber er glaubte noch an die wahre Liebe und war nicht bereit, seine Lust nur um der Lust Willen auszuleben. Seine Mutter brachte nur Unverständnis für sein Verhalten auf. Sie pflegte immer wieder zu betonen, daß er niemals entstanden wäre, wenn sie sich damals an seine seltsamen Vorsätze gehalten hätte.

Torador entkleidete sich und übergab Elien den Mantel. Er spürte ihre Blicke auf seinem Körper und sah ihr Lächeln. Er war weder stark, noch groß, aber ihm wurde nachgesagt, eine gewisse Wirkung auf Frauen zu haben.

Nach dem Bad kleidete er sich an und schritt das große Treppenhaus herunter, in die große Empfangshalle, die vollgestopft war mit Skulpturen und Bildern, vor allem von Maldraedior und Drakonvert, zwei Künstlern, die momentan sehr beliebt waren in der Oberstadt. Es verging fast kein Tag, an dem nicht ein Bote ein weiteres Kunstwerk aus dem Laden von Holoe Fū Triss ins Haus brachte und dafür ein anderes in den Tiefen der Abstellkammern verschwand.

Er wandte sich nach links und betrat den Speisesaal. An dem mehrere Schritt langen schweren Holztisch standen wie immer ein rundes Dutzend mit rotem Samt bespannte Stühle. Gedeckt war nur für drei Personen. Neben der strahlenden Gestalt seiner Mutter, die ihre langen braunen Haare wie immer in einem dichten Zopf trug, saß ein bereits angegrauter Mann. Torador erkannte in dem

Mann sofort Mirtan Tibrand, den Besitzer des Fuhrunternehmens Tibrand. Seine zackige Nase, die scheinbar gebrochen war und dann schief zusammenwuchs und seine stämmige Gestalt machten ihn unverwechselbar, ebenso wie seine sympathische, beruhigende Stimme.

Die beiden waren in eine angeregte Diskussion verwickelt, die sich wie immer um den Ausbau der Handelswege nach Westen drehte.

Torador näherte sich dem Stirnende des Tisches, an dem sein Teller neben dem seiner Mutter stand, und wurde wenig später bemerkt: „Ihr versteht mich ein wenig falsch, befürchte ich. Es geht mir keineswegs darum eine Abhängigkeit zu Multor aufzubauen und ich bin mir auch bewußt, das die multorische Kultur Sklaven akzeptiert, aber es geht doch hauptsächlich darum... Ach, Torador mein Sohn!“

Torador lächelte sanft und beugte sich herunter, um seiner Mutter einen Kuß auf die Wange zu geben: „Mutter!“

Sie wies auf ihren Tischnachbar und stellte ihn erneut vor: „Herr Tibrand kennst Du bereits?!“

Der Mann erhob sich und beobachtete Torador aus wachen, braunen Augen. Lächelnd streckte er die Hand aus und Torador schüttelte sie: „Herr Tibrand! Erfreut, sie wiederzusehen.“

Mirtan Tibrand setzte sich wieder, nachdem Torador Platz genommen hatte, und erwiderte lächelnd: „Die Freude ist ganz auf meiner Seite! Wie ich erfahren habe, habt ihr euren ersten Kranken geheilt?“

Torador nickte, nicht ohne Stolz: „In der Tat. Es ist mir gelungen den Fall des Nirtschuk zu heilen, der eine panische Angst vor der Dunkelheit hatte.“

„Wie interessant mein Lieber, aber werter Herr Tibrand, um auf unser Gespräch zurückzukommen, in welcher Weise denkt ihr denn, sei mit Multor zu verfahren?“

Tibrand schenkte Torador einen mitfühlenden Blick, bevor er die Diskussion wieder aufnahm. Torador seufzte unhörbar und machte sich daran, den Braten und das weiße Brot zu verspeisen, welches bereit stand. Auf einen Nachtschiff aus süßen Früchten verzichtete er und war froh, als ihn seine Mutter mit dem Hinweis auf die bereits fortgeschrittene Morgenstunde in die Lyzeum entließ. Mit einem letzten Nicken erhob er sich und machte sich daran, seine Bücher zusammenzupacken.



Die Sonne stand schon hoch am Himmel als Melirae durch die Bewegungen ihres Geliebten erwachte. Er bemühte sich das Haus leise zu verlassen, doch Stille war noch nie seine Stärke gewesen. Melirae öffnete die Augen, griff nach ihrem Stiefel und warf ihn gegen Bleiks breiten Rücken: „Du bist tot, Trampeltier!“

Bleik wirbelte herum und grinste breit: „Ich gehe Brot holen, brauchst Du noch etwas?“

Melirae überlegte kurz, schüttelte dann den Kopf. Sie hätte gerne etwas Branntwein gehabt, aber ihr Geld war knapp genug und keiner konnte ahnen, wann wieder welches zu verdienen war. Das Wetter war zu schlecht für Kriege und für Meuchelmord waren sie sich beide zu schade. „Lauf schon, kleiner Racker!“ sagte sie mit honigsüßer Stimme und blickte Bleik noch nach, als er schon längst zur Tür hinaus war.



Der Sturm hatte aufgehört. Trotzdem waren die Straßen mit Schnee bedeckt und feucht. Der Weg vom Hauseingang bis zur Kutsche war genug, um Toradors Stiefel vollständig zu durchnässen. Manchmal verfluchte er sich selbst, daß er nur diese bequemen, aber fürchterlich dünnen und wasserziehenden Stoffstiefel trug.

Die Kutsche setzte sich auf sein Zeichen hin in Bewegung, im langsamen Schritt, denn mehr war auf den Straßen der Oberstadt nicht erlaubt. Toradors Kutscher gehörte zu den wenigen, die sich um dieses Gebot scherten. So blieb ihm stets viel Gelegenheit auf dem Weg zur Lyzeum die Leute zu beobachten. Viel war nicht los, man sah fast keinen auf der Straße, der nicht unbedingt unterwegs sein mußte. So kam es, daß Torador an diesem Tag nur Boten und Mägde, Händler und Bettler entdeckte.



Wie immer am siebten Tage des Viertels ließ er den Kutscher vor dem Haus des Hauptmannes Larkur halten. Er stieg aus, ließ seine Bücher aber in der Kutsche.

Er klopfte und es öffnete ihm eine junge Frau in erdfarbener Kleidung. Wie immer wenn er Sarjana sah, konnte er nur entzückt sein, über ihre langen, rotbraunen Locken, die über ihre schlanken Schultern floßen wie ein feuriger Sturzbach in der Mittagssonne. Leider wollte ihr sehr kantiges und rauhes Gesicht so ganz und gar nicht dazu passen.

„Ah, Herr Broschakal, ich habe euch bereits erwartet, kommt doch herein!“ sagte sie und trat einen Schritt zur Seite. Er ging an ihr vorbei in das einfach, aber gemütlich eingerichtete Haus. Sie bot ihm einen Platz und einen Kräutertee an, von dem er keines ablehnte.

Kaum saß er, spürte er auch schon einen sanften Druck an seinem Bein. Wie erwartet war Anjahk, eine der Katzen Sarjanas, sofort herbeigeeilt gekommen, als sie seine Stimme vernahm. Er beugte sich vor und hob sie auf seinen Schoß, wo sie fast regungslos liegen blieb und sich von ihm hinter dem Ohr kraulen ließ.

Die Heilerin lachte: „Sie liebt euch, findet euch damit ab!“

Torador nickte, ebenfalls lachend, und erkundigte sich dann: „Wie geht es dem kleinen Sonnenschein? Ist sie immer noch so munter und fröhlich wie das letzte Mal da ich sie sah?“

Die junge Frau lächelte und antwortete dann: „Larkjas geht es gut! Sie hatte die letzte Tage etwas Durchfall, doch das hat sich mittlerweile gegeben.“

Torador nickte zufrieden. Dann setzte er die Katze vorsichtig zu Boden, was mit einem unwilligen Fauchen bedacht wurde und erhob sich. „Das ist gut zu hören, doch jetzt muß ich mich schon wieder auf den Weg machen.“ Der Höflichkeit halber nahm er einen kleinen Schluck Tee zu sich, der erstaunlich süß war. Dann warf er sich seinen Pelzmantel wieder über die Schultern und ging zur Tür. Wie nebenher zog er einen ledernen Geldbeutel aus der Tasche und überreichte ihn Sarjana: „Fast hätte ich es vergessen. Meine Mutter schickt euch eine kleine Summe Geld, mit der Bitte, daß ihr euch auch weiterhin um die Bedürftigen kümmert.“

Die Heilerin nahm den Geldbeutel und verstaute ihn in einer ihrer Taschen: „Richtet eurer liebenswerten Frau Mutter bitte meine allerbesten Wünsche aus und teilt ihr mit, daß ich mein Bestes tun werde.“

Beide tauschten einen erneuten, verschwörerischen Blick, dann verließ Torador das Haus und stieg erneut in die Kutsche. Sie beide wußten, daß seine Mutter nur auf sein Drängen Geld für die Bedürftigen verteilte und auch nur deswegen 30 Goldsonnen jedes Viertel abgab, weil man sich bei Sarjana sicher sein konnte, daß jede Bronzesonne auch wirklich für das Wohl der Leidenden eingesetzt wurde.



Melirae fand sich erneut im „Zweischneidigen Schwert“ ein. Noch immer war keine Anfrage für sie eingegangen und im Moment sah es auch nicht so aus, als würde in den nächsten Stunden ein Interessent auftauchen. Elmar Einarm, der Wirt der Schenke, versprach ihr jedoch, sie vorzumerken, für das entsprechende Entgelt natürlich.

Also machte sie sich auf den Rückweg. Der Wind frischte wieder auf und der Himmel war wolkenverhangen. Alles deutete darauf hin, daß bald ein neuer Sturm aufkommen würde, es roch nach Schnee.

In ihrem Haus erwartete sie Bleik bereits, doch er war nicht alleine. Am Boden, gewickelt in eine warme Decke, lag ein alter Mann. Er war in Lumpen gekleidet und sein Wangen waren rot von geplatzten Äderchen. Sein helles Haar war verfilzt und an manchen Stellen waren kahle Stellen zu erkennen, wo Narben sich über den Schädel des Mannes zogen. Neben dem Mann stand ein leerer Becher.

Malirae schloß die Tüt hinter sich und wandte sich an Bleik: „Was soll das?“

Der Hüne erhob sich vom Boden, wo er seine Waffe gereinigt hatte, und begann, sich verlegen zu rechtfertigen: „Er wäre erfroren, wenn ich ihn hätte liegen gelassen!“

Die Hallakine schüttelte zornig den Kopf: „Wir haben kaum genug für uns, und Du willst einen Bettler mit durchfüttern? Du hast über hundert Menschen im Kampf getötet und bringst es trotzdem nicht fertig diesen einen verrecken zu lassen?“

Bleik blickte zu Boden, schaute Melirae dann in die Augen und sie erkannte wahren Schmerz in ihnen: „Die Männer und Frauen auf dem Schlachtfeld hatten eine Chance. Sie hätten die Waffen strecken können, sie hätten nicht gegen mich antreten müssen oder sie hätten siegen können. Aber dieser Mann da hat keine Möglichkeit zu gewinnen oder sich zu ergeben. Er braucht Hilfe, verdammt, und solange ich lebe, werde ich versuchen mein schmutziges Handwerk auszugleichen. Ich habe nichts gelernt außer zu kämpfen, aber ich habe auch nicht verlernt, was es heißt, menschlich zu sein. Ich bin nicht das beste Kind Hesvites, aber ich habe sie auch nicht aus meinem Herz verbannt. Deswegen bleibt er hier, und basta!“

Melirae blickte von dem Bettler, der sich nun im Schlaf herumdrehte zu Bleik und wieder zurück. Dann sagte sie: „Du bist zu weich für diese Welt“ und sanfter: „aber deswegen liebe ich Dich! Er bleibt hier, aber nur für ein paar Tage, klar?“



Die Lyzeum erhob sich vor ihm, ein beeindruckendes, altes Gebäude mit Gittern vor den Fenstern, schweren, eisenbeschlagenen Türen und einem hohen, dunklen Turm ohne jegliche Öffnung nach draußen.

Kalt lief es Torador den Rücken herunter und nicht allein der Winterwind war daran schuld. Der Nachtturm... Wie er diesen Teil der Lyzeum verachtete. Dort hielt man die „Unheilbaren“ gefangen, angekettet wie Vieh, nur mit dem Nötigsten versorgt, unrein und ohne Zuneigung. Die Pfleger des Turms waren Krieger, ehemalige Henker und Schlächter ohne Achtung vor dem menschlichen Leben. Wie oft hatte er Großmeister Matulek gebeten, den Turm betreten zu dürfen, aus seinem Beutel Fackeln und Stroh zu den Bedauernswerten bringen zu dürfen, doch der Großmeister hatte ihn jedesmal auf die angebliche Gefahr verwiesen.

Torador seufzte, schüttelte traurig den Kopf und betrat die Lyzeum. Fast wäre er hinter der Tür in einen kleinen Mann hineingelaufen. Im Halbdunkel der großen, fast tempelartigen Halle der Lyzeum, die auch bei hellstem Tageslicht von Fackeln erhellt wurde, schienen die stechend grünen Augen des Mannes fast zu leuchten.

„Herr!“ grüßte Torador und fügte gleich hinzu, „Verzeiht mein Ungeschick, es war keine Absicht in meiner Handlung.“

Ein sanftes und gewinnendes Lächeln zuckte über die schmalen Mundwinkel des Mannes und mit einem Nicken, aber ohne ein Wort verließ er die Lyzeum. Einen kurzen Augenblick schaute Torador dem Mann noch hinterher. Virstof Eborrie, einer der reichsten und skupellosesten Männer der Stadt. Was mochte er hier gesucht haben?

Die lange Treppe hinauf, durch den Flur führte ihn sein Weg. Dann schließlich stand er vor der dicken Eichentür, die ihn zu seinem Zimmer führen sollte. Schon durch das schwere Eichenholz hörte man die verzweifelten Schreie der Patienten. Torador schob mühsam die Tür auf und trat ein. Drei Stufen führten hinunter auf gekachelten Boden. Sein Weg durch den langen, schmalen Raum, in den durch kleine Fenster helle Flächen gezaubert wurden, glich einem Spießbrutenlauf. Rechts und links von ihm standen Zuber, in denen je ein Patient lag. Nur ihr Kopf war zu sehen, der Rest wurde von einer schweren Holzplatte verdeckt, die auf der Öffnung des Zubers lag. Die Badenden schrien und schlugen mit Armen und Beinen gegen dieses Brett, suchten sich zu befreien. An der anderen Seite des Raumes waren zwei Arbeiter dabei Wasser über einer Feuerstelle zu erhitzen. Unberührt von den Klagen und Wutschreien der Patienten gossen sie fast kochendes Wasser nach. Diese Behandlung sollte die Verrückten beruhigen, sie ermüden und die bösen Geister mit dem Schweiß aus ihrem Körper ziehen.

Torador hatte nie verstehen können, wie eine solche Folter des Körpers den gebrochenen Geist heilen sollte. Aber Großmeister Matulek war unerbittlich. „Dies“ pflegte er zu sagen, „ist die Form

der Heilung, die seit Jahrhunderten angewandt wird und itzo wird sie nicht geändert! Was für unserer Vorväter gut genug war, soll wohl auch heuer helfen.“

Endlich hatten ihn seine schnellen Schritte an der Kakophonie der Qual vorbei in sein kleines Lehr- und Behandlungszimmer geführt. Er schloß die Tür und löste den schweren Brokat über der Tür, der sich dann, einem Vorhang gleich, herabrollte. Stille!

Erleichtert atmete Torador auf. Es war kein Zufall, daß er den lautesten und kleinsten Raum aller Studenten erhalten hatte. Wäre er nicht der Sohn einer mächtigen und reichen Richterin, der Großmeister hätte ihm schon lange das Betreten der Lyzeum versagt. Und würde er nicht das Leid der Verwirrten so bedauern und wäre nicht ein so sturer Bock, schon lange hätte er aufgegeben.

Doch genug des Selbstmitleides. Es galt die Schriften des Brel zu lesen, bevor er sich dem Großmeister und den anderen Studenten bei der Betrachtung der Neuzugänge anschließen mußte.



Melirae blickte auf die Bronzesonne in ihrer Hand. Nicht schlecht, gar nicht schlecht! Immerhin eine ganze Bronzesonne für drei gebrochene Arme und ein zertrümmertes Nasenbein. Das Rachegeschäft schien doch ganz lukrativ zu sein, wenn es nicht die eigene Rache war. Der Mittag war fast da und Melirae entschloß sich, etwas zu essen, etwas gutes, das hatte sie sich verdient. Mißmutig fuhr sie mit dem Daumen über den Schnitt an ihrem Unterarm, der mittlerweile aufgehört hatte zu bluten. Er war nicht tief, kaum mehr als ein Kratzer, aber schmerzhaft. Wer hätte gedacht, daß ein einfacher Straßendieb so geschickt mit seiner Messerklinge umgehen konnte.

Mit einem Schulterzucken schob sie den Ärmel des Hemdes wieder herunter. Auch in diesem war ein Schnitt und das weiße Fell war leicht rot gefärbt. Nunja, Nichts, was Nadel, Faden und Wasser nicht in Ordnung bringen könnten.

Nachdem sie sich eine warme Mahlzeit im „Schwert“ geleistet hatte, in der stillen Hoffnung nun endlich eine Person zu finden, die in ihre Kampfkraft investieren wollte, machte sie sich auf den Rückweg.

Schon als sie von weitem die Tür zu ihrem Haus offenstehen sah, war Melirae klar, daß etwas nicht stimmte. Sie hatten abgemacht, die Tür zumindest von außen mit dem schweren Stein zu blockieren, wenn schon keiner von ihnen im Haus war. So würden zumindest der Schnee und die Straßenviecher draußen bleiben.

Sie schnallte die Klinge vom Rücken und stürmte auf das Haus zu. Kurz vor der Tür hielt sie an und schaute vorsichtig um den Rahmen herum. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ ihr Herz anhalten: Der massige Körper Bleiks lag am Boden, den Kopf nach unten, in einer Laache des Blutes. Sein Arm war seltsam verdreht, sein Schwert lag neben ihm. Der Raum war vollkommen verwüstet, der Tisch zertümmert, das Bärenfell lag in der Ecke. Melirae stürmte in das kleine Zimmer, die Waffe noch immer in der Hand, und kniete sich neben den Körper ihres Geliebten. Er war noch warm, das Blut noch nicht geronnen, doch ohne Zweifel war alles Leben aus ihm gewichen. Ihr Instinkt als Kämpferin ließ es nicht zu, daß sie unvorsichtig wurde. Mit kalten Augen musterte sie den Raum und bemerkte erst jetzt, daß sich unter dem Bärenfell etwas regte. Sie näherte sich vorsichtig, die Axt weit erhoben, um jederzeit einen tödlichen Streich austeilen zu können. Ihr Blut raste, rief ein lautes Rauschen in ihren Ohren hervor. Verzweifelt versuchte die ihre Gedanken zu ordnen und nicht auf den einen zu hören, der immer wieder auftauchte: „Was immer Bleik getötet hat, wird leichtes Spiel mit dir haben!“

Sie zog das Fell mit einem Ruck weg und ließ ihre Axt heruntersausen, nur um sie dann abzufangen. In der Ecke saß, zusammengekauert, den Kopf zwischen den Knien, die Arme darumgeschlungen und zitternd, der Bettler.

Melirae ließ ihn liegen und wandte sich wieder dem toten Körper der Kriegers zu. Vorsichtig drehte sie ihn herum und blickte auf die unzähligen Streiche, die Bleik getroffen hatten. Jeder für sich nicht besonders tief, nur der eine, der letzte saß genau über dem Herzen und hatte tief getroffen. Wer immer ihn bekämpft hatte, mußte mit ihm gespielt haben. Und er mußte unmenschliche Kräfte

besitzen, denn Bleiks Waffenarm war gebrochen. Nicht jedoch zertrümmert von einem Hieb, sondern geborsten unter Druck, als habe jemand ihn mit bloßen Händen zerbrochen.

Melirae legte ihre Waffe zu Boden, blickte in die schreckensgeweiteten Augen ihres Lebensgefährten, die Augen, die einem bewaffneten Heer gelassen entgegen geblickt hatten, und drückte ihre Lippen auf die seinen. Sie schmeckte sein salziges Blut.

Dann stand sie auf, nahm ihre Axt in beide Hände und tat einen Schwur: „Ich will nicht eher weinen, nicht eher lachen, nicht eher ruhen, bis ich den Kopf deines Mörders zu meinen Füßen liegen sehe!“



„Meine Herren, heute ist wenig zu tun. Wir haben nur einen neuen Gast, den wir nun Begutachten werden. Wenn Ihr mir bitte folgen wollt?“

Großmeister Matulek wandte sich herum und schritt den schmalen Gang zu den Zellen entlang. Torador mußte wieder einmal zugestehen, daß der Großmeister eine sehr beeindruckende Gestalt war. Füllig wie ein Berg und mit dem Gesicht eines Wüstenkriegers. Seine Haut war dunkel, nicht aber schwarz, seine Augenbrauen, die wie alle übrigen Haare ebenfalls tiefschwarz waren, ließen seine grün-blauen Augen noch mehr hervorstechen. Die Augen des Meisters schienen immer ein wenig unwirklich, als läge etwas in ihnen, daß ihre Farbe trüben würde. Wehe jedoch sie blickten einen an...

Die dunkelblaue Robe Matuleks wippte bei jedem seiner Schritte. Sie war aus schwerem Stoff und an den Säumen besetzt mit unzähligen, prachtvollen Gold- und Silberstickereien.

Nun folgten ihm die Adepten, Gnio wie immer an seiner Seite und bestätigend auf ihn einredend. Wie Torador diesen Gnio haßte. Er sagte zu allem ja, wenn es nur aus dem Munde des Großmeisters kam. Und dieser ganze Prunk, der Umhang, der Schmuck, das Zepter, welches der Meister nun in den auf dem Rücken verschränkten Händen hielt. Wievielen Menschen man mit dem Geld für diese Kostbarkeiten helfen könnte.

Der Meister hielt nun vor einer der schweren Eichentüren an und ließ von einem der Pfleger die Klappe in Augenhöhe öffnen. Nacheinander warfen die Adepten nun ihren Blick dort hinein. Man vernahm eine Stimme, die in weinerlichem Tonfall sprach, doch die Worte waren erst zu vernehmen, als Torador seinen Kopf auf Zehenspitzen vor dem Loch hatte, um hineinzusehen.

Das Bild, was sich ihm bot, war jämmerlich. Der alte Mann in der dunklen Zelle, in der sich nichts außer ein wenig Stroh am Boden und einem Gitterfenster in der Wand befand, war ein Häufchen Elend. Seine Kleidung deutete auf einen relativ hohen Stand hin und seine Sprache war fein und genau: „Ich nehme an, die Herren sind endlich gekommen, um Ihren Irrtum zu korrigieren? Es muß doch jedem klar sein, daß ich nicht hierhergehöre. Ich bin nicht verrückt!“

Mit einem lauten Knall schloß der Pfleger die Luke wieder. Im gleichen Moment wurden die Rufe des Mannes lauter.

„Dies ist Maino Fertil, ein ehemals angesehener Bewohner der Oberstadt, der leider über Nacht dem Wahnsinn anheimgefallen ist. Hat einer der Herren schon vor eingehender Untersuchung einen Vorschlag zu machen, was seine Krankheit sein könnte?“ Die Stimme Matuleks übertönte die weinerlichen Geräusche aus der Zelle mit Leichtigkeit.

Gnio drängte sich nach vorne und begann, auf ein Nicken des Großmeisters, mit seiner Einschätzung: „Scheinbar will er es nicht wahrhaben, daß sein klarer Geist entschwand. Auch macht er einen ruhigen und gefaßten Eindruck. Vermutlich, ja fast sicher handelt es sich bei ihm um einen Wandelsamen, der in bälde zu Gewalt neigen wird.“

Der Großmeister nickte: „Und welche Behandlung ist bei Wandelbaren angebracht?“

Diesmal erhielt ein anderer Adept, Jai Akir aus dem Multorischen Reich die Erlaubnis zu reden: „Der erste Schritt muß sein, ihn zu provozieren, seine Wandlung unter Beobachtung zu vollziehen, damit man die genaue Form erkennen kann. Dazu soll er zwei Tage ohne Wasser und Essen

gelassen werden. So dies noch nicht reicht, möge man ihm Getier in die Zelle setzten um das Böse hervorzulocken. Gibt er sich noch immer der Wandlung nicht hin...“

„Er ist nicht krank“ unterbrach Torador ihn.

Der Großmeister fuhr herum, die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengepreßt, die Stirn in Falten und seine Stimme nur mühsam beherrscht: „Was sagtet Ihr, Herr Broschakal?“

„Werter Großmeister,“ begann Torador zu erklären, „meine Worte waren: Er ist nicht krank.“

„Und was, werter Meister“ die Stimme Matuleks triefte vor falscher Liebenswürdigkeit, „bringt Euch zu dieser großen Erkenntnis, die mir verschlossen blieb?“

Torador stand nun inmitten des Kreises der Adepten. In den Gesichtern mancher sah er Erstaunen, in vielen Mitleid und in einem, Gnios, pure Schadenfreude. Trotzdem erklärte er mit fester Stimme: „Der Herr dort in der Zelle hat noch keinen Versuch der Flucht gemacht. Auch flehte er nur und drohte uns nicht, wie es die Wandelbaren zu tun pflegen. Sicher kann man natürlich nur nach einer genauen Untersuchung sein, aber ich habe das Gefühl, daß er nicht verwirrt ist.“

Das Gesicht des Großmeister entspannte sich: „Auf Gefühle, Adept Broschakal“, er stieß den Titel wie einen Fluch aus, „können wir uns nicht verlassen! Die Lehre vom Geiste ist eine Wissenschaft, die Ihr scheint noch nicht ausreichend studiert habt, sonst wäret ihr zum gleichen Ergebnis wie der vorbildliche Gnio und zur gleichen Therapie wie Jai Akir gekommen.“

Gerade als Torador zu einer Erwiderung ansetzen wollte, kam ein Pfleger herbeigeeilt und rief den Großmeister an: „Herr, da steht eine Hallakine in der Halle und verlangt mit Euch zu sprechen. Sie trägt einen offensichtlich Verwirrten auf den Schultern“

„Nun denn, es scheint, als gäbe es Geschäftliches.“ Der Großmeister wandte sich ab, blickte dann aber noch einmal über die Schulter zurück, „Die Herren Adepten begleiten mich bitte.“

Gemeinsam erreichte man wenig später die große Eingangshalle. In der Mitte des Saals, von den Fackeln in ein flackerndes Licht getaucht, stand eine Hallakine. Sie war über einen Sprung groß und mit dicken Muskelpaketen bedeckt. Auf ihren mächtigen Schultern lag der leblose Körper eines schmutzigen und verschorften Mannes. Ihre Haare waren bis nah an den Kopf geschoren, ihre Haut war bleich, fast weiß. Unter ihren Augen zogen sich dicke schwarze Striche, vermutlich Kohle dahin. Sie war in ein schwarz-weißes Fellhemd und eine einfache Lederhose gekleidet. Auf ihrem Rücken schien sich eine Waffe zu befinden, die Torador aus dieser Perspektive aber noch nicht erkennen konnte. Lediglich ein kompliziert anmutendes Geflecht aus Lederschlingen, daß auch den schweren Fellumhang an den Körper preßte, wies darauf hin.

Melirae blickte zu diesem Pulk aus Oberstädtern hinauf. Sie alle trugen feine Kleidung und bewegten sich wie kleine Mädchen. Keine Kraft, keine Eleganz, nur Schwäche. Aber wie es schien, waren sie die einzigen, die ihr im Moment helfen konnten. Der Bettler hatte nicht auf ihre Fragen reagiert, hatte ihre Drohungen und Schläge scheinbar gar nicht bemerkt. Auch ein Eimer kaltes Wasser hatte daran nichts geändert. Er starrte sie immer nur an, und sobald sie ihn losließ, sank er wieder in diese seltsame, zusammengekauerte Haltung zurück. Da sein Körper aber unverletzt und er noch am Leben war, mußte es eine Möglichkeit geben, mit ihm zu sprechen. Augenscheinlich war sein Geist verwirrt, und das konnte man hier wohl wieder in Ordnung bringen. Melirae hoffte, daß dies bald geschehen sei, denn sie wollte das Fleisch von Bleiks Mörder unter ihren Hieben zereißern.

Als sie näher heran waren, konnte Torador erkennen, daß die Augen der Hallakine in einem lebensfrohem Blau strahlten, was überhaupt nicht zu ihren entschlossenen Miene passen wollte.

„Ihr sollt ihn heilen“ sagte sie nun, und ihre Stimme paßte zu ihrem Körperbau. Rauh und harsch wie der Nordwind und doch nicht ohne eine einfache Melodie.

Der Großmeister blickte die Frau sorgfältig von oben bis unten an und bemerkte dann abfällig: „Ich bezweifle, edle Dame, daß ihr die nötigen Sonnen besitzt, um die Behandlung der Lyzeum für Euren Freund zu bezahlen.“

Die Hallakine verlagerte das Gewicht des Mannes von ihren Schultern auf ihre Arme und bei dieser Bewegung bemerkte Torador die riesige Axt auf ihrem Rücken. Dies mußte eine der schrecklichen Kriegsäxte sein, deren Gewicht Torador einmal lang auf den Boden gezogen hatte.

„Er ist nicht mein Freund“ sagte Melirae dann, „und man sagte mir, ihr behandelt Bedürftige!“

Der Großmeister nickte, einen mitfühlenden Ausdruck im Gesicht, so falsch wie Ehnodische Goldsonnen: „Das entspricht der Wahrheit, aber leider sind die Zellen, die wir gezwungen sind mit Bedürftigen ohne Zahlungsmittel zu füllen“, Abscheu sprach nun aus den Zügen Matuleks, „ebendies, nämlich gefüllt! Ihr seht also, wenn ihr nicht in der Lage seid einige Goldsonne pro Woche zu entrichten, dann sehr ich keine Möglichkeit, wie Euer Freund... verzeiht, dieser Kranke da in den Genuß unserer Behandlung kommen könnte. Wenn Ihr uns jetzt entschuldigen wollt.“

Mit diesen Worten drehte er sich um, nur um von der blitzschnell hervorschießenden Hand Maliraes wieder herumgewirbelt zu werden. „Ihr werdet ihn heilen, bei dem Brenner, oder es wird das letzte Mal gewesen sein, daß ihr etwas ausgeschlagen habt.“

Die Augen des Großmeisters verengten sich zu Schlitzen und erneut zeigte sich ein Zornesfalte auf seiner Stirn: „Droht mir nie wieder, Kämpferin, Nie! Und merkt Euch: Keine Sonnen, keine Heilung. Treibt das Geld auf, und wir werden unser Bestes tun.“

Mit Schrecken merkte Torador, wie die Hand der Hallakine sich dem Schaft ihrer Axt näherte. Haß sprach aus ihren Zügen und ihre Oberlippe bebte.

Torador schnellte vor. Er wußte nicht warum, aber er drückte mit aller Kraft gegen den Rücken der Hallakin und erklärte gleichzeitig: „Kommt mit mir, ich werde ihn behandeln!“

Erst war es, als würde er gegen eine Mauer drücken, dann aber gab die Frau nach und ließ sich von ihm durch eine Tür führen. Er spürte die stahlharten Muskeln der Hallakine unter ihrem dicken Hemd arbeiten. Noch während er die Tür schloß, hörte Torador die wütende Stimme des Großmeisters, bei dem er sich einmal mehr unbeliebt gemacht hatte: „Ihr werdet die Unterkunft bezahlen, Herr Broschakal, zu eurem Lehrgeld werdet ihr es zahlen!“



Die Hallakine legte den seelenlos wirkenden Körper des Bettlers auf das Strohlager in Toradors Behandlungszimmer. Der Weg durch die Badekammer hatte auch sie irritiert, doch keine Frage kam über ihre Lippen. Erst jetzt, als sie vor dem kleinen Mann in der Robe stand, dessen Lippen fast wie die einer Frau aussahen und dessen leicht gelockten Haare sich jeder Bändigung entzogen, entschloß sie sich, ihn zu fragen: „Warum tut ihr das für mich?“

Torador blickte sie erstaunt an. So recht wußte er selber nicht, welcher Dämon ihn geritten hatte. Seine Mutter war so schon nicht sehr zufrieden mit seinem Studium, wenn sie nun noch erfahren würde, daß sie 5 oder 10 Goldsonnen die Woche für einen Patienten bezahlen sollte, würde es sicher ein längeres Gespräch über Leichtsinn und Übermut geben.

Der Hallakine antwortete er: „Laßt das meine Sorge sein. Nun wollen wir uns mal den Patienten ansehen...“

Er ging um die Hallakine herum, wobei ihm einmal mehr klar wurde, wie gewaltig sie war. Er war zwar nicht besonders groß, hatte sich aber bis jetzt eingebildet, auch nicht der Kleinste zu sein. Nun war er sich dessen nicht mehr sicher.

Wie beiläufig fragte er: „Wie heißt ihr, Kämpferin?“

Die Hallakine drehte sich zu ihm um, einen kristallinen Brieföffner noch in der Hand, den sie gerade interessiert begutachtet hatte: „Meine Eltern nannten mich Melirae, meine Feinde fügten Todesstreich hinzu.“

Torador schluckte kurz. Oh ja, dieser Name paßte zu ihr - Todesstreich.

Der Irre hatte sich mittlerweile zusammengekrümmt. Er lag auf der Seite, die Knie angezogen, die Arme darum geschlungen, den Kopf tief auf der Brust. Sein Körper wurde von einem kaum merklichen Zittern geschüttelt. Was immer mit diesem Mann passiert war, es mußte seinen Geist gebrochen haben.

„Ist er gefoltert worden?“ fragte er die Kämpferin und erwartete fast, sie aufbrausen zu sehen. Doch Melirae ließ nur den Brieföffner auf den Tisch sausen und schüttelte den Kopf. Bedauernd blickte Torador einem großen Kristallsplitter nach, der sich vom Boden des Öffners gelöst hatte.

„Er hat gesehen, wie mein Gefährte gemordet wurde!“

Torador glaubte kein Gefühl aus ihrer Stimme zu hören. Auch ein rascher Blick in ihr bleiches, wie eine Totenmaske wirkendes Gesicht, zeigte keinen Schmerz.

„Wie ist es passiert?“ fragte er. Wenn sie kein Mitleid wollte, so sollte sie auch keines bekommen.

„Jemand stach ihm ins Herz, nachdem er ihm den Arm gebrochen und ihn dutzendfach geschnitten hatte.“

Torador blickte nachdenklich auf die schmutzige, jämmerliche Gestalt des Mannes. Er war sicher ein Bettler oder zumindest ein Mann der Straße gewesen, so wie er aussah. Solche Menschen waren an die Grausamkeit des Lebens gewohnt. In der Unterstadt verging kaum ein Tag, an dem nicht ein Leben vor seiner Zeit genommen wurde, zum Teil auf schrecklichste, unmenschlichste Weise. Der Tod ihres Gefährten sollte es also nicht gewesen sein, was den Mann in diesen Zustand brachte. Was aber dann. Da er zwanghaft die Augen schloß, solange man ihn in Ruhe ließ und sie Angsterfüllt aufriß, sobald er berührt wurde, mußte es etwas sein, das er gesehen hatte. Sein Körper schien unversehrt, was die Aussage der Hallakine unterstützte.

Melirae beobachtete ungeduldig, wie der Heiler um den Bettler herumging, ihm die Hand auf die Schulter legte, ein „Aha“ hier und ein „Mmh“ dort von sich gab und dann wieder einen Schritt zurück machte, um sich am sauber rasierten Kinn zu kratzen.

„Dauert es noch lange?“

Der Heiler drehte sich herum, die Stirn in Falten, die Hand am Kinn, die andere um die Hüfte.

„Nun, man kann es nicht so genau sagen, aber bis zur entgeltigen Heilung seines Schreckens kann es schon etwas dauern. Einige Wochen vielleicht, möchte ich meinen. Immer dabei bedacht, daß er eventuell auch nie mehr aus diesem Zustand erwacht.“

Melirae Augen verdunkelten sich: „Willst Du mich verspotten, Heiler? Sprich deinen Zauber, leg dein Kraut auf, und laß mich das Blut des Mörders kosten. Dein Geld werde ich dir schon bringen, wenn ich es habe.“

Sie kam drohend einen Schritt auf ihn zu und Torador blieb nichts anderes übrig als mit beschwichtigend erhobenen Händen zurückzuweichen: „Verzeiht, aber ich glaube ihr habt eine falsche Vorstellung von meinem Beruf. Der menschliche Geist ist -einmal verletzt- nicht durch Kraut oder Hexerei zu heilen. Es bedarf langsamen, vorsichtigen Erforschens der Ursacher der Krankheit, bevor man sie behandeln kann. Wenn die Flüssigkeiten des Körpers durch eine äußere Einwirkung aus dem Gleichgewicht geworfen wurden, bringt sie kein Sud zurück in die Harmonie.“

Melirae Gesicht verdunkelte sich: „Dann wird der Schwächer meines Gefährten schon über alle Berge sein, bevor ich seinen Namen erfahre?“

„Darüber kann ich euch keine Auskunft geben, werte Dame, aber die Behandlung wird sicher nicht so rasch anschlagen, wenn überhaupt! Vieles ist uns noch unbekannt, unerforscht. Es gibt so viel, daß sich unseren neugierigen Blicken entzieht. Wenn ich allein an die Vibrationsformen des Geistes denke, die Bridogar entdeckte, oder...“

Die Hallakine unterbrach ihn wirsch: „Werft ihn in einen der Wasserbottiche, vielleicht hilft es!“

Torador schüttelte traurig den Kopf. Er war sich nicht sicher, was hier die größere Herausforderung war, die Heilung des Geisteskranken, oder die Hallakine in die Grundsätze der Behandlung einzuführen. Auf der anderen Seite ähnelte ihre Ansicht stark der des Großmeisters... Er würde das bei Zeiten erwähnen müssen.



Es war bereits später Abend, die Sonne war bereits vor Stunden untergegangen, als Torador die Bibliothek wieder verließ. Er hatte in den Werken der alten Meister nachgelesen. Die falsche Totenstarre, wie die Krankheit des Bettlers dort genannt wurde, war, so sagten die Schriften, nur

durch einen Schrecken wieder zu lösen. Der Geist des Irren war durch einen großen Schock in die Tiefen der Seele gedrängt worden und würde weder durch heißes Wasser noch durch die sonst üblichen Schändungen des Körpers wieder hervorkommen. Einzig eine Gegenüberstellung mit seinem Schrecken konnte ihn wieder aufrütteln. Soweit, so gut. Jetzt mußte Torador nur noch herausfinden, was den Mann so in Panik versetzt hatte, daß sein Geist die Flucht angetreten war.

Er durchschritt die lange Halle, in der nur noch die leeren, gespenstisch anmutenden Zuber standen, die schweren Holzplatten an die Seite gelehnt.

Als er den Raum betrat, sprang die Hallakine auf und hatte ihre Axt schlagbereit über den Kopf erhoben. Wütend funkelte sie ihn an und fauchte, die Stimme wenig mehr als ein Knurren: „Ihr solltet doch klopfen!“

„Verzeiht“, entschuldigte sich Torador, „ich vergaß. Ich bin es nicht gewohnt, daß jemand in meinem Arbeitszimmer ist...“

Er legte seine Notizen auf den Tisch, sorgsam bedacht sie nicht in die Reste des Breis und Brotes kommen zu lassen, die das Mahl der Kriegerin gewesen waren.

„Seid ihr immer so...vorsichtig?“

Die Hallakine ließ sich wieder in ihre Sitzposition gleiten, eine Art offener Schneidersitz, aus dem sie blitzschnell auf die Beine kommen konnte: „Wer oder Was auch immer Bleik getötet hat, wird vielleicht kommen um den Zeugen zu beseitigen, den es übersehen hat. Es ist sicher schnell und sehr kräftig. Gegen so einen Gegner muß man vorbereitet sein!“

Torador nickte beschwichtigend. Dann wandte er sich dem Bettler zu, der noch immer auf der einfachen Pritsche lag, zusammengekrümmt wie ein totes Insekt und genauso bewegungslos. Sogar sein Atem war so flach, daß man sich anstrengen mußte das Heben und Senken des Brustkorbes zu entdecken.

Müde rieb sich Torador über die Augen: „Vielleicht solltet ihr nun nach Hause gehen und euch etwas ausruhen. Ein wenig Schlaf täte mir sicher auch sehr gut. Ich werde einen Wärter rufen, der unseren Patienten in eine Zelle bringt.“ Er hatte sich bereits halb erhoben, um einen Wärter zu suchen, als die Hallakine aufsprang und ihm die Hand auf die Schulter legte: „Nein! Ich bleibe hier. Dieser Mann ist die einzige Chance, die ich habe, und ich werde ihn nicht alleine lassen. Geht schlafen, wenn ihr müßt, ich bleibe hier!“

Torador wollte widersprechen, doch als er den Blick in ihren blauen Augen sahm kalt wie Stahl, blieben ihm die Worte im Mund stecken. Wie dem auch sei, es blieb ihm wohl nichts anderes übrig ebenfalls hier zu nächtigen, denn diese Frau alleine in der Lyzeum zu lassen, war undenkbar.

Er schob mit einiger Anstrengung den leblosen Körper des Mannes ein Stück weit die Liege hoch und legte sich daneben. Es war nicht bequem, aber für ein paar Stunden würde es schon reichen. Die Hallakine nickte ihm ein letztes Mal zu und wandte sich dann dem Krug Wasser zu, der auf dem Boden neben ihr stand.

„Seltsame Frau...“, war das Letzte, was Torador dachte, bevor der Schlaf ihn in Hesvites Reich entführte. Seine Träume waren wirr diese Nacht.

Am nächsten Morgen saß die Hallakine noch immer dort. Brot und Brei waren verschwunden, auch der Krug war leer. Das Gesicht der Hallakine schien noch ein Stück bleicher geworden zu sein. Augenscheinlich hatte sie nicht geschlafen.

„Guten Morgen“, sagte der Heiler, keine Antwort erwartend. Zu seiner Überraschung blickte ihn die Hallakine an und erwiderte seinen Gruß: „Morgen! Ihr hattet Träume.“

Es war keine Frage, sondern eine einfache Feststellung.

Nun erhob sie sich und ihre Bewegung hatten nichts von ihrer Kraft verloren. Erstaunt bemerkte Torador, daß er so etwas wie Ehrfurcht vor dieser Frau empfand. Nie zuvor war ihm klar gewesen, wie klein und schwach er war, erst durch das Spiel der immensen Muskeln kam es ihm so vor, als fehle ihm etwas.

„Was wollt ihr tun?“, unterbrach die harsche Stimme der Frau seine Gedanken.



Torador stand auf und streckte sich. Jeder Muskel seines Körpers schien verspannt: „Ich habe eine erste Theorie und werde sie auf ihren praktischen Nutzen überprüfen. Vorher aber hätte ich gerne erst noch ein Bad genommen und etwas gefrühstückt.“

Die Hallakine nickte: „Beeilt Euch!“

Torador ging zur Tür um in den Zimmern der Adepten Brot, Wein, Käse und Wurst zu holen und sich den Waschzuber mit heißem Wasser füllen zu lassen. An der Tür drehte er sich noch einmal um und wandte sich an die Söldnerin, die jeden seiner Schritte aufmerksam beobachtete. Irgendwie war dieser kleine Mantowiner... niedlich. Sein Kreuz war schmal und seine Arme lächerlich dünn, sicher, aber wie er da in der Tür stand und sie besorgt anblickte, hatte er etwas von einem kleinen Hund.

„Was habt ihr denn vor, wenn der Bettler euch mitgeteilt hat, wer euren Gefährten tötete, vorausgesetzt wir bekommen ihn dazu?“

Melirae hatte mit einer solchen Frage gerechnet: „Ich werde den Mörder suchen, ihn fangen und langsam zu Tode quälen. Seine Schmerzen werden größer sein als er es in seinen schlimmsten Träumen befürchtet hat.“

Torador zuckte förmlich bei jedem Wort zusammen. Er hätte es als Wut abtun können, als Reaktion verletzter Gefühle, die mit der Zeit vergehen würde, aber die kalte Stimme der Frau machte klar, daß sie es ernst meinte und alles genauso tun würde, wie sie es sagte. Er erwog kurz, ihr die Unsinnigkeit eines Mordes um einen anderen zu rächen klarzumachen, entschied sich aber dagegen. Dies war nicht die Zeit und nicht der Ort.

Nach einem kräftigen Frühstück machte er sich daran seinen Verdacht zu überprüfen. Er sammelte Gegenstände zusammen, von denen er meinte, sie könnten nützlich sein. Er holte ein Schwert und ein Fell, und noch einige andere Dinge. Diese präsentierte er dem Mann - keine Reaktion. Er ließ sich von Melirae genau die Einrichtung der Hütte beschreiben, bat sie mit dem Schwert zu fuchteln - keine Reaktion. Nun gut, Er hatte nicht erwartet, daß er einfach werden würde.

Sie probierten die verschiedensten Dinge aus, von denen sie sich vorstellen konnte, daß sie einen Wiedererkennungseffekt bei dem Irren auslösen könnten und ihn an das Geschehene erinnern würden, aber ohne Erfolg. Sie stellten sogar, nachdem Torador Melirae mit Engelszungen überredet hatte, den Kampf nach, so wie er sich nach Meinung der Kriegerin zugetragen haben mußte.

Schließlich verfiel Torador auf die abwegigsten Ideen. Er holte Kindermasken, die böse Geister darstellten herbei, schüttete roten Wein, der wie Blut wirkte, über seine Kleidung und rief: „Buh“, ja zerbrach sogar Äste, um das Geräusch splitternder Knochen zu imitieren. All das brachte ihm nicht mehr ein, als einige fragende und skeptische Blicke von Melirae.

Erschöpft ließ sich er sich auf den Stuhl sinken, den Kopf weit vornüber gebeugt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Es mußte mittlerweile schon wieder Abend sein. Den ganzen Tag hatte er törichte Dinge getan, das Zimmer um ihn herum sah aus wie ein Schlachtfeld. Der Tisch war umgestürzt, der Krug zerschlagen, der ganze Boden war bedeckt mit dem unterschiedlichsten Krimskrums, den er im Laufe des Tages zusammengetragen hatte. Er seufzte tief. Vielleicht waren seine Methoden doch nicht besser als die des Großmeisters. Vielleicht waren es alles nur jugendliche Spinnereien und er sollte sich wieder dem Studium der konventionellen Behandlungen widmen.

„Hier, trinkt das!“, sagte Melirae und reichte ihm einen Krug mit Wein, „das wird euch erfrischen.“ Dieser Mann war gar nicht so schlecht. Er hatte den ganzen Tag nichts anderes getan als seine Arbeit. Er hatte keinen Erfolg gehabt, aber er hatte unermüdlich weitergearbeitet, ohne etwas zu essen, ohne sich auszuruhen. Sicher, er hatte nicht Stunden auf dem Schlachtfeld verbracht, aber für einen solchen Knirps war auch das hier schon eine beachtenswerte Leistung.

Torador nahm einen Schluck aus dem Krug. Dankbar lächelnd drehte er sich um und blickte hoch - sehr weit hoch- zu der hinter ihm stehenden Hallakine. Er seufzte erneut, wobei sein Lächeln verschwand und rieb sich müde mit der freien Hand das Auge.

Plötzlich schrie der Bettler auf. Torador erschreckte sich so, daß er seinen Krug fallen ließ, der mit einem lauten Klirren zerbrach und den Wein in einer dunklen Fütze über den Boden verteilte.

Der Bettler war auf der Liege bis ganz an die Wand gekrochen, die Arme wie zu Abwehr erhoben, mit den Beinen wild um sich tretend und schrie. Es waren keine Worte, nur unnütz aneinander gereihte Geräusche.

Melirae starrte den Bettler erstaunt an, blickte dann auf Torador, der nicht weniger verdutzt war. Dann, so plötzlich wie sie gekommen waren, verschwanden die Bewegungen des Mannes wieder. Er sank wieder in sich zusammen, umklammerte erneut seine Knie und saß so bewegungslos wie vorher auf der Liege.

„Was ist passiert?“, fragte Melirae.

„Ich bin mir nicht sicher...“ Torador blickte sich suchend um. Nichts hatte sich in dem raum verändert. Was immer diese Reaktion hervorgerufen hat, es mußte an ihnen sein.

„Wir müssen alles so machen, wie gerade. Stellt euch erneut hinter mich und reicht mir Wein.“ Torador setzte sich wieder, ließ den Kopf sinken, beobachtete aber aus dem Augenwinkel den Mann, dessen Augen ihn groß und ohne zu blinzeln anstarrten.

Dann nahm er den Krug von Melirae - Nichts. Er drehte sich zu ihr um - noch immer keine Veränderung. Er blickte wieder nach vorne - ohne Erfolg.

„Vielleicht war es ein bloßer Zufall.“, man hörte Toradors Enttäuschung deutlich aus seiner Stimmer heraus.

Melirae blickte ihn nachdenklich an: „Euer Auge“

„Bitte?“

„Euer Auge, ihr habt euer Auge gerieben als es passierte...“

„Ja, richtig!“ Er hob die Hand wieder zum Auge, dem linken. Mit dem Rechten spähte er aufmerksam zu dem Bettler hinüber. Da, als seine Hand sein Auge vollständig bedeckte, verzerrten sich die Züge des Bettlers. Er schrie erneut auf, kurz und hastig diesmal, wie das Stakkato eines Waldhorns. Seine Hände krallten sich in seine Beine, sein ganzer Körper zitterte, Speichel rann aus seinem Mund. Auch als Torador seine Hand wieder vom Auge nahm, hörten die Schreie nicht auf.

„Vielleicht haben wir seine Mauer durchbrochen!“, rief Torador erfreut. Er sollte jedoch einmal mehr enttäuscht werden. Schon wenige Augenblicke später rollte der Mann sich wieder zusammen, die Augen jedoch noch immer weit aufgerissen.

„Was mag das zu bedeuten haben?“, fragte Torador, mehr zu sich selbst, während er unruhig im Zimmer auf und ab ging, die Gegestände, die er dabei über den Boden schlittern ließ kaum beachtend.

Melirae runzelte die Stirn: „Vielleicht hat sich derjenige, der Bleik getötet hat, immer das Augen gerieben?“

Torador schüttelte den Kopf: „So eine Kleinigkeit dürfte eigentlich nich der Auslöser für so etwas sein...“

Melirae dachte weiter nach: „Eine Krankheit am Auge?“

„Vielleicht. Eine Verletzung möglicherweise.“

„Es fehlte ihm ein Auge?“

„Ja, ja, das könnte es sein. Eine Augenklappe...“

„Kam Tak“, Melirae spie diesen Namen wie schlechtes Fleisch aus. Dann wirbelte sie herum, griff nach ihrem Dolch, mit dem sie das Brot und die Wurst des Frühstücks geschnitten hatte und stürmte auf die Tür zu.

„Wartet doch, wo wollt ihr denn hin?“ Torador blickte ihr durch die offenstehende Tür hinterher. Er lief zum Türrahmen, blickte unentschlossen auf den Bettler und auf das sich schnell entfernende breite Kreuz Meliraes.

„Bei Elek-Mantowin...“, stieß er noch aus und rannte dann hinter der Frau her. Auf dem Weg rief er einem der Pfleger noch zu: „In meinem Zimmer liegt ein Patient. Bringt ihn in eine Zelle!“

Die Hallakine war mittlerweile durch das große Haupttor gestürmt und ging schnellen Schrittes die Straße zu Brücke hinunter. Nur mühsam und völlig außer Atem konnte Torador sie einholen. Er schwitzte, obwohl ihm gleichzeitig bitterkalt war. In der Eile hatte er seinen Mantel liegen lassen, und nun zerrte der kalte Winterwind an ihm.

„Was ist Kam Tak? Wo wollt ihr hin?“, stieß er mühsam hervor, zwischen zwei gehetzten Atemzügen.

Melirae blickte auf den kleinen Heiler hinunter: „Geht nach Hause, Mann! Dies ist nicht eure Sache. Ich glaube nun zu wissen, wer der Mörder ist und ich werde ihn dazu bringen es zu gestehen, bevor ich seine Eingeweide an die Straßenköter verfüttere.“

Mittlerweile waren die am großen Markplatz vorbei, der zu dieser Zeit völlig leer war. Nur vor dem Eingang zum Tempel Elek-Mantowins standen einige Gläubige.

Nun tauchte auch schon der Durchgang zu Brücke auf. Der Nebel kam wegen der kalten Winterluft nicht besonders hoch, so daß man auf der anderen Seite der Schlucht die Häuser der Armen gut sehen konnte. Sie bildeten einen jämmerlichen Kontrast zu den prächtigen Hütten der Reichen. Irgendwo kläffte ein Hund und das Schreien eines kleinen Kindes wurde vom Wind über die Schlucht getragen - von dem Wind, der nun dafür sorgte, daß Toradors Zähne klapperten und er sicherlich spätestens morgen tot sein würde, wenn er nicht schon auf der Stelle erfor. Seine Schuhe waren ebenfalls klitschnaß und schon jetzt begannen seine Zehen taub zu werden. Er war kaum noch in der Lage mit den langen, schnellen Schritten der Kämpferin mitzuhalten.

Melirae fragte sich, warum der Heiler mit ihr mitlief. Warum ging er nicht einfach zurück in sein trockenes, sauberers Haus? Sein Geld würde sie ihm schon bringen. Und wenn nicht... er sollte sich nicht so anstellen, seine Familie war sicherlich reich genug, um ein paar Goldsonnen weniger verkraften zu können.

Nun erreichten sie die Brücke. Vor dem großen Tor standen zwei Wachen. Sie trugen die Uniform der Stadtwache: das Kettenhemd, die blaue Hose, deren Beulen anzeigten, daß sie darunter noch andere Kleidung trugen, um sich vor der Kälte zu schützen. Die weißen Federbüschel auf ihren Helmen wiesen sie als einfache Soldaten aus, ohne Rang und besondere Ehren. Sie alle zogen mit fahrigten Bewegungen immer wieder ihre blauen Umhänge vorne zusammen, um den Wind noch etwas mehr abzuhalten, der mit erstaunlicher Kraft durch den Torbogen pfiß.

Die eine Wache trat auf Melirae, die andere auf Torador zu, der just in diesem Moment erkannte, wohin die Kriegerin wollte: Sie wollte in die Unterstadt, ins Rattenloch und das um diese Zeit. Es war schon fast dunkel, auf der anderen Seite der Stadt kroch das Ungeziefer gerade aus seinen Löchern und wartete nur darauf, daß sich eine fette Beute in ihre Nähe verirrte. Andererseits brauchte man sich wohl keine Sorgen zu machen, wenn man so aussah wie Melirae. Kein vernünftiger Dieb würde versuchen sie zu bestehlen - zumindest nicht, wenn ihm sein Leben lieb war.

Die Soldaten waren nun bei ihnen angekommen. Der Soldat vor Melirae hielt seine Hellebardenspitze wie zufällig in ihre Richtung, wohingegen der vor Torador völlig entspannt wirkte. So entspannt wie es einem völlig durchgefrorenen Mann möglich war.

„Pa...Passierschein, bi..bitte.“ Die Zähne des Soldaten schlugen aufeinander, als er die Worte aussprach. Nur mühsam konnte Melirae sich beherrschen. Sie griff in die Tasche ihres Umhangs und holte das Stück beschriebene Pergament heraus. Es war nach einem Jahr Benutzung fettig und hatte Löcher, aber die Schrift war noch gut zu lesen.

Torador unterbrach den Soldaten, bevor er seinen Satz sagen konnte: „Ich habe meinen Passierschein nicht dabei, aber ich möchte ja auch gar nicht hinüber!“

Der Soldat zuckte die Schultern und machte einen Schritt zurück, in eine etwas geschütztere Stelle des Bogens.

Torador begab sich zu Melirae und bekam noch mit, wie der Soldat ihren Schein kurz überflog, ihn mit teilnahmslosen Blick zurück gab und sagte: „Der's nich gültig!“ und Melirae die Hellebarde in den Weg hielt, als sie schon losgehen wollte.

„Was soll das heißen?“ Melirae's Wangenknochen zeichneten sich ab, ihre Stimme war schneidend wie der Winterwind und ihre Augen blitzten gefährlich. Torador und auch dem Soldaten war nicht entgangen, daß ihre rechte Hand sich um den Griff ihrer Axt geschlossen hatte. Sogar der andere Soldat kam nun herbeigeeilt, um seinem Kameraden zu Hilfe zu kommen.

„Der Passierschein ist nich' gültig. Es steht drauf bis zum ersten Nontariell und heute ist der Zweite. Also ist er nich' mehr gültig, ganz einfach! Und jetzt wech' hier, oder's gibt Ärger!“ Das Schwanken in der Stimme des Soldaten machte klar, daß er es lieber nicht drauf ankommen lassen wollte.

Bevor sich das Ganze noch zu einem Kampf entwickeln konnte, schritt Torador ein: „Soldat, mein Schein gilt auch für Gefolge. Könnte ich sie mit rüber nehmen?“

Die Soldaten schauten sich beide an, nickten sich zu und der Größere von beiden antwortete: „Denke schon! Aber habt ihr nich' gesagt, ihr hättet'n nich' dabei?“

„Wir werden ihn holen gehen!“ Torador führte die grimmig dreinschauende Melirae zur Seite.

„Also, entweder ihr erzählt mir jetzt, was ihr vor habt, oder ihr werdet wohl heute nicht mehr in die Unterstadt kommen. Oder wollt ihr nachts außen herum gehen?“ Torador blickte die Kämpferin herausfordernd an.

„Es gibt andere Wege!“, fauchte sie.

„Die alle Geld kosten, das ihr nicht habt!“

Melirae blickte zur Seite, schnaubte laut und nickte dann: „Na gut, Heiler!“

Es dauerte keine Stunde, bis Torador zu Hause seine Kleidung gewechselt und den Passierschein geholt hatte. Er trug alte Kleidung, dafür aber drei Lagen. Mit den schweren Stiefeln, die er sich vom verdutzten Stallburschen geliehen hatte, wirkte er fast verwegen, fand er. Melirae aber meinte nur: „Man sieht euch den Reichtum noch immer auf 100 Sprung an. Also beschwert euch nicht, wenn ihr blutend in der Gosse landet. Die Unterstadt ist nichts für Leute wie euch!“

Das war ein Punkt, in dem Torador ihr zustimmen mußte. Auf der anderen Seite war er bis jetzt noch nie im Rattenloch gewesen, zumindest nicht ohne bewaffneten Schutz und schon gar nicht nachts. Es würde sicher furchtbar spannend werden. Er hoffte immer noch Melirae davon zu überzeugen, daß ein weiteres Leben, daß vor seiner Zeit beendet würde, keine Erleichterung für sie brachte. Der Schmerz würde noch immer da sein.

Auf dem Weg zur Brücke versuchte er es erneut: „Wenn dieser Kam Tak wirklich, wie ihr sagt, ein Meuchelmörder ist, warum wollt ihr ihn dann töten? Er hat dann doch nur seine -wenn auch grausame- Arbeit getan. Wenn ich richtig verstand, wart doch auch ihr Söldnerin und habt für Geld getötet.“

Die Hallakine wirbelte herum: „DAS ist etwas ganz anderes. Außerdem wird er mir unter Schmerzen sagen, wer ihn bezahlt hat und dann werde ich auch diesen töten!“

Torador schüttelte traurig den Kopf. Was tat er hier überhaupt? Die Lage war doch hoffnungslos. Warum drehte er sich nicht einfach um, und sorgte so dafür, daß die Hallakine nicht über die Brücke kam?

Ein weiterer Blick auf die breite Axt auf ihrem Rücken gab ihm die Antwort: Weil sie dann die Wachen niederstrecken und den Tod im Kerker finden würde. Hastig lief er ihr nach. Es ließ sich nicht bestreiten, er sorgte sich um diesen hallakinischen Berg aus Muskeln.

Sie durchschritten die dreckigen Straßen des Rattenlochs. Mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination beobachtete Torador alles ganz genau, blieb das eine oder andere Mal sogar ein Stück weit zurück, nur um dann ängstlich wieder den Anschluß an die Fersen Melirae zu suchen. Er sah die Bettler, die sich darauf vorbereiteten eine weitere kalte Nacht zu überstehen. Für einige von ihnen würde das die letzte Nacht auf Erden sein.

Er sah die Rauschkrautverkäufer, die Huren und Lustknaben, die Söldner und Meuchler, und die einfachen Leute, die in diesem Loch der Sünde leben mußten. Kalt lief es ihm den Rücken herunter. Melirae jedoch blickte weder links noch rechts, sondern stapfte einfach weiter. Hier waren die

Straßen nicht vom Schnee geräumt, und Torador war mehr als froh über die festen Lederstiefel an seinen Füßen.

„Wo gehen wir eigentlich genau hin?“, fragte er, wobei er ein Stück vorlief, damit er ihr ins Gesicht schauen konnte. Es war grimmig und entschlossen. Tod stand in ihre Augen gegraben.

„Wir gehen zum `Totenkopf`, wo wir Kam Tak treffen werden.“

Torador blieb kurz stehen. Der Totenkopf... diesen Namen hatte er schon gehört. Es war die übelste Kaschemme in ganz Elek-Mantow.

Doch er hatte nicht viel Zeit sich zu fürchten, denn schon war Melirae wieder ein gutes Stück vor ihm. Er wollte ihr gerade hinterherlaufen, als sich vor ihm eine Gestalt aus einem dunklen Türrahmen löste. Torador wäre fast zu Tode erschrocken. Es war eine Frau, nicht besonders groß und sehr schmutzig. Ihr einfaches braunes Kleid war an der einen Seite bis zu ihrer Hüfte geschlitzt und auch der Kragen war weit aufgetrennt. Um die Hüfte hielt ein einfaches Seil das Kleid zusammen. „Herr, wolltet was Spaß?“

Die Stimme der Frau war rauchig und heiser. Es schien ihr Mühe zu machen laut zu sprechen und ihre Hände zitterten, als sie sich nun in einer, wohl als verführerisch gedachten, Geste das fettige, braune Haar aus dem Gesicht strich. Ihre Augen schienen unnatürlich groß, doch nach einem zweiten Blick sah Torador, daß es nur an ihren großen Pupillen lag, die diesen Eindruck hervorriefen. Rauschkraut...

„Er gehört zu mir!“ hörte er hinter sich und wurde dann von einer starken Hand herumgewirbelt und nach vorne geschubst.

Als sie ein Stück weg waren, brummte ihn Melirae an: „Etwas länger, und ihr wäret tot gewesen. Ihr Kumpan stand schon fast hinter euch!“

Torador erschrak erneut. Das hier alles war einfach zu neu für ihn - und zu gefährlich.

„Hier!“, die Kriegerin drückte ihm einen fast unterarmlangen Dolch in schmuckloser Scheide in die Hand, „Nehmt das. Ich glaube zwar nicht, daß ihr wißt, wie er zu benutzen ist, aber vielleicht schreckt er einige der kleineren Halsabschneider ab.“

„Der Kleineren?“ Toradors fragte verhallte unbeantwortet im kalten Nachtwind und wurde vom Gröhlen aus einer Kneipe übertönt.

Wenig später erreichten sie den Totenkopf. Ein Steinhaus, immerhin, aber in einem erbärmlichen Zustand. Lediglich die Tür schien einigermaßen stabil. Durch eben diese schwere Tür trat Melirae nun ein. Sie schaute sich um und bemerkte schon auf den ersten Blick, daß der Assasine nicht da war. Sein Platz war, als einziger in der ganzen Schankstube, leer. Auf dem für Kunden des bestbezahltesten Meuchler der Ostländer reservierten Platz am gleichen Tisch saß eine junge Frau, deren Arm in einer Armschlinge hing. Rache vermutlich, wie sie selbst. Nur daß dieses Mädchen sich nach einem Anderen würde umsehen müssen, wenn sie Erfolg hatte. Gerade wollte sie das Lokal wieder verlassen, als der Wirt sie sah und ihr zuwinkte.

„He, Hallakine!“ Er war nicht besonders groß, fett und wirkte sehr schwerfällig. Wenn aber die Gerüchte stimmten, hatte er eine Axt, nicht unähnlich der ihren, unter dem Tresen. Angeblich war er ein guter Freund Kam Taks. Wohl der einzige.

Betont unbeteiligt schlenderte sie zum Tresen, den ängstlich herumschauenden Torador in der Tür stehen lassend.

„Was gibt's?“ wollte sie wissen.

„Bist du Melirae irgendwas?“

„Und wenn?“

„Dann habe ich eine Nachricht von Kam für dich.“

„Ich höre!“

„Er trifft euch am Tempel des Brenners. Ihr hättet was zu bereden, sagt er. Und du sollst alleine kommen, damit es sportlich bleibt.“

Ohne ein weiteres Wort machte sich Melirae auf den Weg. Wenn man dem Glauben schenken durfte, was auf der Straße geredet wurde, hatte Kam Ehre. Nun, es würde sich herausstellen. Verlassen würde sie sich darauf natürlich nicht.

„Wir gehen!“, zischte sie Torador zu, der sich umdrehte, hinter ihr herlief und verzweifelt fragte: „Wohin denn jetzt schon wieder?“

Diese Frau hatte die unangenehme Angewohnheit ihm keine Frage zu beantworten. Vielleicht sollte er einfach zurück zur Brücke gehen und sie hier alleine lassen. Ja, das war vielleicht gar keine schlechte Idee.

Er schaute sich um und sah in einer Nebengasse das helle Blitzen eines großen Messers. Andererseits...

Der Tempel befand sich am Ostrand des Rattenlochs, also einmal quer durch. Trotzdem dauerte es nur wenige Minuten, bis sie dort ankamen. Melirae bedeutete Torador stehen zu bleiben: „Ihr werdet hier warten. Wenn ich nicht bald wieder da bin, geht ihr alleine zurück in euer Nest. Seht gefährlich aus, oder ihr habt keine Chance lebend anzukommen. Im Zweifelsfall werft euer Geld hinter euch und rennt. Ich habe ein Leben zu rächen.“

Mit einem letzten grimmigen Nicken verschwand sie im Dunkel der Straßen, Laternen gab es hier natürlich nicht. Fröstelnd zog Torador seinen Mantel enger und ging ein wenig auf und ab, den Dolch dabei in der Hand. Er gab einem doch ein Gefühl der Sicherheit - ein Falsches...

Melirae schlich durch die engen, dreckigen Straßen um die Schmiede. Ihre Axt hatte sie gegen ihre Brust gepreßt und den Mantel darübergebreitet, damit die Schneide im fahlen Mondlicht nicht blitzte. Einmal mußte sie einem am Boden liegenden Mann in Lumpen ausweichen. Sie wußte nicht, ob er noch lebte, wollte es aber nicht darauf ankommen lassen.

Ihre Augen durchforschten die Nacht. Er würde hier irgendwo sein und auf sie warten. Nachdem sie den Tempel einmal umrundet hatte, war sie sich sicher, daß er sich nirgendwo versteckte. Wo war er nur?

Erst jetzt fiel ihr der dünne Rauchfaden auf, der sich aus dem kleinen, einfachen Steintempel der Rekschat-Götter, unter anderem dem Brenner, hervorkräuselte. Er wurde vom eisigen Winterwind fast sofort zerstreut, deswegen hatte sie ihn nicht sofort entdeckt. Keiner würde um diese Zeit noch beten, es sei denn er war dort drin.

Nach einem letzten Blick in die Runde schlich sie auf den Eingang der Hütte zu. Sie war klein und ohne Fenster. Aus dem Türrahmen fiel ein matter, flackernder Lichtschein. Melirae schlich sich von der Seite heran und blickte kurz um die Ecke. Im Inneren des kleinen Raumes stand ein großes steinernes Becken, indem eine große Lache Öl brannte. Normalerweise wurde dieses Öl Abends mit einer breiten Steinplatte gelöscht, es stand aber immer eine brennende Kerze bereit, damit es von Gläubigen wieder entzündet werden konnte.

An den Wänden standen Dutzende von Schreinen, Statuen und Opferschaalen.

Vor dem Schrein des Brenners kniete eine Gestalt. Nicht besonders groß, nur etwas mehr als drei Sprung, aber mit einem breiten Kreuz. Langes, schwarzes Haar hing, von metallenen Ringen in gleichen Abständen zusammen gehalten, auf einen ledernen Panzer.

Melirae trat zögernd einen Schritt in den einfachen Tempel hinein, bedacht darauf das Becken zwischen sich und den Assassinen zu bringen. Sie zog ihre Axt unter dem Mantel hervor und hielt sie locker in der rechten Hand.

„Kam Tak!“

Der Meuchler hob den Kopf. „Ich habe dich erwartet!“ Er holte Schwung mit seinen Armen, sprang auf, direkt aus der knienden Position auf seine Füße. Dann drehte er sich langsam um, mit der rechten Hand sein Schwert ziehend. Im Halbdunkel der rußigen Ölflamme sah sie sein groteskes Gesicht. Seine Nasenspitze fehlte und rosige Narben überzogen seine Haut. Sein linkes Auge war

von einer ledernen Klappe bedeckt. Das Schwert in seiner Hand war schwarz und an der Spitze gebrochen.

„Willst du es hier drinnen ausmachen? Auf heiligem Boden?“, seine Stimme triefte von Sarkasmus. Nein, das wollte sie nicht. Hier in diesem begrenztem Raum hätte Kam mit seinem Schwert einen zu großen Vorteil gehabt. Sie brauchte Platz um ihre Axt zu schwingen.

„Ich warte draußen!“, fauchte sie. Erstaunlicherweise spürte sie keine Wut, war ganz ruhig.

„Natürlich tust Du das!“, ein spöttisches Lächeln umspielte seine versehrten Mundwinkel.

Sie ging rückwärts hinaus und duckte sich tief, um durch die niedrige Tür zu kommen. Dann ging sie einige Sprung weit auf das freie Feld hinaus, daß sich an den Tempel anschloß. Der bleiche Mond spendete gerade genug Licht um Schemen zu erkennen. Sie hätte neben der Tür warten können, um ihm, sobald er herauskam, den Schädel zu spalten, aber das war gegen ihre Ehre. Dies würde ein gerechter Zweikampf werden, nach den Regeln der Söldnerethik. Und sie würde ihn nicht direkt töten, denn erst mußte er ihr verraten, wer ihn bezahlt hatte.

Sie sah einen kleinen Schatten auf sich zukommen, das Schwert locker in der Hand haltend. Kam ging betont langsam. Er tänzelte fast, als würde er sich auf irgend etwas freuen. Dann war er auf einen Sprung heran.

„Ich freue mich, daß du meiner kleinen, unausgesprochenen Einladung gefolgt bist.“

Die beiden umkreisten sich. Melirae umfaßte den Schaft ihrer Axt mit beiden Händen: „Du wirst sterben, weil du meinen Gefährten umgebracht hast.“

Kam lachte auf: „Bedauerlicherweise war er zu kräftig! Eigentlich wollten wir ihn in unsere Familie aufnehmen. Aber obwohl ich ihn einige Dutzend Male traf, fiel er nicht um. Das Betäubungsgift wirkte einfach nicht, und dann wurde es mir zu dumm. Ich tötete ihn!“

Dabei umkreisten sie sich immer noch. Melirae drängte es danach, diesem Bastard den Kopf herunter zu schlagen, aber solange er von alleine redete, wollte sie ihn nicht stoppen.

„Aber egal“, fuhr er fort, „nun werden wir dich nehmen. Sollen wir anfangen? Es wird langsam kühl in der Nachtluft.“

Er verspottete sie. Nicht genug, daß er den prächtigsten Mann getötet hatte, mit dem sie jemals zusammen war, nun mußte er sie auch noch verhöhnen. Was meinte er mit Familie? Hatte er nun auch wieder Gift an seinem Schwert? Sie würde es darauf ankommen lassen.

Torador stand frierend herum, müde gegen ein Haus gelehnt. Seine Augen zuckten schreckhaft herum, seine Hand umklammerte den Dolch noch immer. Vorsichtshalber hatte er ihn aus der Scheide gezogen.

Wie es wohl der Hallakine gerade erging? Würde sie jemals wiederkommen?

„Ihr solltet nicht alleine hier herumstehen, Herr, das ist fast eine Einladung.“

Torador wirbelte herum, den Dolch ungelentk vor sich haltend. Neben ihm, kaum einen Schritt entfernt, stand eine hochgewachsene Gestalt in rot und schwarz. Der Mann überragte ihn um fast zwei Pfeillängen. War er denn der Kleinste Bewohner dieser Stadt? Auf seinem Rücken hing ein großer Anderthalbhänder, an dessen Griff jetzt die große Pranke des Mannes ruhte. Er trug einen sauber gestutzten Vollbart, der sich wie ein eigenständiges Wesen bewegte, als er sprach: „Eure Kleidung, euer Verhalten, und euer Unvermögen, einen Dolch zu benutzen, beweisen mir, daß ihr nicht hier geboren wurdet. Ihr solltet die Waffe sinken lassen, wenn ihr hier nicht sterben wollt. Ich werde euch kein Leid tun.“

Torador blickte auf seine Hand hinunter, dann in das ruhige, fast freundliche Gesicht des Mannes. Mit einem etwas verschmitzen Lächeln ließ er die Hand sinken: „Verzeiht, ich bin etwas nervös.“

„Das habe ich bemerkt. Was treibt euch zu dieser Zeit an diesen Ort, Herr...?“

„Broschakal, Torador Broschakal.“

Der Hüne nahm seine Hand vom Schwert und streckte sie Torador entgegen: „Erfreut euch kennenzulernen. Ich hatte schon die eine oder andere unterhaltsame Unterhaltung mit eurer Mutter, aber wir sind uns noch nicht begegnet.“

Da fiel es Torador wie Schuppen von den Augen: „Dann müßt ihr der Herr d'Ibrisco sein. Ihr wißt gar nicht, wie froh ich bin euch zu treffen. Ihr fragtet, was mich hierher führt. Das ist eine etwas längere Geschichte...“

Mit einem Aufschrei stürzte Melirae sich auf den Mörder. Ihre Axt sauste herunter, zog eine pfeifende Schneise durch die Nachluft und prallte mit ungebrämter Wucht auf Kams Schwert, daß er hoch über den Kopf hielt. Metall schabte über Metall und die Klinge wurde nur unmerklich heruntergedrückt. Melirae stolperte erschrocken zurück. Sie hatte erwartet, daß er stark sein würde, immerhin hatte er Bleik besiegt, aber so kräftig...

„Nicht schlecht. Du bist stark, Hallakine, du wirst gutes Grundmaterial für Sahajs Kind sein.“ Kams Worte ergaben für Melirae keinen Sinn. Sie versuchte verzweifelt eine neue Strategie zu entwickeln. Reine Kraft war zum Scheitern verurteilt, dieser Kam Tak war um ein vieles stärker als sie.

Erneut drang sie auf ihn ein und wiederum fing er ihren Schlag mit Leichtigkeit ab. Dann stieß er plötzlich, schnell und gewandt wie eine Schlange, an ihrer ausschwingenden Axt vorbei und traf ihren Arm. Schmerz brandete auf, aber sie ließ sich davon nicht ablenken.

„So, Kämpferin, nun ist es nur eine Frage der Zeit, bis du umfällst. Dann wird Mutter ihren Samen in dich legen und du wirst eine von uns. Damit bist du in bester Gesellschaft!“

Doch Gift also, schon spürte sie ein warmes Kribbeln in ihrem Arm. Melirae sprang nach vorne und rammte ihr Knie gegen Kams Körper, während sie gleichzeitig die Axt heruntersausen ließ. Die Schneide wurde abgefangen, aber das Knie traf sein Ziel. Fell schabte auf Leder und Kam ging ein wenig in die Knie, nur um dann ihr Bein zu umklammern und mit Wucht nach hinten zu ziehen. Melirae wurde von den Beinen gehoben und knallte hart auf den Rücken. Die Luft wurde aus ihren Lungen gepreßt und ihr drohte es schwarz vor Augen zu werden. Das Gift war stärker, als sie gehofft hatte. Kam sprach aus, was sie dachte: „Wenn du mich töten willst, solltest du dich besser beeilen!“

Als Torador die Stelle der Geschichte erreichte, an der Kam Tak erwähnt wurde, horchte der Geweihte der Hesvite auf: „Und ihr seid nun auf der Suche nach dem Meuchler?“

Torador nickte nur, überrascht über den Schrecken in den Augen seines Gegenübers.

„Wo ist sie hin?“

Torador konnte nur mit den Schultern zucken. „Sie sagte mir nur, ich solle hier warten. Vielleicht...“

Eindeutige Geräusche nahmen ihm die Vermutung ab. Yanec Hesvitiel d'Ibrisco rannte los. Sie waren in der Nähe des Tempels des Brenners. „Ihr wartet hier!“, rief er Torador noch über die Schulter zu.

Einen Dämonen würde er tun! Er hatte es leid, daß alle ihm immer nur Vorschriften machten. Hastig lief er dem Kriegerpriester hinterher.

Kam setzte ihr sein Schwert auf die Brust: „Allerdings wird dir das schwerfallen. Kämpf nicht dagegen an, es gibt sowieso keinen Ausweg.“

„Von der Frau weg, Kam!“ Yanec stand mitten auf der ungeraden Gasse, die mächtige Klinge in der Hand. Seine rot-schwarze Kleidung wurde von einigen verirrtten Strahlen des Lichts getroffen.

Kam blickte kurz über die Schulter, dann wandte er sich wieder an Melirae, die mühsam darum rang, nicht die Kontrolle ihrer Sinne zu verlieren: „Bleib einfach hier liegen und entspann dich, ich werde mich sofort um dich kümmern, sobald ich jemanden getötet habe - einen alten Freund!“

Er sprang einen Schritt zur Seite und ging dann auf Yanec zu, das Schwert gesenkt: „Alter Freund! Weshalb die harten Worte. Du hast dich doch sonst nicht für meine Arbeit interessiert...“

Yanecs Stimme war hart und ein wenig traurig: „Kam war mein Freund. Ihr seid ein Wesen der Dunkelheit, ein Sendbote Selefras!“



„Das habt ihr herausbekommen? Ich bin beeindruckt. Leider ist dies auch euer Todesurteil. Eigentlich wollten wir euch für unsere Familie gewinnen, aber wenn es denn nicht sein soll...“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, sprang er vor und schwang sein Schwert aus schwarzem Stahl. D'Ibrisco war darauf gefaßt gewesen, und parierte den Schlag ohne Mühe. Die reine Wucht des Hiebs aber ließ ihn zurücktaumeln. Mit einem Gebet an seinen Gott auf den Lippen, tauschte er Schlag um Schlag mit dem Assassinen. Sie schienen zumindest gleichwertige Gegner zu sein, fast schien es, daß Kam durch seine größere Kraft einen Vorteil hatte. Yanec mußte den Bauch des Assassinen treffen, soviel wußte er. Es schien die verwundbarste Stelle am Körper dieser Wesen zu sein. Doch es war kein durchkommen.

Keiner der Kämpfer bemerkte, wie sich die Hallakine, auf ihren Axtschaft gestützt, wieder erhob. Sie taumelte auf die beiden Männer zu und holte aus. Im letzten Moment schien Kam sie aus dem Augenwinkel zu sehen und dreht sich zur Seite. So ging ihr Schlag ins Leere, traf hart auf den Boden und sandte die Axt schitternd zur Seite, dem krafvollen Griff der Kämpferin entrungen.

„Zwei gegen einen? Wo ist deine Ehre, Yanec?“ Kams Stimme war noch immer spöttisch, als wäre er sich seines Vorteils sicher.

„Gegen Wesen wie dich muß man mit allen Mitteln und ohne Skrupel vorgehen. Ihr habt keine ehrvolle Behandlung verdient.“ Yanecs Stimme war angefüllt mit Ekel und Verachtung.

„In dem Fall“, sagte Kam, „werdet ihr mich entschuldigen. Ich muß noch Fechtstunden nehmen.“, und wirbelte herum. So schnell er konnte, rannte er los, Yanec auf den Fersen, die geschwächte Hallakine dahinter und als dritter im Bunde Torador, der sich ebenfalls an die Verfolgung machte.

Kam hatte einen guten Vorsprung, aber Yanec holte wegen seiner langen Beine auf. Als er erneut um eine Ecke kam, war der Mörder verschwunden. Irritiert blickte sich der Priester um und sah gerade noch eine Tür ein wenig schwingen. Er rannte darauf zu, und trat sie mit aller Wucht auf. Als er in den, von einem kleinen Feuer matt erleuchteten, Raum schaute, sah er Kam gerade noch sein Schwert aus einer leblosen Gestalt ziehen, die er dann auf den Boden fallen ließ.

„Schade, ihr habt mich gefunden. Nun denn...“, sprach er, und hob sein Schwert erneut, die Beine leicht gespreizt.

Yanec griff an, einen hohen Streich gegen den Kopf andeutend, dann aber, als Kam reagierte, den Schlag zur Seite abfälschend, so daß er den Waffenarm traf. Man hörte ein lautes Krachen, als der Knochen splitterete. Kam stöhnte auf und ließ die Waffe fallen. Der Priester sprang vor, über einen Stuhl hinweg, und hieb erneut zu. Kam aber war ihm entgegen gesprungen und umklammerte nun mit dem gesunden Arm Yanecs Waffenarm. Im direkten Stärkevergleich war Yanec unterlegen, aber es gab nichts, was er tun konnte. Er wurde von Kam ausgehoben und auf den Boden geworfen, noch immer in enger Umklammerung. Sie rollten über den Boden, stießen Tisch und Stühle um, krachten gegen einen Schrank, gegen den Kamin, in dem noch immer einige Flammen prasselten. Kam bog seinen Kopf nach hinten, um ihn dann mit Schwung auf Yanecs Nasenbei krachen zu lassen. Tränen traten in die Augen des Priesters. Als er sein Ende schon gekommen sah, ließ Kam von ihm ab und Klirren zeigte ihm, daß seine Mitstreiterin eingetroffen war. Er bemühte sich, so schnell wie möglich auf die Beine zu kommen.

Melirae war hereingestürmt und hatte zugeschlagen. Kam hatte mit einem eilends ergriffenen Stuhl pariert, der dabei krachend zersplitterte und hatte dann sein am Boden liegendes Schwert wiedererlangt.

„Dieser Kampf dauert mir zu lange!“, sagte er nun und stach zu. Meliraes verzweifelten Versucht der Klinge auszuweichen, waren nur teilweise erfolgreich. Statt ihr Herz zu durchbohren, drang sie in ihre Schulter ein. Der Schmerz schwemmte eine weitere Welle der Dunkelheit heran. Sie konnte ihre Axt nun nur noch mit einer schwachen Hand halten und schon der nächste Hieb entwand sie ihrem Griff.

Yanec war inzwischen schon wieder auf den Beinen, den Kopf mit der blutenden Nase leicht schüttelnd, um ihn wieder klar zu kriegen. Möge der Gott ihnen gnädig sein!

Eine Stimme, die weder zu der Hallakine noch zu Kam Tak gehörte rief: „Euer Umhang, d'Ibrisco, er brennt.“

Es konnte nur der junge Herr Broschakal sein.

Kam wirbelte herum, der Hallakine nebenbei einen Tritt verpassend, der sie von den Beinen riß: „Ein Dritter? Langsam wird es ja richtig anstrengend!“

Tatsächlich wurde es heller im Raum und als Yanec über seine Schulter schaute, sah er die Flammen, die an seinem Umhang emporflackerten. Er riß mit der behandschuhten Hand die Kordel entzwei und ließ den Umhang achtlos zu Boden fallen. Zum Löschen war keine Zeit. Yanec schlug einen weiteren Angriff, der wiederum ohne Probleme abgefangen wurde. Dieses Wesen kämpfte wie unverletzt. Es mußte ihm endlich gelingen einen Stoß in den Bauch zu landen. Melirae saß untätig am Boden und konnte nur um ihr Bewußtsein kämpfen. Wellen der Überlebensangst brandeten über sie herein und alles drehte sich.

Der Kampf wogte hin und her, und obwohl beide Kämpfer nun mit vollem Einsatz stritten, wurde doch keiner getroffen. Die Flammen des am Boden liegenden Umhangs, griffen auf den Holzboden über. Die wanderten bis zu den Wänden, die ebenfalls aus Holz waren, und an ihnen empor. Kaum hatte man sich versehen, stand die ganze Hütte in Flammen.

Torador war zu Melirae hingehastet, als der Kampf in eine andere Ecke des Raumes verlagert war. Er versuchte ihr hochzuhelfen, vergeblich. Sie war viel zu schwer für ihn. Er hielt noch immer den Dolch in der Hand, wußte nicht wohin mit ihm, wollte ihn aber auch nicht ablegen.

Für Yanec standen die Zeichen indes schlecht. Er wurde von Kam durch den Raum getrieben. Lautes Prasseln erfüllte nun die Hütte und es kam eine rechte Hitze auf. Der Schweiß lief Yanec herunter und in die Augen. Da hieb Kam plötzlich zu, knapp unter dem Schwert vorbei. Yanec konnte sich zur Seite drehen und ließ Kam an sich vorbeistolpern.

Torador, der ein Geräusch hinter sich gehört hatte, als er an Melirae zerrte, wirbelte herum. Kam stolperte, fiel nach vorne und mitten in den Dolch in Toradors Hand hinein. Torador schrie auf, als warmes Blut aus Kams Körper über seine Hand strömte. Kam selbst schrie ebenfalls, aber ein helles, schrilles Kreischen, das überhaupt nicht zu einem Mann seiner Statur paßte. Das Schwert fiel polternd zu Boden und Kam taumelte zurück, der Dolchgriff ragte aus seinem Bauch. Er schlug zu, ein Hieb mit der geballten Faust, der Torador am Kinn traf und ihn von den Füßen riß. Er taumelte nach hinten, fiel zu Boden und blieb reglos liegen.

Yanec blickte sich kurz um. Er würde den Rest alleine erledigen müssen.

Kam torkelte, fand aber noch die Zeit sein Schwert aufzuheben. Der als sicher gedachte Treffer wurde erneut mit einer gekonnten Parade vereitelt und stattdessen in eine Niederlage verwandelt. Kam hieb zu und traf Yanec am Hals. Der Schnitt war nicht tief genug, um Yanec zu töten, aber ihm fiel das Atmen schwer, schwerer als es schon vorher durch den Rauch geworden war.

Beide Krieger taumelten nun, der Ausgang des Kampfes so ungewiß wie eh und je. Da gab es plötzlich ein lautes Krachen im Gebälk. Beide schauten nach oben und sahen, wie die eine Seite das vom Feuer angefressene Dach auf sie niederstürzte. Kam schrie auf, Yanec wollte nach hinten springen, rutschte aber auf der Lache von Kams Blut aus. Hätten ihn nicht in diesem Moment starke Hände gepackt und nach hinten gerissen, wäre er, wie Kam, unter den glühenden Trümmern begraben worden.

Der Assassine schrie ein letztes Mal auf, dann prasselten die schweren Dachbalken auf ihn nieder um ihm alle Knochen zu brechen.

Die keuchende und schwankende Hallakine hustete ein: „Raus hier!“ und torkelte dann auf Torador zu, um ihn zu bergen.

„Ich nehme ihn, ihr seid zu schwach!“, widersprach der Kämpfer und zog den leblosen Körper des Herrn Borschakal an den Füßen nach draußen, ihn zu tragen war er selbst zu schwach.

Kaum hatte er die Schwelle überschritten und den Körper des jungen Oberstädtlers in den Schnee geworfen, neben die dort liegende Hallakine, da stürzte auch der Rest des Daches zusammen und riß einen Teil der Mauer mit. Funken stoben und wohl nur der frische Schnee verhinderte, daß der

Feuer übergriff. Doch trotz des Schnees brannte die Ruine des Hauses weiter. Selbst wenn Kam die Balken überlebt haben sollte, dieses Feuer würde ihm den Garaus gemacht haben. Dann mußte auch er selbst sich setzen und fiel ohnmächtig hintenüber.

Weil sie alle drei dort lagen und die ersten Schaulustigen erst etwas später auftauchten, sah niemand die verkohlte Gestalt, die sich mit lautem Ächzen und vereinzelt Schreien aus den glühenden Trümmern des Hauses schob. Kam Tak war schwer verletzt und auf ewig entstellt, aber er lebte. Sahajs Kinder waren hart im Nehmen. Die Gestalt verschwand durch den Schnee kriechend in Richtung Stadtmitte.

In der selben Nacht noch fiel fast eine Pfeilbreite Schnee und bedeckte jede Spur der vergangenen Nacht.



Yanec, Torador und Melirae lagen in großen Himmelbetten im Hause Broschakal. Toradors Mutter saß, besorgt die Hand ihres Sohnes haltend, am Bettrand. Man hatte die drei im Schnee liegend gefunden, alle verletzt. Nur dem hohen Ansehen des Herrn d'Ibrisco in der Unterstadt hatten sie zu verdanken, daß man sie nicht ausgeraubt hatte und zum Sterben liegen ließ, sondern die Wache benachrichtigte.

Die Heiler waren gerade gegangen und hatten ihr versichert, daß alle drei überleben und mit der Zeit sicher völlig gesunden würden. Und sobald Torador aufwachen würde, würde er ihr eine Menge erzählen müssen. Zum Beispiel, warum er nicht die Schuhe trug, die sie für ihn ausgesucht hatte.

Erst jetzt bemerkte sie, daß der Herr d'Ibrisco bereits wach war. Sie ging hinüber und sprach beschwichtigend mit ihm: „Es ist alles in Ordnung. Ihr seid in meinem Haus und versorgt. Ruht euch aus!“

Nun erwachte auch Torador, vermutlich durch das Gespräch der Beiden. Geral Broschakal eilte zu ihrem Sohn: „Mein Junge. Was ist passiert? Wie geht es dir?“

Torador hatte schreckliche Kopfschmerzen, trotzdem sprach er: „Das ist eine lange Geschichte. Aber wir müssen Herrn d'Ibrisco danken, er hat unser Leben gerettet.“

Yanec richtete sich mühsam halb auf und antwortete mit schmerzverzerrtem Gesicht und dünner Stimme: „Dankt nicht mir, dankt Hesvite!“

## Selefras Opfer

Wolf-Ulrich Schnurr

### I.

Es war schon spät, schon viel zu spät, schon war der letzte der Monde Koatliteks untergegangen, nur wenige Stunden trennten noch die Nacht vom Morgen. Durch die menschenleeren Gassen der Unterstadt eilte Fineon Silberfarn, ein Patriziersohn. Viel zu lange war diese Nacht in einer der zahlreichen Traumkrauthöhlen gewesen. Noch immer durchzogen bunte Nebel wie irrwitzige Klänge fremdartiger Instrumente sein Gehirn, schwebten exotische Gerüche in seinem Kopf, prickelten Hitze und Kälte aus seiner Haut. Benommen wählte Fineon seinen Weg scheinbar willkürlich, doch in Wahrheit strebte er, gleich vielen Nächten zuvor, einen geheimen Weg über die Schlucht an, denn bei Nacht war die große Brücke gesperrt. Nur wenige Straßenzüge trennten ihn noch von seinem geheimen Abstieg durch die Nebel, die Jahr ein, Jahr aus durch die Schlucht von Elek-Mantow zogen, da bemerkte der junge, dünne Mann mit den katzenartigen Gesichtszügen seinen Verfolger.

Beim Abbiegen in eine andere Richtung sah er aus dem Augenwinkel einen huschenden Schatten. Erst dachte er, er sei einer Sinnestäuschung erlegen -bei der Nachwirkungszeit des Traumkrautes wäre dies wenig verwunderlich gewesen, doch als sich das Phänomen wiederholte, bekam er es mit der Furcht zu tun: Stellte ihm ein einfacher Räuber nach, der es auf seine mittlerweile geleerte Börse abgesehen hatte, eine dieser verderblichen Kreaturen, die Lust am Töten hatten oder hatte einer der Konkurrenten seines Vaters, neidisch auf dessen Geschäftserfolge, seinen Palast, sein Himmelschiff, einen Attentäter aus ihn angesetzt, gar den berüchtigten Kam Tak?! Er beschleunigte seinen Schritt, schneller, schneller, steuerte er auf den Zugang zu seinem Überweg zu. Nur noch wenige Schritte, dann wäre er an der schmalen Treppe hinab zu dem Durchgang angelangt.

Doch plötzlich wuchs aus dem Schatten vor ihm eine weibliche Gestalt: „Wohin so spät, junger Mann?“, fragte sie in einem seltsamen Tonfall. Fineon schrak ob des überraschenden Erscheinens zurück, tastete nach dem Schmuckdolch an seiner Seite, sich zu spät erinnernd, daß er jenen am vorigen Abend gegen eine Dosis Traumkraut getauscht hatte -eine starke Dosis, von der er noch immer zehrte. Scheinbar hatte dies die geheimnisvolle Frau bemerkt -noch immer konnte er ihr Gesicht im Dunkel nicht erkennen: „Keine Angst, ich tue dir nichts. Ich suche lediglich einen sicheren Weg über die Schlucht. Eine Dame, so ließ ich mir sagen. hat des Nachts im Rattenloch nichts verloren. Kannst du mir vielleicht helfen?“

Sie trat aus dem pechschwarzen Schatten in den fahlen Widerschein, der in der Oberstadt hängenden Leuchtsteine, die durch die Straßenschlucht bis hierher zu sehen waren. Fineon durchfuhr ein Schauer, als er sie nun endlich richtig sah, ein angenehmer Schauer, wie der ferne Vorbote einer Ekstase.

Die Frau war nicht viel älter als er und dennoch strahlte ihr liebliches Gesicht eine unbekante, dunkle Weisheit aus, unheimlich und doch so anziehend. Ihr helles Haar -vermutlich war es blond-fiel offen auf ihre Schultern, die wie der Rest ihre üppigen Körpers in einem eng anliegenden, schwarzen Anzug steckten, der wenig Geheimnisse offenließ. Aufatmend bemerkte er, daß sie unbewaffnet war, unbewaffnet sein mußte. Er lächelte. Was für ein... interessantes Geschöpf.

„Klar...ah...verzeiht mir, edle Dame, sehr wohl, ich kenne einen Weg über die Schlucht.“ Er wischte sich den Schweiß aus dem Stirne, als ihm sein Verfolger wieder einfiel.

„Wenn ihr mir folgen wollt?“

So ganz hatte er den guten Umgangston auch in dem abebbenden Rausch nicht vergessen. Er stieg die schmale Treppe hinab, sorgsam darauf bedacht, nicht im Vorübergehen die Frau zu berühren, zog den langen, dünnen Schlüssel aus einer Tasche in seinem Wams und schloß die niedrige Holztür auf, die den Weg in die Oberstadt öffnete, in eine bessere, schönere, aber auch verlogenerere Welt, als es die Unterstadt, das „Rattenloch“ war.

„Kommt bitte“, bat er, mit einer Geste die Fremde heranwinkend und trat selbst in den engen Durchlaß. Sie folgte ihm. Mit einem so attraktiven weiblichen Wesen im Dunkeln, in einem Raum von vielleicht zwei Quadratsprung, einen Sprung in der Breite, zwei Sprung in der Länge, da war es schwer für ihn sich zu beherrschen. Rasch trat er auf die nächste Türe zu, die ihn zur Treppe hinab in die Schlucht geführt hätte, den Weg durch die Finsternis mehr erahnend als erkennend, da rief die sirenengleiche Stimme der Frau ihn zurück: „Warum so eilig? Die Nacht ist noch nicht vorbei. Komm doch her zu mir, oder soll ich mich im Dunkeln fürchten?“

Wie betäubt tappte Fineon durch die Dunkelheit, halb entsetzt von ihrer Zweideutigkeit, halb von ihr angezogen wie eine Motte von einer Flamme. Nicht unangenehm waren ihre weichen Arme, die sich alsbald um seinen von der Such ausgemergelten Körper schlangen, angenehm ihre vollen Lippen auf den Seinen, äußerst unangenehm ein brennendes Gefühl, welches sich von seiner linken Wange, über die ihre zarte Hand strich, über den ganzen Körper auszubreiten begann. Sicher hätte er vor Schmerzen geschrien, wäre da nicht ihre stahlharte Liebkosung gewesen, die seinen Mund versiegelte, doch nach sekundenlanger Ewigkeit der Agonie entließ ihn die gefährliche Schönheit aus ihrer Umarmung.

„Sei Selefras Opfer!“, flüsterte sie, während er langsam zu Boden sank.

## II.

Wie er nach Hause gekommen war, daran konnte sich Fineon Silberfarn nicht erinnern. Er schlug die Augen auf und fand sich in seinem luxuriösen Bette liegend, den Kopf erfüllt vom Nachhall eines orgiastischen, erschreckenden Traumes, seine linke Gesichtshälfte brannte wie nach einer starken Ohrfeige, ebenso sein linker Arm. Nun erst wurde er gewahr, daß er in das schmale Gesicht seiner jüngeren Schwester schaute: „Du sies' nich' gut aus, weis du das?“

Uleanor mit ihrer verfluchten Offenheit! Fineon versuchte, sich aufzurichten, doch er hatte die Kraft seiner Arme überschätzt. Nach einer abrupten Drehung nach rechts grub sich sein Gesicht in das dicke Kissen, er fluchte, leise. Seine Stimme wollte versagen, doch in Gegenwart seiner Schwester, der Himmelskriegerin, zwang er sich, deutlich zu sprechen: „Was ist passiert, Ule?“

Das Mädchen- er sah sie immer noch als Mädchen, obwohl sie mit ihren neunzehn Sommern nur ein paar wenige Jahre jünger war als er- schlug mitleidig die Augen nieder und nahm von einem kleinen Tischen in Fineons großem Zimmer einen Handspiegel, hielt ihn vor das Gesicht ihres Bruders: Seine linke Gesichtshälfte war von einem schwarz-weißen Rautenmuster bedeckt, das in krassem Kontrast zu seinem hohlwangigen, bleichen Gesicht stand, seine Augen lagen tief in den Höhlen, das eine braun, das andere ebenfalls mit dem Rautenmuster.

„Was?! Wie?!“ Fineon war entsetzt und seine Schwester tat nichts dazu, ihn zu beruhigen: „Un' dein linger Arm und dein linges Bein seh'n genauso aus. Der Medikus sacht, das is' ihm unerklärlich un' Artin meint, das is' magischer Natur.“

Mühsam stemmte der hagere, junge Mann sich hoch und starrte an sich hinunter. Tatsächlich, auch der linke Arm war mit dem unheilvollen Muster bedeckt. Fineon war überrascht, daß er keine stärkeren Schmerzen fühlte, gleichzeitig aber auch glücklich darüber, und er bat seine Schwester Uleanor um ein Glas Wasser, worauf sie das Zimmer verließ. Als sie wieder zurückkehrte, war er bereits wieder dahingedämmert. Sie stellte die Karaffe und das Glas ab, lehnte sich gegen eine der Marmorsäulen in Fineons lichtem Raum. Als ein Trupp Stadtgardisten in den frühen Morgenstunden ihren älteren Bruder in den Silberfarnpalast getragen hatte, das Domizil ihrer Familie, hatte sie das Schlimmste befürchtet, während ihr Vater sicher war, daß er nur einmal wieder im „Rausch den Heimweg nicht gefunden“ hatte. Nun aber war weder das eine, noch das andere der Fall gewesen und Artin Rebur, Eriel Silberfarns Berater, hatte die allen Anschein nach magischen „Tätowierungen“ nicht entfernen können - geschweige denn, ihren Ursprung erklären. Uleanor hoffte auf baldige Genesung ihre lieben, wenn auch unsicheren und exzentrischen Bruders. Er hatte ihr nie die Zuneigung gezeigt, die sie für ihn empfand, doch sie war zuversichtlich, daß sie

eines Tages gemeinsam des Vaters Himmelschiff fliegen würden. Wenn es doch nur endlich fertiggestellt würde.

In dieser Nacht wurde Fineon von einem schrecklichen Alptraum geplagt: Er stand allein auf einem kalten Felsplateau, über sich nichts als den kalten Sternenhimmel. Ein unheimlicher Wind frischte auf, er schien direkt zwischen den Sternen hervor zukommen, aus der Leere. In das anschwellende Heulen der grimmigen Luftmassen mischte sich ein höhnisches, heiseres Lachen. Kalter Schweiß rieselte dem Patriziersohn den Rücken hinab: „Bald bist du mein!“

Wieder ein Lachen: „Du kannst mir nicht entfliehen.“

Fineon blickte sich gehetzt um, erkannte mit Schrecken, daß er auf einer flachen, jedoch kaum einen Tritt durchmessenden Felsnadel stand -von einem zum anderen Augenblick. Nicht nach vorne konnte er, dort drohten die Nebel über dem Abgrund-, nicht nach hinten- nicht in die Schwärze. Mit Grauen sah er, wie sich aus den kalten Sternenaugen über ihm langsam züngelnde Lichtfinger wanden, ihm entgegen! Mehr und mehr verdeckten die gleißenden Tentakeln die beruhigende Dunkelheit, näher und näher kamen sie, doch bevor sie Fineon erreichten, wachten er mit einem Schrei auf. In seinem Kopf -Traum oder Realität?- dröhnten die unheilverheißenden Worte: „Sei mein Opfer!“

Uleanor hatte, kaum, daß ihr Bruder erwacht war, Artin Rebur gerufen. Unheimlich, daß der tagaus, tagein in seine grellrote Robe gewandet, niemals zu schlafen schien. Sie hatte nur gegen die schwere Türe vor seinem im Fundament des Gebäudes befindlichen Räumlichkeiten klopfen müssen und schon war er neben ihr materialisiert. Er war nach einer kurzen Erklärung ihrerseits wieder verschwunden und noch vor Uleanor in Fineons weitläufigem Zimmer, wo er vor den angstvoll geweiteten Augen des gerade Erwachten seltsame Handbewegungen vollführte. Dann stellte er fest: „Etwas ist geschehen!“

Er betonte das letzte Wort so sehr, daß ihr Schauder zwischen den zierlichen Schulterblättern hinabfuhren. Plötzlich riß er die Decke vom breiten Bett des Erben Erial Silberfarns. Uleanor erschrak. Nicht vor ihrem entblößten Bruder -auch er war nur ein Mann- sondern weil die gesamte linke Hälfte seines Körpers nun bedeckt war von jenem schwarz-weißen Rautenmuster.

„Das breitet sich ja aus! Fine, was is' los mit dir?!“

Hätte Fineon es gewußt -hätte er etwas daran ändern können?

### III.

„Fineon geht es immer noch nicht besser?“ Erial Silberfarn, ein hochgewachsener, silberhaarer Mann undefinierbaren Alters, stand fast bewegungslos auf seinem Balkon, von dem er Ausblick auf weite Teile Elek-Mantows hatte. Artin Rebur, Magier, Berater und in der Unterstadt als Kopfgeldjäger gefürchtet, saß im geräumigen Arbeitszimmer seines langjährigen Geldgebers. Er zeigte nicht die Unruhe, die ihn ob dieses mysteriösen arkanen Phänomens ergriffen hatte: „Nein. Diese, nennen wir sie einmal Tätowierung, breitet sich auf seinem Körper aus, ohne daß ich dem Einhalt gebieten könnte. Ich kann die Struktur und Substanz des Phänomens nicht ergründen. Wenn ich eine Schätzung machen müßte, würde ich sagen, in der nächsten Nacht ist sein gesamter Körper, hm, infiziert.“

Silberfarn drehte sich um, fixierte den Rotgekleideten mit den kristallgrauen Augen. Wenn selbst Rebur mit seinen unorthodoxen Methoden nicht erreichen konnte, wer dann?

„Er stammelte von Tentakeln, einem gehörnten Haupt zwischen den Sternen, Strömen von Blut. Seid ihr sicher, daß dies nicht die Hauptwirkungen des Rauschmittels sind, Artin?“

Der Magier blickte in die Richtung des Patriziers, doch Silberfarn wußte nicht, ob er ihn direkt ansah - die pupillenlosen, schwarzen Augen boten keinen Anhaltspunkt.

„Vollkommen. Die alchimistischen Substanzen habe ich aus seinem Leib entfernt. Es handelt sich dabei um unerklärliche Traumvisionen, die nur mit seiner Verwandlung zusammenhängen können. Diese Nacht wird sich zeigen, was...DANACH kommt...

Fineon wälzte sich auf seinem bequemen Lager hin und her, als bestünde es aus lebenden Schlangen, durchlebte den fort dauernden Alptraum als Wirklichkeit. Uleanor klammerte sich schreckensstarr an einen der Rundbögen -ihr flehentliches Bitten, bei ihm Wache halten zu dürfen, hatte bei ihrem Erfolg getätigt.

Dunkelheit, dann ein Lichtblitz, im Gehirn des jungen Mannes explodierte mit schmerzhafter Schärfe das Bild eines abgrundtief bösen Gesichtes, vom Haß zerfressen, höhnisch, gehört und doch nicht ganz zu erkennen.

Feuer toste durch seine Nervenbahnen, ließ seine Seele schreien, seinen Körper sich aufbäumen: „Noch diese Nacht, und du gehörst mit, Sterblicher.“

Ein böses Lachen, neuerliche Agonie für Fineon, hin und her warf er sich auf seinem Lager, schweißnaß.

Uleanor schrak zusammen, als ein rötliches Glühen von seinem hageren Körper ausging. Wie von einem Windstoß erfaßt, flog seine Seidendecke davon; Schlangengleich wuchsen die Linien auf dem Leib ihre Bruders, schwarze Rauten auf weißem Grund. Noch waren sein rechter Arm und rechter Oberkörper, noch die rechte Gesichtshälfte frei und von blasser rosafärbung, jetzt nur noch Brust und Gesicht, das Muster wuchs weiter, unter ständiger Steigerung der Intensität des Glühens, bedeckte die rechte Kieferhälfte, die rechte Wange, nur noch die rechte Schläfe war frei. Dann bedeckten die dämonischen Rauten auch diese -angstgelähmt rutschte Uleanor an der Marmorsäule zu Boden.

Fineon -Fineon?- schlug die Augen auf. Sie leuchteten in rötlichem, unheiligem Feuer. Das Wesen schaute sich um und sein Blick fiel auf das Mädchen, zitternd am Boden kauern.

„Ein Opfer für Selefra, der Alles Verschlingenden!“, röhnte es, nur noch eine blasphemische Parodie ihres Bruders, denn der Körper des jungen Mannes befand sich in einer entsetzlichen Veränderung. Er streckte sich, die Muskeln wuchsen, an Händen und Füßen dolchartige Klauen, im Mund -Maul?- Reißzähne, am nunmehr grobschlächtigen, dichtbehaarten Kopf fünf gezackte Hörner. Es, was immer es nun war, trat auf Uleanor zu. Nur dank der geschulten Reflexe einer Kimmelskriegerin entging sie den Greifklauen des Wesens und rannte durch den Torbogen, der zur Freitreppe in den Dachgarten führte. Das Monster war einen Moment irritiert, als sein Schlag die Säule zum Bersten brachte, doch dann nahm es Uleanors Witterung auf, die Jagd begann.

Die zierliche Frau, die schon im Alter von vier Sommern auf den Himmelsschiffen ihres Vaters umhergeklettert war, nutzte alle ihre Reserven, um diesen Ort des Schreckens hinter sich zu lassen. Doch das Wesen, welches ihr Bruder gewesen war, folgte ihr.

#### IV.

Aramar liebte es, des Nachts durch die verlassen Straßen der Oberstadt zu wandern. Die stets und doch unsichtbar präsenten Garden vermittelten ihm ein Gefühl der Sicherheit, wie er es im Rattenloch nie habe durfte. In sich versunken schlenderte er mal nach rechts, mal nach links, durch hell erleuchtete Alleen, wo er Reiche, Satte und Zufriedenen traf, durch dunkle Durchgänge, wohin die Armen der Oberstadt -wahre Glückspilze im Vergleich zu den elenden Kreaturen der Unterstadt- sich bargen, über Brücklein und Treppen. Im Moment galt seine Aufmerksamkeit dem klaren Sternenhimmel und er versuchte seine durch die Lektüre gelehrter Bücher erworbenen Kenntnisse auf die Sternbilder anzuwenden. In dieser Nacht jedoch war alles irgendwie durcheinander, das Chaos der Lichter sagte ihm nichts. Gerade wollte er eine steile Treppe hinaufsteigen, vorbei an den pompösen Mauern eines Patrizierpalastes, da schreckte den hilfsbereiten, jungen Mann ein spitzer Hilfeschrei aus seinen Gedanken.

Von dort oben, dem Absatz der Treppe, stolperte ihm ein junges Mädchen entgegen, mit langen, silberblonden Haaren und schreckensgeweihteten, goldenen Augen, „Wie von Dämonen gehetzt“, so dachte sich Aramar. Im selben Augenblick tauchte nur wenige Schritte hinter ihr die Inkarnation all seiner Alpträume von Konfrontationen mit höllischen Wesen auf: Eine Gestalt, fast doppelt so groß wie er selbst, mit bösen, magischen Zeichen bedeckt und von einer roten Halo umgeben, mit Hörnern, Zähnen, Klauen und lodernden Augen, die sich nun auf ihn richteten. Ein heiseres Knurren löste sich aus der Kehle des Wesens: „Der Diener Selefras wird auch dich verschlingen!“

Es musterte Aramar und gab diesem Zeit, sein Grauen zu überwinden und das völlig aufgelöste Mädchen aufzufangen. Als das Monster auf sie beide losstürmte, zog er zu seiner eigenen Überraschung seinen Degen, zeichnete seltsame Symbole in die Luft und rief: „Der Bannkreis mich umringt, kein Gegner ihn durchdringt, nicht Stahl noch Feuerstrahl!“

Fassungslos über sich selbst und über das, was sich vor seinen Augen abspielte, sah er, wie das Monster stehenblieb, als ob es gegen eine Wand gerannt wäre, benommen das gehörnte Haupt schüttelte und dann die Zähne fletschte: „So will man mich aufhalten!“

Mit gesenktem Haupt stürmte es los, flammende Linien durch die Luft ziehend. Aramar und Uleanor stürzten zu Boden und schon nahm es erneut Anlauf, das magische Feld zu durchbrechen. Der Magier rappelte sich auf, legte wie in Trance die Hände vor seinen Augen aneinander: „Des Geistes Kraft ein Trugbild schafft, dem Feind verborgen, wunderbar, mach' uns der Zauber unsichtbar!“

In der Tat verschwanden die beiden Menschen schlagartig, als er fertig gesprochen hatte, das Wesen überrascht zurücklassend. Doch die Kreatur, die einst Fineon Silberfarn gewesen war, lachte lauthals los, griff mit einer Klaue in die Luft und streute einen leuchtenden Staub aus. Er legte sich über Aramar und die Patriziertochter, zwar waren sie noch immer unsichtbar, doch ihre Umrisse waren zu erkennen. Dann rannte das Monster ein letztes Mal gegen die magische Barriere an...

In diesen Tagen war die Präsenz der Macht Selefras auf Nontariell besonders stark, schlimmer noch, die böse Macht manifestierte sich hier, in Elek-Mantow. Yanec Hesvitel d'Ibrisco und seine Glaubensbrüder hatten lange gebraucht, den genauen Ort festzustellen, doch nun war er dorthin unterwegs, wo das Wirken des finsternen Entität offen zum Ausbruch kam- in die Oberstadt. Seinen roten Umhang hatte er in der Klausen im Hesvitetempel gelassen, den Drachenhelm trug er unter dem Arm und eilte, so schnell es ging, ohne auffällig zu werden, zum ominösen Schnittpunkt der Kraftlinien. Sein Weg führte ihn über eine breite Allee, vorbei am bekannten Gasthaus „Zum Echo“, in eine schmale Gasse die nach kurzer Strecke in eine gewundenen Treppe übergang, die zwischen den Patrizierpalästen die Anhöhe hinaufführte. Immer stärker wurde die Ausstrahlung der bösen Wesenheit, so stark, daß der Ritter anfang zu zittern unter der Überwindung, die es ihn kostete, sich der Quelle weiter zu nähern. Yanec setzte seinen Helm auf und zog seine beiden Schwerter, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand beobachtete, stürmte vorwärts.

Als er um die Ecke bog, traf ihn die magische Aura des Wesens wie ein Schlag in die Magengrube: Über zwei verzweifelte Menschen, einem kleinen Mann in schlichter Kleidung und einer jungen, ungewöhnlich hübschen Frau stand eine entsetzliche Kreatur, eine Klaue zum tödlichen Hieb erhoben, für Yanec klar erkennbar als Inkarnation eines der dämonischen Diener der Gottheit Selefra. Auf den Kampf mit solch einem Ungeheuer war er Jahr um Jahr vom Kult der Träume vorbereitet worden. Verderbte, menschliche Diener Selefras bestimmten immer wieder menschliche Körper zur materiellen Hülle von unirdischen Wesenheiten, sie zum Gefolge des Gottes der Macht und der Heimlichkeit gehörten, seine Hochgeweihten sollten dies sogar durch bloße Berührung können. Doch wenn ein solches Unwesen in materielle Gestalt gebracht wurde, war es verletzlich, so sagten die Lehren der BOTSCHAFT. Yanec sprang mit einem einzigen Satz über Aramar und Uleanor hinweg und griff an.

Es parierte den ersten unbeholfenen Angriff mühelos und schleuderte Yanec über die Schulter zu Boden. Dies kam überraschend, gerade noch rechtzeitig rollte er sich beiseite, ehe Reißklauen vom



Bein des Monsters die Stelle trafen, an der er gerade noch gelegen hatte. „Beim Brenner!“, fluchte er, beim Sturz mußte er sich die Schulter verletzt haben. Yanec sprang wieder auf die Beine, solche Kleinigkeiten durften ihn nicht behindern. Mit dem Langschwert parierte er einen Klauenhieb, mit dem Kurzschwert hackte er in den Arm seines Gegenübers. Brüllen und dunkles Blut verspritzend wich dieser zurück. Wo das Blut auf den Boden tropfte, zischte es. Doch dann strafften sich die monströsen Muskeln des Dämons, wie ein Pfeil schnellte er los, rammte den Priester gegen eine nahe Wand. Yanec spürte Rippen brechen, stieß verzweifelt beide Schwerter nach dem zum Schlag ausholenden Dämon, traf und riß zu beiden Seiten des Brustkorbs zwei klaffende Wunden -das unheilige Wesen wich zurück, wiederum, um nur erneut anzugreifen. Der bärtige Hesvitegeweihte duckte sich unter dem steineberstenden Hieb weg, doch sein Helm steifte die Hand -Hand?- des Monstrums, wurde ihm vom Kopf gerissen und polterte verbeult zu Boden. Ein Hechtsprung rettet ihn erneut von einem tödlichen Tritt, Yanec landete vor Uleanors und Aramars Füßen, die wie erstarrt dem schweigenden, verbissenen Duell beiwohnten. Sein Körper schmerzte von der Überlastung, die gebrochenen Rippen, brannten wie multorische Feuerkugeln, doch er durfte nicht aufgeben: „Hesvite!“, flehte er, „wie soll ich diesen Berg aus Muskeln, Sehnen und Knochen besiegen? Bitte hilf!“

Nicht sein großes Kampfgeschick, nicht die Erfahrung zahlloser Gefechte, nicht die harte Ausbildung, die er zuerst als Assassine Selefras und dann als Ritter Hesvites erhalten hatte, halfen ihm gegen diesen Kontrahenten, die ihm den meisten Kämpfern in Elek-Mantow überlegen machte. Gegen diese Kreatur böser Macht half nur pure Kraft.

Yanec stürmte erneut los, wieder schlug er zu, rechts, links, zerfetzte Muskelgewebe und mußte einen schweren Treffer einstecken, der ihn zu Boden warf und ihm den linken Arm brach. Allein das schwarzpolierte Kettenhemd bewahrte Yanec davor, daß die Oberarmmuskeln durchtrennt wurden. Er biß die Zähne zusammen, um den Schmerz nicht hinaus zu schreien -und da hatte er eine Vision.

Er sah das heilige Zeichen seiner Gottheit. Es stand leuchtend purpurn an den Nachthimmel geschrieben, zwei diagonal gekreuzte Striche, verbunden mit zwei senkrechten Strichen. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Blitzschlag. Hesvite war der elementare Widerpart Selefras und nur das heilige Symbol Hesvites konnte einem Dämon Selefras wirklich schaden. Mit einem triumphierenden Lachen machte er einen Ausfallschritt auf seinen Gegner zu, schwang das Langschwert mit dem rechten Arm, achtete nicht weiter auf den gebrochenen. Sein erster Schlag verband die beiden blutigen Streifen an den Flanken des Wesen durch einen dritten, von rechts oben nach links unten. Wutschnaubend trat es nach seinem Oberschenkel, der glücklicherweise ebenfalls durch das unerhört widerstandsfähige Kettenhemd geschützt wurde. Yanec fühlte das Krachen seines Schenkelknochens, doch noch im Fallen führte er den entscheidenden Streich. Quälend langsam schnitt die Schwertspitze durch die ledrige Haut des Dämonen, näherte sich dem unteren Ende des Risses an der rechten Flanke. Dann war das heilige Symbol Hesvites auf der Brust des Monstrums vollendet.

Strahlendes Licht brach daraus hervor und schoß gen Himmel wie eine Lohe. Im selben Moment ging mit dem Wesen eine grausige Verwandlung vor sich: Seine Haut zerfiel, schälte sich ab, legte Blutbahnen, Organe und Muskulatur -wenn es sich bei diesen widerlichen Innereien wirklich darum handelte- fielen zu Boden. Aus dem Inneren brachen Lichtbündel, verbrannten, was noch vom Körper übrig war, bis schließlich nur noch eine Gestalt aus grellem Licht dastand, taumelnd. In einem letzten, haßerfüllten Aufflackern machte sie einen Schritt auf den hilflos am Boden liegenden Priester zu. Dann schoß auch der Rest des Ungeheuers als Lichtstrahl in den schwarzen Nachthimmel. Geschwächt durch die vielen Verletzungen, betäubt vom Schmerz, verlor Yanec das Bewußtsein.

Als er die Augen wieder aufschlug, blickte Yanec Hesvitel d'Ibrisco in seine lichtdurchflutete Klausur im Hesvitetempel von Elek-Mantow. Nachdem sich seine Sicht geklärt und er sich ein wenig aufgerichtet hatte, konnte er von seiner strohgepolsterten Holzpritsche aus die junge Frau mit dem silbernen Haar, den goldenen Augen und den schmächtigen jungen Mann mit dem schütterten Barthaar sehen.

„Geht es euch gut?“, fragte Aramar den Geweihten, den an Arm und Bein geschient war und um den muskulösen Oberkörper dicke Bandagen trug.

„Hesvite sei mit euch! Ich fühle mich zerschlagen, doch sonst... lebe ich noch. Was ist passiert?“

Uleanor lächelte Yanec an: „Du bist in Ohnmacht gefallen. Aramar und ich hab'n dich zu einer Heilerin gebracht, zu diesa Sarjana...“

„...von der man sagt, sie sei die Beste in der Stadt“, warf der Magier ein.

„Die hat dich wieda geflickt und dann hab'n wir dich hierher gebracht.“

Pfeifend sog Yanec die Luft ein und lehnte sich wieder zurück: „Ich danke euch. Wenn ich euch je helfen kann...“

Aramar unterbrach ihn schüchtern: „Das war doch da Mindeste, was wir für euch tun konnten, nachdem ihr uns vor dem Dämon rettetet. Nun... die Nacht war lang und es ist fast Mittag...ich empfehle mich. Erlaubt ihr mir, morgen wieder zu kommen?“

„Sicher. Ich bin froh, mal jemanden Neues hier zu haben“, grinste Yanec.

Aramar verbeugte sich und verließ die Beiden. Er mußte diesen Priester dazu bringen, ihm bei der Formung seiner immer stärker zutage tretenden arkanen Kräfte zu helfen, deutlich hatte er den astralen Fluß gespürt, der d'Ibriscos Heilung beschleunigte. Andererseits, konnte es sein, daß jener diese arkanen Ressourcen unbewußt nutzte? Sinnierend und müde schritt der junge Zauberer von dannen.

Verlegenes Schweigen herrschte zwischen Yanec und Uleanor. Bis sie es brach: „Glaubs' du, Fine...mein Bruder... der Dämon nochma' wiederkehrt?“

„Möglich wäre es, Selefra wird diese Niederlage eines seiner mächtigen Diener nicht vergessen.“

„Dann möcht' ich, daß du mir den Kampf zeigst. Ich werd' Fine räch'n!“

„Ich bin kein Schwertmeister, sondern ein Missionar Hesvites. Mit blankem Stahl war das Wesen nicht zu besiegen.“

„Dann möcht' ich auch Missionarin werden.“

Verblüfft starrte Yanec sie an: „Das... ist nicht so einfach- Du müßtest zuerst Mitglied des Kultes der Träume werden...“

„Dann fang ich sofort damit an!“

Verärgert richtete er sich wieder auf: „Das ist keine Frage des reinen Willens und darf erst recht keine Entscheidung aus Racheplänen sein!“

Uleanor kniete sich vor seine Lagerstatt: „Bitte! Ich fühl' ich ohne Beistand so schutzlos!“

Wer konnte diesen flehentlichen Augen schon widerstehen? Während Yanec die traumatischen Erlebnisse überdachte, die seinem Kampf vorangegangen sein mußten, schmolz sein Widerstand wie Kirtesbutter in der Sonne Koatliteks: „Nun gut, ich werde dich als Novizin annehmen. Melde dich bei Bruder Ilforti im Raum am Ende des Ganges. Sag ihm, ich schicke dich und erkläre ihm die Sache...“

Ehe er noch die mahnenden Worte sprechen konnte, die angebracht schienen, eilte das Mädchen mit einem Freudengeheul zur Tür hinaus. Soso, dieses verzogene Ding wollte also Dienerin der Herrin der Träume werden. Wollte sie beim Zusammentreffen mit den Schergen Selefras eine Chance haben, so mußte er ihr viel beibringen. Während Ritter Yanec sich noch fragte, ob er dieser Aufgabe gewachsen war, taten die Kräuter Sarjanas unter den Bandagen ihre Wirkung und er dämmerte in einen heilsamen Schlaf hinab.

## Bald erhältlich:



**Elek-Mantow: Die gespaltene Stadt**  
**Geschichten des vierten Zyklus**

© Jani '96

